Kursbuch 42

Unsere Bourgeoisie

Alfons Scharf, Unsere B. / *Bernt Engelmann*, Eure Elite
Ellen von Friedeburg, Bürgerliche Attrappen
Dossier: Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke
Der Aufstieg · Die Krise · Die Macht ohne Herrlichkeit
Hans-Dieter Bahr, Das unheimliche Heim
Claudio Hofmann, Abgrenzungsübungen eines Aufsteigers
Dietmar Schmied, Die Anstrengung
Rudolf Hickel, Kapitalfraktionen
Ernst Gerhards, Bourgeoisie in Frankreich
Pierre Bourdieu, Die neuen Kleider der Bourgeoisie

Kursbogen: Historischer Roman

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

908
Kurs
42

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

42 Unsere Bourgeoisie

Dezember 1975

Alfons Scharf, Unsere B. 1
Ellen von Friedeburg, Bürgerliche Attrappen 5
Dossier: Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke. Materialien zur Naturgeschichte und zum Sozialcharakter der in Deutschland herrschenden Klasse
I Der Aufstieg (19. Jahrhundert, Kaiserreich) 19
II Die Krise (Weimarer Republik und Drittes Reich) 37
Hans-Dieter Bahr, Das unheimliche Heim oder die schaurige Geborgenheit bürgerlichen Wohnens 45
Anne Dorn, Außenansicht 67
Claudio Hofmann, Abgrenzungsübungen eines Aufsteigers 71
Dietmar Schmied, Die Anstrengung 83
Unternehmer-Schulung. Public-Relations-Entscheidungstraining in einem Jungunternehmer-Seminar 105
Dossier: Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke
III Die Macht ohne Herrlichkeit (Bundesrepublik) 115
Bernt Engelmann, Eure Elite 133
Rudolf Hickel, Kapitalfraktionen. Thesen zur Analyse der herrschenden Klasse 141
Ernst Gerhards, Bourgeoisie in Frankreich 155
Pierre Bourdieu und Yvette Delsaut, Die neuen Kleider der Bourgeoisie 172
Vittoria Alliata, Eine Bourgeoisie in Zement 183
Vorschau Kursbuch 43 bis 45 189
Kursbogen: Historischer Roman

B 1884
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
Kur
ausgeschieden am:
880
Exz
42

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge ... vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, ... M 8 (Heft 21 bis 38 DM 5 bzw. DM 7). Anschrift der Redaktion: Kursb... ...ag, 1 Berlin 30, Potsdamer Straße 98, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1975 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Diesem Heft liegen Prospekte der Verlage Frommann–Holzboog, paed extra und Rotbuch bei.

Unsere B.

München, den 1. Oktober 1975

Liebe Genossen,

Unsere B., nach der ihr fragt, ist ein heißes Eisen, wo man nicht gerne drüber redet, weil man nicht weiß, was dabei rauskommt.
Man weiß nicht genau, wie sie ausschaut und was sie macht; außerdem weiß man auch nicht genau, wer dazugehört und wer nicht.
Manche Leute stehen im Verdacht, daß sie dazugehören, und streiten das ganz energisch ab; andere wieder stehen nicht in diesem Verdacht und möchten immer dabeisein.
Unserer bürgerlichen Soziologie macht das arges Kopfzerbrechen, weil man in der Wissenschaft alles genau wissen muß. In den goldenen 50er Jahren konnte man sich noch damit helfen: wo man nichts drüber weiß, das gibt es auch nicht und ist nur eine böse Erfindung der Ketzer und man braucht da gar nicht weiter drüber nachzudenken; sowas passiert immer wieder, wenn die gerade Herrschenden meinen, die Wissenschaft das sind wir, und da nützt es auch nichts, wenn man schon vor ein paar hundert Jahren von einem schlitzohrigen Sternbeschauer ganz bös hereingelegt wurde; und sie dreht sich doch; und ist dabei nicht einmal verbrannt worden, sondern hat bloß widerrufen.
Aber heute sind wir in den 70er Jahren und da geht sowas natürlich nicht mehr und da muß es eine B. geben, weil sonst wieder andere Sachen, wo man genaueres drüber weiß, nicht stimmen würden, oder man hat Volkswirtschaft in Innsbruck studiert.
In der sozialistischen Soziologie, und die gibt es ja auch erst, seit es in der bürgerlichen Soziologie eine B. gibt, hat man es da leichter. Da weiß man genau, daß die B. die herrschende Klasse und damit die Ausbeuterklasse im Kapitalismus ist; sie war früher die fortschrittliche Kraft und sitzt heute verfaulend auf dem absterbenden Ast, weil sie in ihrem Schoß ihren eigenen Totengräber, das Proletariat, produzieren mußte; und das sind gesellschaftliche Gesetzmäßigkeiten. Aber das wollen die meisten Leute bei uns auch nicht so recht glauben, weil man da hinwiederum über die Termine nichts genaueres weiß und manche Leute immerzu falsche Termine sagen.
Weil das alles so schwierig ist, muß man dann was schreiben, auch wenn man nichts genaues drüber weiß, weil wenn in einem Land keiner weiß, wer

wo hingehört, gibt es leicht ein Durcheinander und oft sogar Aufruhr und Ungehorsam, und sowas schadet natürlich unserer Wirtschaft.
Wenn man bei unserer B. eintritt, trifft man erst einen Schreibtisch; wenn man sich auch einen Schreibtisch anschafft, gehört man trotzdem nicht dazu, weil der muß heute in einem Jet aufgestellt sein: unsere B. ist ein »Vaterlandsloser Geselle« geworden und wo es ihr gut geht, da ist ihr Vaterland. Früher haben das bloß die sozialdemokratischen Handwerksgesellen gemacht und sind auch tüchtig geschimpft worden dafür, aber heute muß man weltoffen sein für die internationalen Verbindungen und die muß man haben.
Wenn man zu unserer B. gehört, muß man einen Besitz haben; wenn man einen Besitz hat, darf man ihn nicht einfach verzehren, sondern bloß den Ertrag. Für einen Teil unserer B. wird es immer schwerer, die alte Bauernregel einzuhalten, daß auch im allerkältesten Winter die Saatkartoffeln nicht einfach aufgegessen werden dürfen, und die einen meinen, da sind die Gewerkschaften dran schuld, und andere wieder, das kommt von der ganz großen B. und vielleicht kommt es auch von beiden.
Wenn man keinen Besitz mehr hat, gehört man zu den armen Verwandten und es muß gesorgt werden, daß wenigstens die Kinder eine gute Ausbildung kriegen; wenn man zur Groß-B. gehört, ist das nicht mehr so wichtig; man kommt dann auch so durch und schreibt einfach eine Anzeige: »Partner gesucht, der sowohl Jeans als auch den Frack zu tragen weiß«; und das ist wichtig, wenn man bedenkt, daß die alten Griechen bloß deshalb untergehen mußten, weil sie die Jeans den Sklaven allein überlassen haben; dann sind 1500 Mark und mehr für einen Jeansanzug nicht zuviel, soviel muß man schon anlegen können, daß man sowohl als auch den Frack richtig zu tragen weiß und ist dann auch richtig modern; weil seit unser Herr Bürgerpräsident in den Ruhestand getreten ist, braucht man ja wieder den Frack, aber das gilt wieder nur, wenn vorher ausgemacht worden ist, daß alle einen Frack anziehen müssen und dann ist das keine Gleichmacherei; da ist auch kein Arbeiter dabei, sondern heißt dann Aufsteiger und wird untersucht wegen Schichtendurchlässigkeit; aber gegen diese Frackzwänge kann man ja eigentlich auch nichts gegen haben, wenn es vielleicht dazu nützlich ist, daß die Investitionslust wieder geweckt wird und das ist das, was unsere Wirtschaft so dringend braucht.
Aber eine Bildung muß man haben.
Wenn diese nicht an der Uni erworben wurde, heißt sie Herzensbildung und man kümmert sich um die Armenpflege und das ist auch eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe und auch ganz nützlich für die braven Armen, die ohne Schuld in Not geraten und trotzdem sauber und anständig geblieben sind.
Unsere Spitzenmanager sind untersucht worden und dabei hat man heraus-

gebracht, daß ein großer Teil von ihnen auch von diesem Bildungsweg kommt; und ist vielleicht auch gar nicht so schlecht, weil in der Armenpflege und Wirtschaft, da sind wir ja noch ganz gut, wenn man sehen und hören muß, wie es erst bei den Anderen zugeht.
Wer die Bildung von der Uni hat, bekommt leicht Schwierigkeiten. Wer kein Fachidiot sein will, muß da viele Sachen mitlernen, wo nicht direkt beim Broterwerb nützen, und da weiß man dann, daß man heute nicht mehr einfach in die Fußstapfen vom Vater hineintreten darf, weil sonst wird die Identitätsfindung erschwert, sagen die Fachleute für Identitätsfindung, und wer das nicht beherzigte, wurde in Gesellschaft leicht ausgelächelt, wenn er im Herrn Vater seinem Maßanzug daherkam; und wer da schlauer ist, probiert es mit dem lustigen Mic-Mac-Boutiquestil vom Gunter Sachs, aber mit dem kommt man dann leicht wieder in den Verdacht, daß man sich nicht so richtig für das große Ganze verantwortlich fühlt und wer nicht ganz oben ist, muß sich für das große Ganze verantwortlich fühlen und hat dann ein Anrecht auf ein größeres Stück vom Ganzen; wer ganz oben ist, braucht das nicht, sondern muß das Ganze verteilen und möglichst gerecht, daß das große Ganze nicht einfach aufgefressen wird, sondern gemehrt; und da gibt es dann auch unter den ganz Großen oft heftigen Streit, wie das am besten gemacht werden soll.
Wem das alles nicht paßt, kann einfach Revolutionär werden und dem Volke dienen, aber das Volk ist leider bei uns genau so schwer zu finden wie die B.; man kümmert sich dann um die nicht braven Armen, aber da gibt es eine starke Konkurrenz, weil für die ist eigentlich die Polizei da und dann gibt es oft heftige Konkurrenzkämpfe, und wer beim Volkskampf erwischt wird und hat kein Volk dabei, wird leicht ausgesperrt; aber ganz nutzlos kann das auch nicht sein, sonst könnte man sich die heftige Gegenreaktion landauf und landab nicht erklären und Berufsverbote brauchte man dann auch nicht; aber wenn man Revolutionär ist und einen Besitz hat, sollte man gegen die Gewerkschaften sein, weil die für die Arbeiter nur ein größeres Stück vom Kuchen wollen, und wenn die Arbeiter genug Kuchen haben, will keiner mehr eine Revolution machen und am Ende steht man da und das eigene Stück vom Kuchen ist einem vielleicht zu klein geworden.
Wem das alles zu radikal ist, hat die Möglichkeit, umherstreifender Haschrebell zu werden, und wem das zu gefährlich scheint, kann auch einem Guru opfern.
Unsere B. hat eine eigene Umgangssprache und mehrere »Dialekte«, mit denen man ganz feine Unterschiede machen kann und bei denen es manche Worte gar nicht gibt, wie z. B. Lohn; und vom Geld spricht man halt nicht, weil man das nicht braucht, wenn man genug hat, und es nicht tut, wenn man keins hat; aber das kommt vielleicht auch ein bißchen von der Kultur, weil über meinem Schulhaustor hat ganz groß in Goldschrift gestanden

»Ohne Fleiß kein Preis, ohne Mühe kein Gewinn«, und ich bin da arg aufs Kreuz gelegt worden, weil ich immer nicht gewußt hab, warum ich fleißig sein soll, weil ich nicht gewußt hab, was ich mit Preis anfangen soll, und zur Mühe war ich auch nicht verführbar, weil bei uns daheim nie von Gewinn die Rede war, sondern bloß vom Lohn, mit dem man auskommen muß; und diese Sprache kann man auch nicht in der Schule lernen, sondern bloß in der Familie, und wenn man sie wenigstens verstehen lernt, ist man schon gut dran, weil man nicht mehr gleich für dumm gehalten wird; aber da weiß ich auch nicht ob das stimmt, weil ein dummer Mensch ist nicht dumm, sondern ungebildet wenn er nicht zur B. gehört, und in der B. gibt es keine Ungebildeten und kann es auch keine Dummen geben; wer trotzdem zu wenig weiß, kriegt leicht Persönlichkeitsschwierigkeiten, wer mehr weiß als er für seinen Lebensunterhalt braucht auch, wer gar nichts weiß, hats leichter; wer nicht zur B. gehört, hats auch leichter, er kann sich fast mühelos auf einen Standort zurückziehen, der wenigstens nicht im Widerspruch zu seiner ökonomischen Situation steht, und das verdankt er einem Bourgeois namens Marx und damit verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Euer Genosse Alfons Scharf

Ellen von Friedeburg
Bürgerliche Attrappen

Versuchte man, sich die sogenannte bessere Gesellschaft in Deutschland als Momentaufnahme in einem ihr zukommenden, unverwechselbaren Rahmen vorzustellen, man käme augenblicklich in Schwierigkeiten.
Unbestimmte Gruppen und Figuren, Gunter Sachs im Ausland, der letzte Krupp desgleichen, einige Künstler, von denen man nicht weiß, ob sie ins Bild gehören . . . Einsam repräsentiert Gabriele Henkel wohlhabendes deutsches Bürgertum mit Neigung zu Intellekt und Bildung: statt Gruppenbild nur Dame im Wechselrahmen.
Will man finden, was beschreibbar ist, mit Vorsicht immerhin Phänomene des »gehobenen« deutschen Bürgertums darstellen, das übrigens hierzulande nicht einmal über einen eigenen Begriff ähnlich der englischen *upper class,* der französischen *haute volée* verfügt, so zeigen sich, locker aufgeteilt und getreu deutschem Partikularismus in Berlin und Hamburg, Frankfurt und München jeweils von regionaler Eigenart geprägt, drei Kreise: die Leute mit Geld, die Intellektuellen und die Politiker, die in jedem Ländchen föderalistisch den Ton mit angeben dürfen.
Die deutsche Geschichte hat nur kurzfristig nach 1871, schließlich noch einmal im Berlin der zwanziger Jahre so etwas wie eine deutsche Gesellschaft erlaubt, vergleichbar der englischen, der französischen – zu kurz, um deutsches Bürgertum selbstbewußt für sich und den Betrachter zu etablieren. Deutsche Literatur beschreibt das treffend. Briests und Wuthenows vermählen sich nicht mit den Buddenbrooks, und Toni wird mit dem Münchner Bierbrauer nur zeitweilig glücklich; fremde Welten überall, Berlin nur ausnahmsweise Treffpunkt, während in Paris, der ausdauernden, dominierenden Metropole, Balzacs Figuren nicht nur tout Paris, sondern ganz Frankreich repräsentieren, den Adel, seine Bälle, Garderoben und Logen, das große Haus, das er führt, der Baron von Nucingen zum Beispiel. Zunächst noch tauscht der Bürger, bei Balzac ein Nudelfabrikant, Mitgift gegen Adelstitel für die Tochter, hilft den feudalen Aufwand, die noble Lebensweise finanzieren, dann übernimmt er sie selbst, dem Adel die Ehre, dem Bürger mit der Industrialisierung wirtschaftliche Macht.
Auf diese Weise kommen zur Gründerzeit auch in Deutschland Bürger mit Vermögen, durch Vermögen zu feudalen Ehren. Krupps bauen die Villa Hügel, der Kaiser besucht sie in Essen oder in Berlin den reichen Bankier

Gehrhus, bei dem es weltoffener, liberaler zugeht als daheim. Jedoch, ehe daraus Tradition, selbstverständliche Gepflogenheit wird, zertrümmern zwei Kriege einen Teil dieser Ordnung. Aus dem Gefängnis zurückgekehrt, baut sich Alfred Krupp einen Bungalow, die Villa ist für die Welt kurz nach 1945 Symbol der Niederlage Kruppscher Kanonen und teutonischer Gewalt. Im Berliner Gehrhus irren mäßig betuchte Hotelgäste durch die verschwenderische, für die Großbourgeoisie von einst geplante Fülle von Fluren, Salons und Bibliotheken, um in ihre Schlafzimmer zu gelangen. Angesichts heutiger Boden- und Baupreise (vom Personal ganz zu schweigen, das für derlei Paläste vonnöten war) vermittelt die unbekümmert von solchen Überlegungen erbaute, auf protzige Repräsentation bedachte Pracht nur einen bedrückenden Eindruck vom Damals als von etwas Vergangenem, von weniger elegantem als vielmehr aufgedonnertem, monströsem Angebertum.

Scheinbar gibt es sie auch nicht mehr, die Dame des Hauses, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen andere Pflichten – der Hausfrau und Mutter etwa – untergeordnet waren und vom Personal ersatzweise übernommen wurden. Effi Briest zum Beispiel, die für den Landrat Besuche zu machen und zu empfangen hatte und sich so leicht gelangweilt, unausgefüllt, leer fühlte. Wo öffnet noch das Mädchen mit der weißen Schürze, der Diener mit Handschuhen die Tür, um Besucher vorzulassen oder abzuweisen? Früher sparte die gutbürgerliche Familie lieber am Essen als an solchen Zeichen vornehmer Lebensart; heute macht sie »Anschaffungen« und bleibt unter sich. Das Militär, eine Stütze der Gesellschaft, unentbehrlich für Romane und Duelle, der Offizier im exklusiven Regiment, die Uniform, eher ein Kostüm und beileibe nicht pflegeleicht (wozu hatte man einen Burschen?), eigens für ihn geschneidert, weiße Hosen, rotes oder blaues Jackett, womöglich einen Helmbusch auf dem Haupte – wo sind sie geblieben? Nach zwei verlorenen Kriegen für unfähig und bankrott erklärt, nur widerwillig neubelebt und als Bürger in Uniform versteckt, um neu oder wieder angehäuften Besitz vor den Roten zu schützen.

Verschwunden also die Exzellenzen unterm Tschako samt ihren Damen, die den Titel mit ihnen teilen durften. Als ich nach dem Krieg einer Generalswitwe vorgestellt wurde, meinte sie gnädig: »Vor dem Krieg, mein Fräulein, hätten sie mich mit Exzellenz anreden müssen«, es war traurig und komisch zugleich. Mittelloser Adel leuchtet im falschen Schein verlogener Boulevardblätter, vorausgesetzt er darf sich zu den Fürsten, wenigstens den Grafen rechnen. Wer nur ein »von« vor seinem Namen trägt, ist vom Kleinbürger geschieden allein durch Dünkel. Wehmütig bis bitter beklagen sie, was man ihnen an der Wiege nicht gesungen hat.

Die Statistik jedoch weist seit 1949 einen jährlichen Zuwachs an Vermögens- und Einkommensmillionären auf. Bei Max Dietl in München kleidet

sich der teure Mann, die Antiquitätenmessen können als Erfolg verbucht werden wie die Auktionen bei Hauswedell, es gibt noch immer die wohl- und teuer ausgestattete Villa inmitten gepflegter Parkanlagen. In Hamburg-Blankenese, im Grunewald, in Grünwald oder Kronberg verbirgt sich Besitz mißtrauisch abgeschirmt gegen die unsichere, böse, womöglich rote Welt da draußen hinter Hecken und Mauern und vor allem geschlossenen Toren. Wo in Frankreich der umhegte, gepflegte Landsitz sich selbst bei offenem Tor leger und selbstverständlich dem Zuschauer öffnet und ihn zugleich durch ein Schild »propriété privée« respektvoll sich vom Leibe hält, leben unsere Reichen nur in St. Moritz, Cannes oder Saint Tropez so richtig auf, tragen Modellkleider oder einfach Jeans, teuer ausgefranst, nicht leger. Zuhause scheinen sie bescheiden, sozial oder nur verschämt, dabei böse auf jeden Playboy, der wie Krupp junior ihren guten Ruf aufs Spiel setzt, sie ins Gerede bringt, in eine Öffentlichkeit zerrt, die sie scheuen. Halten sie sich nicht für privilegiert, diese Bürger, für verdient privilegiert wohlgemerkt, nicht für wirklich und natürlich besser, mit Privilegien angemessen honoriert für mehr Fleiß, Intelligenz, Verantwortungsbewußtsein und Initiative, als ein Normalverbraucher sie vorweist?
Sind sie alle so liberal, sozial und tolerant, wie man sie auf den Parties sich entgegenlächeln sieht, all jene, die die »Dame des Hauses« mischt, locker nach Prozenten: Politiker, verschiedener Couleur selbstverständlich, wir sind ja Demokraten, nicht Gesellschafts-, sondern Party-Demokraten; ein paar Leute mit diskretem Reichtum, Manager wenigstens, Vorstandsvorsitzende, Aufsichtsratsvorsitzende; ein oder zwei berühmte Ärzte, Intellektuelle, vornehmlich linke, ein bis zwei rechte, seit Baader-Meinhof keine Radikalen mehr, man muß doch Flagge zeigen, wir sind ja Demokraten; einen Künstler vielleicht – möglichst Personen, die hin und wieder im *Spiegel* erwähnt werden, wenigstens unter »Personalien«. Nicht, daß eine solche Gruppe sich was zu sagen hätte, vielmehr stellt jeder für sich, die Gäste und die Gastgeber, sich selbst dar, seine bedeutende, tolerante, soziale, liberale Persönlichkeit, seine Berühmtheit, wenn irgend möglich, seine gesellschaftliche Stellung. Was ihm in seiner Privatheit sein Spiegelbild verweigert, hier wird ihm zuteil, was er vor allem wünscht: wer zu sein.

Szene: Beim liberalen FR-Redakteur. Schräg am Hang liegt die kleine Villa. In der Dämmerung sitzen wir um einen großen weißen Tisch hinterm Haus, gegen die aufkommende Kühle des Sommerabends glüht ein großer Bullerofen, bis oben hin gefüllt mit Kohlen, auf dem schon etwas feuchten Rasen. Links davon auf dekorativer blau-roter Filzdecke lagern große lauwarme Braten, daneben frisches Bauernbrot, ein Topf mit Klößen, Soßenterrinen und Salatschüsseln. Ein Lohndiener hilft den hungrigen Gästen Fleisch absäbeln. Walter Leisler Kiep, angekündigte Attraktion des

Abends, wird dabei zusätzlich betreut von der Ehefrau des Gastgebers. Die gemeinsame Hang- und Villenlage fern vom ordinären Umtrieb der Mainmetropole verbindet. Bei Tisch neigt sich das markante Rennfahrerprofil von Herrn Kiep wohlerzogen zwischen das gepflegte Make-up der Gastgeberin und die hagere Silhouette eines ehemaligen Ministers. Es füllen die Runde noch das Ehepaar Dechamps, er Mitherausgeber der FAZ, beide von buchstäblich schmelzender Liebenswürdigkeit, Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps, wir sind ja alle tolerante liberale Bürger und gehören letztlich zusammen. Schließlich gibt es noch einen Journalisten, der gerade den evangelischen Kirchentag publizistisch betreut, eine Ehefrau und einen Chirurgen, weniger bekannte Leute also, die immerhin ihren eigenen Gästen erzählen können, mit wem sie die Ehre hatten, bei Tisch zu sitzen, vom amerikanischen Generalkonsul mit Gattin nicht zu reden, der die Runde macht, um sich mit beruflicher Herzlichkeit herzlich von allen einzeln zu verabschieden, er geht nach Paris.
Die Gäste an der Tafel, die einander und manchmal auch sich selbst nur aus der Zeitung kennen, lassen sich das nicht anmerken. Ein berühmter Partyprominenter ist um Sätze nie verlegen, ein weniger Berühmter bekommt hier seine Chance. Der noch weithin unbekannte Schönheits-Chirurg erzählt mir von Berühmten, denen er das Gesicht gerichtet hat, und vermag nicht einzusehen, warum man ihm die Habilitation, vor allem den damit verbundenen Professorentitel verweigert. Früher hätte ich das verstanden, aber heute? Was ist von der großen deutschen Reform geblieben außer einer Inflation von Professorentiteln? Eben eine deutsche Reform. Es ist dunkel geworden. Wir werden jetzt beleuchtet von zwei Dutzend Fackeln, sie werfen das kostbare Licht der Bedeutung auf die Anwesenden. Diese Fünfzigjährigen sind erfolgreiche Männer, keine Frage, sie haben es zu etwas gebracht, jeder für sich. Sie sind prominent oder werden doch wenigstens für wert befunden, zusammen mit Prominenten eingeladen zu werden, den besseren Leuten dürfen sie sich allemal zurechnen. Nachhause zurückgekehrt, bleibt ihnen dies für eine Weile. Sonst nichts? Keine Klassen-, keine Gruppenzugehörigkeit, keine *upper class*, deren Existenz und Geschlossenheit intakt ist, ihnen Schutz bietet?

Und dennoch, bei so vielen vereinzelten sozialen Privilegierten, woher die Unisono-Klage, wenn man »unseren Kindern« das Gymnasium nimmt? Der empörte Aufschrei, als eine SPD/FDP-Regierung für eine Weile ein wenig Reform probierte und jene Reichen, die im Engadin, an der Côte d'Azur oder in Italien, zwei Ländern mit einer veritablen kommunistischen Partei immerhin, noch keinen Zufluchtsort erstanden hatten, sich hinter »unser Oma ihr klein Häuschen« verschanzten, um ihre inländische Villa zu verteidigen: Verschämte Reiche? Verunsicherte Reiche? Die englische *upper*

class ist von Her Majesty's Labour Party Schlimmeres gewohnt, ohne dermaßen zu kreischen und Vermögen ins Ausland zu verlagern wie Horten, Linsenhoff oder Müller-Wipperfürth samt seinen Hosen. Die *haute volée* Frankreichs hat die Revolution und den Neuen Adel Napoleons beständiger und gelassener ertragen und verarbeitet. Wie die Orsinis oder Agnellis in Italien wahrt sie heute kühlen Zusammenhalt und beharrlich ungehemmtes Darstellungsvermögen angesichts eines Heeres nicht nur gesetzlich, sondern tatsächlich erlaubter Kommunisten.

Wo ist, neben gesellschaftlichem Geltungsbedürfnis, die gemeinsame Antriebskraft zu suchen für die vielen, meist farblosen Parties (Bälle und Gesellschaften als private Einrichtungen sind abgeschafft, es gibt den Madame-Ball, den Opern-Ball, den Presse-Ball usw., nicht mehr den Ball bei Kaisers oder Krupps)? Ist es die unversehens hinter sozialer Demokraten-Maske wütende Aggression, wenn es gilt, Besitzstand zu wahren gegen die da unten und ihre Verführer, jene von *FAZ*, *Welt* und *Bild* vornehm bis grell kreierten Ideologen? Auf diesen Parties, wo eine natürliche Ordnung beinahe geglaubt wird, findet man nie, niemals einen Arbeiter, nicht einmal bei den Intellektuellen mit Chancengleichheit in der Blubberblase vor dem Mund, auch nicht bei den Sozialdemokraten; bei denen schon gar nicht, die mal Arbeiter waren und nun als Funktionäre sehr weit oben sich so anstrengen, Bürger zu sein, sich anzupassen, wie sie früher sich so anstrengten, Patrioten zu sein, als der Kaiser Parteien nicht mehr kannte. Denn je mehr Sozialdemokraten Flagge zeigen, so scheint es, desto mehr passen sie sich an. Wenn auch nicht kompetent in allen Fragen des bürgerlichen Geschmacks oder der sogenannten bürgerlichen Bildung, verteidigen sie desto heftiger die Literatur zum Beispiel, die sie wenig lesen, oder die Oper, die sie ungern nur besuchen. In den Repräsentationsräumen ihrer Repräsentationsvillen, wo sie auf Repräsentationskosten, versteht sich, Repräsentanten des öffentlichen Lebens genannt »Freunde« zwanglos bewirten, herrscht, was noch das beste ist, gar kein Stil – knappe Möbel, wenn man Glück hat immerhin bequem, ansonsten dominieren Stilmöbel und Plüsch, also ein Gemisch, auf das der wirklich arrivierte Bürger zugunsten teurer, sehr teurer italienischer Modelle und garantiert echter und teurer, sehr teurer Antiquitäten längst verzichtet hat, wenn man die Intellektuellen ausnimmt, die wirklich Intellektuellen, also jene mit bloß mittlerem Einkommen, für die »funktional« nolens volens ein Fetisch ist, d. h. helles Holz, abgenutztes, vielfach beschmutztes Schweinsleder, billige Antiquitäten – »haben wir in München auf dem Dult aufgegabelt, fantastisch preiswert, selbst abgeschmirgelt, gepolstert, gestrichen, gelackt, gehobelt, geleimt« und was nicht noch alles –, dazu Metallregale, schier zusammenbrechend unter der gern zur Schau gestellten Last verstaubter Bücher. Bei Intellektuellen gilt Dreck als schick, bequeme Provokation der bürgerlichen

Ordnung. Dafür wird hier mittlerweile der Fernseher nicht mehr geniert hinter Schränke oder ins eheliche Schlafzimmer abgeschoben, wenn Besuch kommt. Es gibt den obligaten Whisky nicht hinter gotischen Türen, es gibt keine Hausbar im Keller, nicht den swimming-pool, mit oder ohne Dach sonst der Stolz jeder anständigen Bürger-Villa. Dafür findet man hier tatsächlich noch kleine Gruppen von Freunden als privat finanzierte Gäste, inclusive Frau oder Freundin, niemals Gattin versteht sich.
In der Politik ist das Wort Freund ein Synonym für den, den ich brauche, d. h. all jene, die in der unbeständigen Welt der Politik gerade oben sind, Koalitionspartner etwa, die in Nebenräumen bei einem Glas, am besten mehreren, wechselweise Bier und Schnaps, beackert werden; auch Oppositionelle, denn es geht um repräsentierte Demokratie; selten Journalisten, die sind meistens nicht diskret genug oder eben bloß kritisch wo nicht bösartig; dafür der eine oder andere Konsul mit Gattin; bei größerem Kreis der Vertreter, auch mit Gattin; die Staatssekretäre der Ministerien, niemand darunter; ein Intendant; ein Programmdirektor vielleicht; manchmal eine Oberbürgermeisterswitwe; nie, niemals die Freundin, sie erscheint erst, in der Regel mit enormem gesellschaftlichen Nachholbedarf, als Zweitgattin, während die Erstwahl finanziell abgesichert, ansonsten erbarmungslos abgeschoben im Dunkel verschwindet, nie wird sie wieder gesehen, wo gesehen zu werden sich lohnte.
Die Politiker-Gattin hat's schwer. Gleichzeitig aufgestiegen mit ihm und meist, leider, gleichaltrig, dazu bei typischer SPD-Ehefrau selten in ihrer Jugend der Chance einer hinreichenden Berufsausbildung teilhaftig geworden, ist sie abhängig wie kaum eine andere vom Ehemann und seiner Entscheidung darüber, ob sie seinen enormen Aufstieg wohl verkraftet habe oder nicht. In der Mehrzahl der Fälle politisch absolut mundtot (»wir wollen uns nun bei den anwesenden Damen für ihre immerwährende Geduld bedanken, auf ihr Wohl trinken und heute abend nicht mehr von Politik reden«), aus Solidarität ihm gegenüber oder aus Unkenntnis und blinder Bewunderung (»mein Mann hat immer recht«), Etta Schiller als abschreckendes Beispiel vor Augen, rettet sie sich mit Kochrezepten und der sehr dringlichen Diskussion »wie werde ich schlanker« über den Abend, den Nachmittag. Politische Diskussionen beunruhigen sie, Jusos, Frauenemanzipation, Bürgerinitiativen, Zeitungen – alles Feinde des Ehemannes, von den »Parteifreunden mit dem Messer in der Tasche« ganz zu schweigen. »Was regen sich die jungen Frauen heutzutage so über die Säuglingssterblichkeit auf und fordern so eine kostspielige Schwangerschaftsvorsorge? In der *Guten Erde* hat die Frau das Kind auf dem Acker gekriegt und beide sind nicht daran gestorben.« So die Gattin eines Ministeriellen bei einem Staatsbesuch.

Szene: Staatsbesuch. Wir sitzen nach einem ausführlichen Mahl – mehrere Gänge versteht sich, mühsam bewältigt, für die meisten der anwesenden Damen bestimmt ungesund – beim Nachtisch, irgendein Obst aus der Büchse mit einer Creme. Ein ausländisches Staatsoberhaupt bedankt sich für eine schöne silberne Dose, nicht billig, bei den hessischen Bürgern, um genauer zu sein: den anwesenden Repräsentanten der Spender. Die lange Tafel im fensterlosen Nebensaal eines Stadthotels ist damastbedeckt, silberbesteckt, mit Gläsern beladen: Rotweingläser, Weißweingläser, überhaupt Gläser, große Gläser, kleine Gläser, ordentlich in einer Reihe ausgerichtet, begleiten sie, nacheinander gefüllt und ausgetrunken, die Speisefolge. Damit es an nichts fehle, Augen und Herz heiter gestimmt werden, zieren die Mitte der Tafel und jedes Gedeck reichlich Blumen, die Farben künstlerisch abgestimmt, grün und rot, gelb und blau, »geh' aus mein Herz und suche Freud' / in dieser schönen Sommerszeit« muß ich denken, als beim Mokka, wahlweise mit Likör oder Schnaps gereicht, die Blumen, von Zigaretten-, Zigarren-, Zigarrillo- und Pfeifenrauch umwabert, die Köpfe hängen lassen. Die Gäste, rotgesichtig mittlerweile, auch lauter, palavern, kommen sich näher, klagen, plötzlich beherzt durch den Staatswein, noch nicht bedrückt vom übervollen Magen. Da will auch die Frau den Mund auftun und sich beschweren, teilnehmen an den Auseinandersetzungen da draußen, die dem Ehemann Zeit und Kraft nehmen, die er sonst, mag sie wohl träumen, ihr zuwenden würde, wer weiß. Da wird Dampf abgelassen, für dieses Mal sind die Geschlechtsgenossinnen, schwangere Geschlechtsgenossinnen die Opfer – die Opfer nicht mangelnder medizinischer und sozialer Vorsorge, Fürsorge, Unterstützung, sondern des kurzen, hilflosen Politik-Engagements einer Funktionärsfrau. Auf meinen Hinweis, daß auch in China die Ehefrauen und Konkubinen der Reichen bequemer niederkamen und weniger starben als Pearl S. Bucks arme Bauersfrauen, reagiert sie mit unangemessen großer Überraschung und uneingeschränkter, mich beschämender Bewunderung; auch beschleicht sie ein unheimliches Gefühl, nimmt ihr jeden Schwung, sich weiter in einer Unterhaltung zu versuchen, die über ihre häuslichen Verhältnisse geht. Ihre beiden Kinder haben Übergewicht, mit dem Problem kennt sie sich besser aus, ich erfahre eine Menge über Diät für Teenager.

Bei sozialdemokratischen Polit-Parties im Staatsheim demonstrieren anwesende bürgerliche Bürger ihre Bildung, indem sie sich über den Dialekt des Hausherrn mokieren, über die Hammond-Orgel, die Lohndiener, die den Wein nicht mehr nachreichen, wenn der Hausherr schon Bier trinkt, den gesüßten Sahnekaffee, wie in der Kantine gleich massenweise eingegossen, während doch die feine Art Individuelles erlaubt, Mokka mit/ohne Sahne, mit/ohne Zucker, beides/ein bißchen/sehr viel; das Büffet, meist handfester

und solider als bei echten Bürgern zuhause, findet Gnade, den Wein holt man sich schließlich selber. Dank dem Alkohol verliert sich mit der Zeit auch das ungute soziale Gefühl hinsichtlich der Dienerschar im Rücken, die noch arbeitet, während wir uns amüsieren, eine Unbequemlichkeit, die kaum eintritt, wenn der Hotelkellner in gemieteten Gesellschaftsräumen bedient, er gehört dort hin, der einladende Manager übernimmt die Verantwortung, man ist ausschließlich Gast. Zu Hause in den Staatsräumen dagegen kann man sich ungeniert amüsieren, womöglich bis zum Morgen tanzen; denn bei aller angestrengten Manierlichkeit der Genossen und ihrer Freunde ist doch zum Glück ein erfreulicher Hang zum Niederen geblieben. Während bei den Intellektuellen todernst bis in die Frühe Verantwortung für Gesellschaft, soziale Gerechtigkeit, Freiheit und den Weltfrieden zelebriert wird, ohne Arbeiter freilich auch hier, darf bei Sozis gelacht und getanzt werden; dennoch habe ich keinen von ihnen je besoffen hinterm Busch gesehen, und keine Politikerfrau lamentiert so nervtötend schrill und ausdauernd über ihr schweres Los als Hausfrau und Mutter wie die schwergeprüfte Ehefrau eines Professors, wenn sie ihr Examen versäumte, um zu heiraten, und dann, einen Ernährer als Schutz vor regulärer Arbeit und Prüfungen im Rücken, einen sensiblen zugleich, der den weiblichen Partner nicht ausbeutet, so dahinartikelt und über die Gesellschaft klagt, über die widrigen Umstände, während der Mann die Kinder versorgt und in der Küche die Steaks für die Gäste grillt, Weingläser füllt, Eis holt, Aschenbecher leert. So unter sich beklagen Intellektuelle mit toleranter Verachtung die mangelnde Differenziertheit von Politikern und die böse Welt, wie die Politiker das mangelnde Stehvermögen von Intellektuellen in einer Welt beklagen, die in Ordnung wäre ohne das stänkernde Unwesen der Presse und einiger verwöhnter Bürgersöhnchen.

In der Regel gehen sich Intellektuelle und Politiker aus dem Wege. Sie treffen sich mit angestrengter Vertrautheit auf jenen bürgerlichen Bürgerparties, wo die wohlerzogene und gebildete Hausfrau die Public-Relations-Bedürfnisse einer Bank, der Firma des Ehemanns, eines Verlages zum Beispiel, auf Steuerkosten befriedigt, die Freunde des Hauses, d. h. der Firma einlädt, mit dem Ehrgeiz, Geld mit Kunst, Bildung mit Politik zu vereinen, nutzbare Verbindungen zu schaffen. Dabei sind aus der Politik nur jene Vertreter erlaubt, die dank Position und Herkommen oder doch wenigstens kraft sichtbarer Anstrengungen für wert befunden werden, in »unseren Kreisen« ersprießlichen Zugang zu finden. Speziell der Sozi ist nur genießbar, wenn er den Abendanzug schon lässig trägt und vor einem Handkuß keine Hemmungen hat. Jubiläen, Geburtstage jeder Art sind Vorwand genug, um zu Haus oder – bei der Vielzahl von Freunden oft notwendig – in den Gesellschaftsräumen bürgerlicher Renommier-Hotels, vom angestammten Personal routiniert bedient, seine Cocktails zu nehmen.

Beim originellen Mahl, Rippchen mit Kraut, Pellkartoffeln zu grüner Soße oder Spätzle von Hand, Musik und Prosa im Hintergrund, Jubeltiraden im Ohr, plaudern so Frau Henkel mit Raddatz, Augstein mit Mitscherlich . . .

Szene: Verlegers Geburtstag. Zwischen altdeutschen Möbeln, Zinntellern und ausgewähltem Porzellan auf Holzborden an den Wänden ringsum, weiche Teppiche unter den Füßen, den Blick durch hohe Fenster auf ferne Großstadtlichter hinter gepflegtem Rasen und alten Bäumen, fühlt Dolf Sternberger sich wohl; ob im Straßenanzug oder im Smoking, er trägt distanziertes Amüsement, und gemeinsam mit Hermann Josef Abs gereicht er so manchem progressiven Aufsteiger zur Bürgerehre. Karl Krolow, der Lyriker, fühlt sich in kleiner Runde wohler, so viele Freunde auf einem Haufen, das befremdet ihn. Herr Abs sitzt bequem in einem Clubsessel und lauscht mit freundlicher Teilnahme einer rotmähnigen Italienerin. Dramatisch schwarz gewandet, in ekstatischem Opernitalienisch, Rotschopf zurückgeworfen, schmettert sie »Proletarier werdet wach und erhebt euch endlich«-Lieder. Christoph von Dohnányi begleitet die flüchtende Anja Silja, eiliger Abgang vorbei an Stehprominenz, die gegen die Hitze solidarisch gemeinsam von einem Glas Sekt nippt. Gabriele und Raddatz auf Stühlchen, Habermas und Reich-Ranicki, auch der in Musikfragen sehr pingelige Joachim Kaiser klatschen, Abs klatscht, das wundert wen: der versteht, vermutet er, kein Italienisch. Da habe ich nun Zweifel; unter all den beinah, fast, vielleicht und sicherlich Bürgern ist er Bürger an sich, sein Selbstbewußtsein ist durch ein bißchen revolutionäres Tralala nicht zu erschüttern.
Einige Wochen später sehe ich ihn wieder, im Gespräch mit Dolf Sternberger, im Smoking alle beide, alle Herren, die Damen im Abendkleid bitte, der Bundesbank-Präsident hat eingeladen, mit präzisen Garderobewünschen. Das ist gescheiter als diese trügerische »Jeder kann kommen wie er will«-Liberalität, bei der sich irgendeine Minderheit in zu kurz oder zu lang, Smoking oder Straßenanzug eine Party lang sehr deplaziert, unwohl, beleidigt fühlt. Wir werden diesen Abend Brahms hören . . .

Szene: Bankiersempfang. In der holzverkleideten Bibliothek eines fürstlichen Alterssitzes, umfunktioniert zum Feudalhotel mit Türmchen draußen über weitem, gepflegtem Golfrasen, drinnen gibt's Antiquitäten hinter Glas, an den Wänden kaiserliche Portraits, Perserteppiche auf Parkettboden und weiträumige Toilettenräume mit langen Spiegeln für lange Roben: Christoph Eschenbach und Justus Frantz spielen op. 39. Anschließend belehrt ein deutscher Professor in einem tiefschürfenden Vortrag das bei Kerzenschein lauschende Publikum und den toten Komponisten über

dessen Tiefsinn. Man klatscht. Dann schreitet man zu den runden Tischen im blauen Salon mit den hohen Fenstern, fernen Lichtern hinter den Bäumen, Rasen wie gehabt, Tischkarte vorm Gedeck. Ich habe einen Düsseldorfer Manager zur Seite, der, wie man so sagt, angeregt von seinen Reisen nach Fernost plaudert. »Ach«, frage ich ahnungslos, »da reisen Sie also immer hin zu diesen Firmen und handeln Verträge aus«? Das weist er weit von sich. »In Begleitung meiner Gattin«, belehrt er mich höflich, »fliege ich nach Fernost ausschließlich, um Verträge zu unterschreiben, und dabei nehmen wir dann selbstverständlich die gesellschaftlichen Verpflichtungen wahr, die sich daraus ergeben. Ausgehandelt werden die Verträge von unseren Juristen und den Experten für Handelsbeziehungen in den betroffenen Ländern.«

Es handelt sich da, lerne ich, um zeit- und geldsparende Arbeitsteilung, keineswegs etwa um reine Protokollfragen, Rangunterschiede oder dergleichen. Immerhin ergebe sich hier und da die Gelegenheit für eine interessante Reise. Ich denke mir, das ist wie bei den Ministern, da ergibt sich das auch so, die wissen anschaulich von Hongkong oder Istanbul, Bangkok und neuerdings auch Peking zu erzählen, das interessiert mich. Eine Dame gegenüber, schmucklos, ungeschminkt, graumeliertes Haar straff nach hinten gekämmt, irgendwie idealistisch im Sinne von »eine deutsche Frau schminkt sich nicht«, blickt vorwurfsvoll, beugt sich vor, schießt: »Sind sie nicht die Gattin von . . .?« Mich geniert, daß ich mich unterhalte, Schmuck trage, nicht darbe. Vorbei kommt gerade Hans Friderichs, Frau Klasen nennt ihn heiter »unser Minister«, er trägt schwer an einem Teller mit einem Drittel Hering, seiner wirtschaftlichen Verantwortung und der Pein, die er der Anwesenheit eines politisch Mißliebigen schuldig zu sein glaubt; sein eigener Maskenbildner, scheint er unausgesetzt an seinem Gesicht zu formen. Der Sündenbock, rahmenrichtliniengebeutelt (persönlich macht er einen netten, wohlerzogenen Eindruck oder so, politisch tödlich: ein Gentleman) ist Gegenstand einer originellen, aber zweifellos wohlmeinenden Tischordnung mit Herrn Ertl zur Rechten, der Fürstin M. zur Linken. Die Fürstin verschönt den Abend mit einem kostbaren Collier, das schon die aristokratischen Hälse einiger Ahnfrauen in Rußland zierte, als, wie sie unerschüttert feststellt, »die russischen Bauern noch Analphabeten und glücklich waren«. Es erschrecken der Alt-Liberale und der Jung-Sozialdemokrat.

Die kostbare, rücksichtslose Selbstdarstellung der Fürstin ist Ausnahme. Die Gastgeberin begrüßt die Gäste im unauffällig Seidenen, mit wenig Schmuck kaum sichtbar angereichert. Eine weniger bemittelte Intellektuellenfrau mit antikem Brillantgeschmeide empört sich bei der harmlosen Frage, ob das echt sei: »Echt? Aber nein, echt kann man sowas doch nicht tragen!« Intolerant verdonnert sie mit »man« auch jene zur Bescheidenheit,

die Echtes besitzen ohne den Sinn, es leicht zu tragen. Man erlaubt sich hingegen, seine Krokotaschen vorzuführen, Seidenjersey von Leonard, Sportliches von Hermès, Cashmere für Kenner; damit sportlich-natürlich sich zu verkleiden im Stil der englischen Landedelfrau, gelingt schon weniger; genug, sich auch alltags abzusetzen von Neckermanns oder Quelles Versandhauskonsum.
Wem solcher Nobelkonsum zum Nobelsein nicht ausreicht oder gar zu teuer ist, der hält sich klug an Subtileres, um die feine Lebensart mit feinem Instinkt fürs Detail zu beleuchten. Man lädt Gäste ein, zum Kaffee; neben die echte alte, barocke, wirklich schöne silberne Zuckerdose voll Würfelzucker legt man, sozusagen pro forma, den Zuckerschnapper, Silber versteht sich, Monogramm auf dem Griff, und so werden die Schafe von den Böcken gesondert: wer den Zucker mit der Hand nimmt, gelernt familiär, ist *in*, wer sich des Werkzeugs bedient, klar *out*. Hat der unglückselige Besucher das Haus verlassen, glucksen die Eingeweihten und beglückwünschen sich selbst zu dem Takt, mit dem sie das Opfer ihres gesellschaftlichen Rein- und Arterhaltungstriebes über seinen Erbfehler in Unkenntnis gelassen haben. »Und dann hat er auch noch ›angenehm‹ gesagt bei der Begrüßung!« Des Amüsements ist kein Ende. Man sieht, was gute Kinderstube vermag, welchen Einfallsreichtum, Humor, welche Intelligenz sie aufwendet, um unfehlbar sich ihrer Überlegenheit zu versichern.

Sich zu unterscheiden, verschieden, anders, besser zu sein als die meisten, die Menge, die Masse, darauf legen die sozialen, liberalen, demokratischen Bürger großen Wert; unversehens bekommt so ein wohlerzogenes Partylächeln Charakter, den des ungeschminkten Eigeninteresses nämlich, wenn unter der bescheidenen Genügsamkeit all der anwesenden Leistungsstarken Besitzerstolz sich breitmacht, mehr oder weniger, meist weniger diskrete Hinweise auf das, »was wir uns eigentlich leisten könnten, wenn wir wollten«, auf das, was uns zusteht, tüchtig wie wir sind, auf das, was wir haben und was wir, mit Nägeln und Zähnen nämlich, festhalten. Die Arbeit tun die anderen? Wir tun sie, wir schuften, wir gönnen uns keine Pause, wir schlafen kaum, wir rackern uns ab, für wen denn? Doch nicht für uns! Für unsere Kinder, die Zukunft . . . Früher wäre jetzt »Vaterland« an der Reihe gewesen, heute schiebt sich vor die Erkenntnis, womöglich für sich selbst zu schuften, vor jeden eingestandenen Zweifel gerechte Wut auf »Experimente«, die einen Besitzstand verändern könnten, der zugleich ängstlich verborgen und als Zeichen hervorragender Tüchtigkeit angepriesen wird, wenn wir unter uns sind.
Jedoch, »in dieser Gesellschaft herrscht Gerechtigkeit«, wie unsere arrivierte Bundestagspräsidentin aus feierlichem Anlaß im Frühsommer zu berichten wußte; jeder bekommt, was seine Leistung verdient, und deshalb auch

(und dies unterscheidet den Bürger und seine Gattin heute sehr wesentlich vom gnädigen Herrn und seiner gnädigen Frau) haben wir alle keine Zeit, niemals, keine Muße für nutzlosen Zeitvertreib, und hätten wir Muße, wir wüßten nicht, was damit anfangen, oder würden uns ihrer schämen in einer Gesellschaft, die »am Ball bleiben« fordert, für jeden, der es zu etwas bringen will in seinem Job, die auch der bürgerlichen Ehefrau mit Emanzipation nicht Befreiung brachte, sondern vielfach den Zwang, Küche und Kinderzimmer ohne Dienstboten zu besorgen und daneben ein berufliches Alibi beizubringen, wenigstens einen Job, damit sie nicht als untergeordnet und blöde abgestempelt wird. Dieser totalen Nutzbarkeit, dem Zwang, nützlich zu sein, Nützliches zu leisten, wird jedes noch so harmlose Vergnügen untergeordnet, vom Kartenspiel am Stammtisch – »da trifft man Kunden« – bis zur Lektüre von Literaturbesprechungen als Ersatz für Lektüre von Literatur selbst – damit man wenigstens mitreden, scheinbar eigene Urteile fällen kann. So wird alles geopfert, was Bürger-Sein in Deutschland neben Wohlstand und gehobener gesellschaftlicher Stellung einst bedingte und definierte, wenn auch nie für lange. Gesellschaftlich notwendige Repräsentation einer Dame der Gesellschaft, vornehmlich für die Karriere des Mannes, spielte früher eine große Rolle, doch daneben und darüber hinaus war sie von Dienern entlastet, zur Muße verpflichtet, zum Theaterbesuch, zum Bridge-Spielen, dabei konnte sich leichter als heute ein Bürger bilden, lesen, selbst schreiben, musizieren, sich Urteile erarbeiten, die er heute, praktisch und zeitsparend vorgekaut, von den sogenannten Massenmedien übernimmt, um dann für Bildung zu halten, was nur dazu dient, gerechterweise weniger Gebildete in Schach zu halten.

Der alte Zustand ließe sich jedoch auch dann nicht wieder herstellen, wenn uns neuerlich wohlfeile Dienerscharen zur Freizeit verhelfen würden. Das müßten schon die Heinzelmännchen von Köln sein, die unbemerkt des Nachts wirken, ohne zu stören – den Manager zum Beispiel, der auch ganz oben unversehens noch gefeuert werden kann; den Unternehmer, markt- und konjunkturabhängig, von Gewerkschaften, Tarifverträgen und Betriebsräten ganz zu schweigen; den General ohne Tschako und vaterländische Aura; den übermüdeten Minister, der die Presse und seine Basis am Hals hat; den Professor mit Fernsehimage, aber ohne die Schar seiner vom Dienen und Dienern gebeugten Assistenten. Diese Persönlichkeiten eines hämischen öffentlichen Preisringens sind in den knapp bemessenen Pausen viel zu erschöpft, um im Eigenheim vor weißem Schürzchen und Livree fortgesetzt Amt und Würden, Verantwortungsbewußtsein, straffen Benimm oder sonstwelche Werte zu personifizieren, wie das früher üblich, nötig und möglich war.

»Meine Mutter«, erzählte eine Großtante, »sehe ich noch vor mir, abends in langem Kleid und Handschuhen, bereit zum Ausgehen, vorher wünscht sie

uns Kindern Gute Nacht, wir dürfen ihre Wange küssen, Taft raschelt, wenn sie im Hinausgehen dem Kindermädchen Anweisungen gibt«. Der Vater, ein General, kam mittags nach Hause, hielt seine Mittagsruhe, der Bursche half aus, wenn größere Gesellschaften im Haus Botengänge erforderten, mit weißen Handschuhen servierte er bei Tisch. Die Kinder hatten stumm ihre Teller leer zu essen, die Eltern, immer korrekt angezogen, stritten nie, höchstens hinter geschlossenen Schlafzimmertüren. Heute sind die Kinder der Bürger unter Erwachsenen nicht nur zugelassen, sondern gelegentlich sogar erwünscht, sie essen die Teller nicht leer, reden laut und wissen, daß Eltern sich zanken, manchmal zu gut. Am Strand, im Ausland und zu Hause läßt man sich gehen, Sexualunterricht in der Schule hat trotz erbittertem Widerstand Schamtabus beseitigt. »Das ist bei uns so Sitte, chacun à son goût«, heißt's im Operettencouplet – zur Jahrhundertwende provozierte noch, was heute auf der Bühne komisch und zu Hause scheinbar möglich ist, daß nämlich jeder nach seinem Geschmack lebe. Bei solcher Freiheit, die womöglich lüsterne französische Sitten meint, stören uns Diener freilich nicht, wohl aber beim verschwitzten hemdsärmeligen Lümmeln, beim Schreien, Fluchen, Türenknallen, oder wenn man noch nackt sein Frühstück nimmt oder in trauter Familienrunde Leute im Fernsehen bewundert, die deodoriert, voll- und weißzahnig, wohlerzogen liberale und demokratische oder sonst gerade gängige Werte personifizieren.
Kinder übernehmen, früh in Konsumgewohnheiten der Erwachsenen eingeübt, mit deren Profit- und Leistungsdenken die Dienstbotenarbeiten. Gegen angemessene Bezahlung waschen sie den Wagen, mähen den Rasen, tragen den Mülleimer raus, begründen ihren Besitzstand mit einem Moped, kennen den Wert des Geldes und sind bei erfolgreicher Dressur nicht so blöde, umsonst zu arbeiten, auch zu Hause nicht; immerhin ein Fortschritt gegenüber der schlechten Angewohnheit in manchem Elternhaus, Kinder als unbezahlte Dienstboten zu mißbrauchen, nicht aus der Not ausgebeuteter Arbeiterfamilien in der Gründerzeit, sondern mit der Raffgier von Bürgern, denen auch ihre Kinder nur Besitz sind, unbeschränkt verwendbar, wenn er Profit garantiert oder wenigstens Unkosten erspart.

Was hält solche Gesellschaft zusammen, die aggressiv eine Lebensart verteidigt, die ihr längst fremd geworden ist, die sie wie Attrappen, einem Schutzwall gleich, hinter dem man sich versteckt, vor sich herträgt? Die Attrappe Bildung zum Beispiel. Bei der lauten Diskussion zum Thema Rahmenrichtlinien, Fach Deutsch, war außer den Berufsliteraten unter den sich giftig für Literatur ereifernden Bürgern kaum einer, der Bücher las, Seite für Seite, von Anfang bis Ende, Fontane oder Mann, Böll oder Grass, zum Vergnügen, einfach so, selbstvergessen, ohne Alibi. Wie sagte stolz der bekannte Sozialphilosoph, der überragende Intellektuelle? »Romane lese

ich nie, dazu habe ich keine Zeit.« Wir arbeiten und beklagen wehleidig, daß wir soviel arbeiten, und ändern es nicht, dazu haben wir keine Zeit. Wir gehen früh zu Bett, um tagsüber besser zu arbeiten, wir fahren in Ferien, um uns zu erholen, damit wir erholt besser und so lange arbeiten, bis wir uns wieder erholen müssen. So essen wir auch. Eilig, eilig, keine Zeit verlieren, es ist notwendig zu essen, damit wir Kraft haben zum Arbeiten, und wenn es länger dauert, ist's Repräsentation, das merkt man dann gleich an der Kleidung. Die wird ungehemmt und protzig zur Schau gestellt, mit Vorliebe allerdings im Ausland, wo Nachbarn nicht hinter der Gardine lauern, und wo wir noch immer erfüllen, was unser Ruf verspricht. Diese Mischung aus Hochachtung und Verachtung gegenüber dem tüchtigen, fleißigen Deutschen, der, wehe wenn er losgelassen, alljährlich seinem freundlichen Drange folgt, auch mal locker zu leben! Da wird dann, in der Normandie zum Beispiel, »auf der Heide blüht ein kleines Blümelein und das heißt Erika« gesungen, unseligen Angedenkens dort, seliger Vergeßlichkeit hier, und die Gattin wird mit allem, was nicht immer gut, aber bestimmt teuer ist, wie ein Pfau behängt in den Speisesaal geführt, als gälte es, bei Hofe vorgestellt zu werden, diesem Hof, den wir nicht mehr haben. Wir haben nur Bonn. Man lernt nicht in ein paar Nachkriegsjahren oder gar in den Ferien, wozu andere Jahrhunderte sich Zeit nahmen. Die Berliner Mauer ersetzt den Buckingham Palast nicht und nicht Versailles.

Wie sollte, bei solch ungedeihlichem Humus, der demokratische, soziale, liberale Bürger wohl gedeihen, der urbane Groß- und Bildungsbürger gar, den wir alle mit Eifer darzustellen suchen? Wo der Hauptdarsteller fehlt, chargieren die Minderbegabten und fallen aus der Rolle, wenn einer die Spielregeln verletzt, indem er sie kritisiert oder nur nach ihrem Sinn befragt. Wir sagen Bildung und meinen den Unterschied zu all den anderen, die Antiquitäten nicht bezahlen und, schlimmer noch, von Stilmöbeln nicht unterscheiden können, die keinen Anteil haben an den Codewörtern, die wir im Gymnasium erworben haben, als wir noch Bücher lasen, die zu Codewörtern geschrumpft sind, wenn wir Bücher nicht mehr lesen. Da sind wir Bürger doch wirklich tolerant, den Arbeiter zu unseren Parties nicht einzuladen: was hat er von solcher Chancengleichheit, wenn er Schnaps mit Cognac verwechselt, Proust nicht kennt, dafür Böll umso besser aus der Bildzeitung als Anarchistenfreund, wo doch jeder wirklich gebildete Liberale in dem wirklich gebildeten liberalen Feuilleton der *FAZ* lesen kann, wie bedeutend, integer, vom literarischen Standpunkt aus gesehen, Heinrich Böll in Wahrheit ist? Getrennte Welten überall. Und überall die Toleranz, es dabei zu belassen.

Dossier:
Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke

Materialien zur Naturgeschichte und zum Sozialcharakter der in Deutschland herrschenden Klasse

Bourgeoisie (franz.; »Bürgerschaft, Bürgerstand«), in Frankreich die Bürgerschaft in den Städten, im Gegensatz zu Adel und Geistlichkeit wie zur eigentlichen Arbeiterklasse. Die französischen Kommunisten und Sozialisten (insbesondere bereits Saint-Simon, welcher den Bourgeois dem Arbeiter entgegenstellte) erweiterten den Begriff, bezeichneten als B. die wohlhabenden Mittelklassen im Gegensatz zum *peuple* und griffen die B. an, weil sie nach ihrer Meinung einseitig, engherzig und egoistisch nur das Interesse des Kapitals gegenüber der Arbeit vertrete. Dieser Sprachgebrauch von B. und diese Auffassung der B. sind dann bei den Sozialisten allgemein üblich geworden.
(*Meyers Konversations-Lexikon*, 4. Aufl., 3. Bd., Leipzig/Wien 1890)

I. Der Aufstieg (19. Jahrhundert, Kaiserreich)

So stand das immer stärker werdende Bürgertum am Ende des 18. Jahrhunderts vor der Aufgabe, die zurückgebliebenen Produktionsverhältnisse mit den entscheidend gewachsenen Produktivkräften in Übereinstimmung zu bringen, die Feudalordnung sowie den Feudalabsolutismus zu stürzen und damit die Schranken zu beseitigen, die dem Übergang zur kapitalistischen Ordnung entgegenstanden. Das war allerdings eine Aufgabe, für die die deutsche Bourgeoisie im Gegensatz zur französischen noch keineswegs reif war.
(Hans Mottek, *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands*, Berlin 1974, Bd. 1, S. 359)

Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern ist, aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf personelle, Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen wie er will . . .
Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß.
(Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795), 5. Buch, 3. Kapitel)

. . . Deutschland, das im Zusammenhang mit der fehlenden Zentralisierung und deren Folge, dem Dreißigjährigen Krieg, weit länger als seine westlichen Nachbarn ein relativ armes Land mit niedrigem Lebensstandard blieb, das eine außerordentlich lange Phase des Absolutismus mit vielen kleineren, nicht eben reich ausgestatteten Höfen durchlebte, das ebenfalls wegen der fehlenden Zentralisierung erst verhältnismäßig spät und unvollkommen zur Expansion nach außen, zur kolonialen Expansion kam, und in dem aus allen diesen Gründen die inneren

Spannungen, der Abschluß des Adels gegen das Bürgertum stark und nachhaltig, der Zugang bürgerlicher Schichten zu Zentralmonopolen schwer war. Städtisch-bürgerliche Schichten waren hier im Mittelalter eine Zeitlang politisch und wirtschaftlich mächtiger; sie waren selbständiger und selbstbewußter als in irgendeinem anderen Lande Europas. Besonders fühlbar war daher der Schock ihres politischen und wirtschaftlichen Niedergangs. Hatten sich ehemals in vielen deutschen Gebieten spezifisch bürgerlich-mittelständische Traditionen in besonders reiner Form herausgebildet, weil städtische Formationen so reich und selbständig waren, so bildeten sie sich nun als spezifisch bürgerliche Traditionen fort, weil ihre Träger besonders arm und sozial ohnmächtig waren. Und erst sehr spät kam es dementsprechend auch zu einer größeren Durchdringung von Bürger- und Adelskreisen, zu einer Amalgamierung von Verhaltensweisen beider; lange Zeit bestanden die Gebots- und Verbotstafeln beider kaum verbunden nebeneinander fort; und da in dieser ganzen Zeit auch die Schlüsselstellungen des Steuermonopols ebenso wie der Polizei- und Heeresverwaltung mehr oder weniger ausgesprochen Monopole des Adels waren, so prägte sich dem Bürgertum die Gewöhnung an eine starke äußere Staatsautorität tief ein . . .
(Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation* (1936), 2. Aufl., Bern und München 1959, Bd. 2, S. 431)

Die Klassenabsonderung, die in Deutschland viel eindeutiger und bestimmter ist, als sie es in Frankreich je war, mußte den kriegerischen Geist der Bürgerschaft ersticken . . .
Das Übergewicht des Militärstandes und die Rangunterschiede haben ihnen in gesellschaftlicher Beziehung die größte Untertänigkeit zur Gewohnheit gemacht . . . Sie sind als Privatleute, als Familienväter, als Beamte tugendhaft und von unbestechlicher Redlichkeit; ihr gefälliger und zuvorkommender Diensteifer gegen die Macht aber schmerzt . . .
Die Deutschen haben viel Universalität in geistiger Beziehung, in der Literatur und der Philosophie, keine in geschäftlicher Hinsicht . . . Sie haben das Interesse an den Ereignissen durch das Interesse an den Ideen ersetzt . . .
(Germaine de Staël, *Über Deutschland* (1810), Stuttgart 1962, S. 63, 67, 112 f., 349)

Wie eindrucksvoll auch die Fälle sind, die zeigen, daß Geschäftsleute auf der sozialen Stufenleiter hoch aufsteigen konnten, so besteht doch kein Zweifel, daß weitaus die meisten Angehörigen der deutschen Oberschicht auf Geschäftstätigkeit herabsahen . . . Diese herablassende Einstellung der deutschen Oberschicht erklärt sich aus der Tatsache, daß es, im Gegensatz zu England und Frankreich, vor der Industriellen Revolution wenige Großunternehmen und Großunternehmer in Deutschland gegeben hat . . .
Die kleinbürgerliche Atmosphäre in Deutschland ging Hand in Hand mit einem sehr niedrigen Bildungsniveau der Mehrzahl der frühen Unternehmer . . . Aber in bezug auf Bildung und Kultur war die aufsteigende deutsche Mittelklasse höchst empfindlich, denn darauf begründete sie ihre politischen Ansprüche. Es waren die Intellektuellen innerhalb des Bürgertums, die als erste aufstiegen: Söhne von Pfarrern, Juristen, Staatsbeamten, Güterverwaltern . . . Diese sich regende, hochgebildete Schicht des Bürgertums hatte eine eigene Wertskala. Ihre Mitglieder blickten mit Verachtung auf ungebildete Geschäftsleute und Kleinindustrielle und erhoben scharfen Widerspruch, wenn Adelstitel an Menschen vergeben wurden, die kein anderes Verdienst hatten als Erfolg im Geschäft. Die bürgerlichen Intellektuellen wollten Männer, die ihre Werte vertraten, in den Adelsstand erhoben sehen . . .
(Fritz Redlich, *Der Unternehmer*, Göttingen 1964, S. 335 f.)

[Die preußische Aristokratie] hat jedoch erst durch die dauernde und unmittelbare Berührung mit dem Bürgertum ihre eigene und spezifische, moderne Lebensform entwickelt, um diese dann desto sicherer den aus weniger homogenen Lebensformen stammenden Bürgerlichen

aufzuprägen. Keineswegs kann man einen Gegensatz zwischen den Mitgliedern des alten Adels und dem aufsteigenden bürgerlichen Element wahrnehmen, im Gegenteil, die Angehörigen des Neuadels und des Bürgertums hatten die gleichen konservativen Ansichten wie die Aristokratie. Diese diente den Aufsteigenden als Vorbild, sie wurden gewissermaßen »feudalisiert«. Die Kraft des Junkertums verstand es, weite bürgerliche Kreise so stark an sich zu ziehen, daß der Einfluß des Adels durch diese auch geistig und kulturell in ihm aufgegangenen Kreise wesentlich an Stärke gewann.
(Nikolaus Preradovich, *Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804-1918)*, Wiesbaden 1955, S. 162)

Es kann kein Zweifel bestehen, daß in vielen Fällen Rücksicht auf die aristokratischen angeheirateten Verwandten seiner Tochter Einfluß auf Tätigkeit und Verhalten eines Geschäftsmannes gewann, wie in Deutschland die Tatsache, daß er oder sein Sohn Reserveoffizier in, sagen wir, einem gesellschaftlich prominenten Dragoner-Regiment war. Es kann kein Zweifel bestehen, daß ein Geschäftsmann verschiedenen Sanktionen unterliegt, je nachdem, ob er annimmt, daß seine Kinder und Kindeskinder im Geschäftsleben bleiben werden oder nicht. In Europa erwarteten die meisten erfolgreichen Unternehmer des 19. Jahrhunderts so etwas nicht . . . Diese Tatsache trug zu einem Leben auf sehr hohem kulturellen Niveau bei, einem angenehmen Leben; aber die Besten der Wirtschaft wanderten ständig ab.
(Fritz Redlich, *Der Unternehmer*, a.a.O., S. 194 f.)

Am Ende des 18. Jahrhunderts oder in verschiedenen Stadien des 19. Jahrhunderts entstanden insbesondere im Unternehmertum mittelständischer Herkunft neue große Einkommen und Vermögen, und es traten, regional und lokal konzentriert, bürgerliche Gruppen hervor, die in ihrer Lebenshaltung mit Adel und Patriziat in Wettbewerb traten und einen großbürgerlich-feudalen Aufwand nach deren Vorbild entfalteten. In einer neuen Oberschicht des Bürgertums bildete sich abseits von wirtschaftlichen Erfordernissen ein soziales repräsentatives Interesse an einem ostentativen Lebensstil heraus, und zu diesem Lebensstil gehörte eine bisher nicht bekannte Dienstbotenhaltung auf einem höheren als auf dem hauswirtschaftlichen Niveau. Analog hierzu begann der untere Mittelstand, der bisher in der Regel kein häusliches Personal gehalten hatte, im Interesse an der Wahrung und Hebung seines bürgerlichen Niveaus, auf dem er mit dem Großbürgertum verbunden und von den Unterschieden getrennt blieb, seinen Nachwuchs vom Dienst in bürgerlichen Häusern abzuhalten und selbst Dienstboten einzustellen.
(Rolf Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, Göttingen 1973, S. 239)

Denn der Bourgeois, wie ich ihn auffasse, wurzelt nicht eigentlich oder wenigstens nicht ausschließlich im Geldsack; viele Leute, darunter Geheimräte, Professoren und Geistliche, Leute, die gar keinen Geldsack haben oder einen sehr kleinen, haben trotzdem eine *Geldsackgesinnung* und sehen sich dadurch in der beneidenswerten oder auch nicht beneidenswerten Lage, mit dem schönsten Bourgeois jederzeit wetteifern zu können. Alle geben sie vor, Ideale zu haben; in einem fort quasseln sie vom »Schönen, Guten, Wahren« und knicksen doch nur vor dem Goldenen Kalb, entweder indem sie tatsächlich alles, was Geld und Besitz heißt, umcouren oder sich doch heimlich in Sehnsucht danach verzehren. Diese Geheimbourgeois, diese Bourgeois ohne Arnheim [= einbruchssicherer Geldschrank], sind die weitaus schrecklicheren, weil ihr Leben als eine einzige große Lüge verläuft. Daß der liebe Gott sie schuf, um sich selber eine Freude zu machen, steht ihnen zunächst fest; alle sind durchaus »zweifelsohne«, jeder erscheint sich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Tun nur durch ihren Vorteil bestimmt wird, was auch alle Welt einsieht, nur sie selber nicht. Sie legen sich vielmehr

alles aufs Edle hin zurecht und beweisen sich und anderen in einem fort ihre gänzliche Selbstsuchtlosigkeit. Und jedesmal, wenn sie diesen Beweis führen, haben sie etwas Strahlendes.
(Theodor Fontane, *Von zwanzig bis dreißig* (1895), dtv 6025, München 1973, S. 14)

Die deutsche Bourgeoisie hatte sich so träg, feig und langsam entwickelt, daß im Augenblicke, wo sie gefahrdrohend dem Feudalismus und Absolutismus gegenüberstand, sie selbst sich gefahrdrohend gegenüber das Proletariat erblickte und alle Fraktionen des Bürgertums, deren Interessen und Ideen dem Proletariat verwandt sind . . . Die preußische Bourgeoisie war nicht, wie die französische von 1789, die Klasse, welche die *ganze* moderne Gesellschaft den Repräsentanten der alten Gesellschaft, dem Königtum und dem Adel gegenüber vertrat. Sie war zu einer Art von *Stand* herabgesunken, ebenso ausgeprägt gegen die Krone als gegen das Volk, oppositionslustig gegen beide, unentschlossen gegen jeden ihrer Gegner einzeln genommen, weil sie immer beide vor oder hinter sich sah; von vornherein zum Verrat gegen das Volk und zum Kompromiß mit dem gekrönten Vertreter der alten Gesellschaft geneigt, weil sie selbst schon zur alten Gesellschaft gehörte; nicht die Interessen einer neuen Gesellschaft gegen eine alte, sondern erneute Interessen innerhalb einer veralteten Gesellschaft vertretend; nicht an dem Steuerruder der Revolution, weil das Volk hinter ihr stand, sondern weil das Volk sie vor sich herdrängte . . . – so fand sich die *preußische Bourgeoisie* nach der Märzrevolution am Ruder des preußischen Staates.
(Karl Marx, »Die Bourgeoisie und die Konterrevolution« (1848), in: Marx/Engels, *Ausgew. Schriften*, Berlin 1955, Bd. I, S. 57 f.)

Der beste Weg ist der, daß wir zwar die Monarchie beibehalten, aber so viel von den Einrichtungen der Republik dazutun, daß wir im Ganzen die Vorteile der Republik und zugleich auch die Vorteile der Monarchie bekommen, nämlich von der Republik die Freiheit und von der Monarchie die Geregeltheit und die Ordnung.
(*Politischer Katechismus für das freie Deutsche Volk. Von einem Freunde des Volkes.* Braunschweig 1848, S. 40)

Fünfzig Jahre lang, von 1815 bis 1866, lebte die deutsche Bourgeoisie in einer seltsamen Illusion in bezug auf sich selbst: sie hielt sich für liberal und war es doch nicht . . . Die Ergebung und der Gehorsam unter allen Umständen wurden mehr als je ihre Gewohnheit und der durchdachte Ausdruck ihrer innersten Überzeugungen, das Ergebnis ihrer abergläubischen Verehrung der Allmacht des Staates . . .
Die deutsche Bourgeoisie hat nie die Freiheit geliebt, verstanden, noch gewollt. Sie lebt in ihrer Knechtschaft ruhig und glücklich wie eine Ratte in einem Käse, sie will aber, daß dieser Käse groß sei. Seit 1815 bis heute hat sie nur etwas gewünscht. Dieses Etwas aber wollte sie mit einer beharrlichen, tatkräftigen Leidenschaft, die eines edleren Gegenstandes würdig ist. Sie wollte sich unter der Hand eines mächtigen Herrn fühlen, und wäre es ein grausamer und brutaler Despot, vorausgesetzt, daß er ihr als Ausgleich für ihre notwendige Sklaverei das geben kann, was sie ihre nationale Größe nennt; vorausgesetzt, daß er alle Völker, mit Einschluß des deutschen, im Namen der deutschen Kultur zittern läßt.
(Michail Bakunin, »Das knutogermanische Kaiserreich« (1871), in: *Staatlichkeit und Anarchie*, Frankfurt/Berlin/Wien 1971, S. 289, 291)

Die deutsche Bourgeoisie hat das Unglück, daß sie nach beliebter deutscher Manier zu spät kommt. Ihre Blütezeit fällt in eine Periode, wo die Bourgeoisie der andern westeuropäischen Länder politisch schon im Niedergang begriffen ist . . . Und bei der so unendlich gesteigerten Wechselwirkung der drei fortgeschrittensten europäischen Länder ist es heutzutage nicht mehr

möglich, daß in Deutschland die Bourgeoisie sich die politische Herrschaft gemütlich einrichtet, wenn diese sich in England und Frankreich überlebt hat.
Es ist eine Eigentümlichkeit gerade der Bourgeoisie gegenüber allen früheren herrschenden Klassen: In ihrer Entwicklung gibt es einenWendepunkt, von dem an jede weitere Steigerung ihrer Machtmittel, vorab also ihrer Kapitalien, nur dazu beiträgt, sie zur politischen Herrschaft mehr und mehr unfähig zu machen. *»Hinter den großen Bourgeois stehn die Proletarier.«* . . .
Von dem Augenblick an verliert sie die Kraft zur ausschließlichen politischen Herrschaft; sie sieht sich um nach Bundesgenossen, mit denen sie, je nach Umständen, ihre Herrschaft teilt oder denen sie sie ganz abtritt . . .
Diese Bundesgenossen sind sämtlich reaktionärer Natur. Da ist das Königtum mit seiner Armee und seiner Bürokratie, da ist der große Feudaladel, da sind die kleinen Krautjunker, da sind selbst die Pfaffen. Mit allen diesen hat die Bourgeoisie paktiert und vereinbart, nur um ihre liebe Haut zu wahren, bis ihr endlich nichts mehr zu schachern blieb . . .
So jämmerlich indes unsere Bourgeoisie auch auf politischem Gebiet auftritt, so ist nicht zu leugnen, daß sie in industrieller und kommerzieller Beziehung endlich einmal ihre Schuldigkeit tut. Der Aufschwung der Industrie und des Handels . . . hat seitdem [1870] sich mit noch weit größerer Energie entwickelt. Was in dieser Beziehung im rheinisch-westfälischen Industriebezirk seit 1869 geschehen, ist für Deutschland geradezu unerhört und erinnert an den Aufschwung in den englischen Fabrikdistrikten im Anfang dieses Jahrhunderts. Und in Sachsen und Oberschlesien, in Berlin, Hannover und den Seestädten wird es ebenso sein. Wir haben endlich einen Welthandel, eine wirklich große Industrie, eine wirklich moderne Bourgeoisie . . .
(Friedrich Engels, *Der deutsche Bauernkrieg* (Vorbemerkung 1874), in: Marx/Engels, *Ausgew. Schriften*, Berlin 1955, Bd. I, S. 610 ff., 617)

Wohlhabend und reich, wie das deutsche Bürgertum in den sechziger Jahren geworden war, zog es in den deutsch-französischen Krieg. Noch wohlhabender und noch reicher wurde es nach dem glorreichen Sieg, der seinen Höhepunkt mit der Kaiserkrönung in Versailles fand, durch die Frankreich auferlegten Kriegskontributionen . . . Das deutsche Bürgertum ging nun daran, seine wirtschaftliche Machtstellung mit Hilfe von Hegel, List und anderen moralisch zu untermauern. So entstand ein Selbstbewußtsein, das die Selbstkritik behinderte. Dies um so mehr, als das deutsche Bürgertum geblendet war von dem Glanz des preußisch-deutschen Kaisertums . . .
(Emil H. Maurer, *Der Spätbürger*, Bern/München 1963, S. 188)

Sowohl in der alten absoluten wie in der modernen bonapartistischen Monarchie aber liegt die wirkliche Regierungsgewalt in den Händen einer besonderen Offiziers- und Beamtenkaste, die sich in Preußen teils aus sich selbst, teils aus dem kleinen Majoratsadel, seltener aus dem großen Adel, zum geringsten Teil aus der Bourgeoisie ergänzt. Die Selbständigkeit dieser Kaste, die außerhalb und sozusagen über der Gesellschaft zu stehen scheint, gibt dem Staat den Schein der Selbständigkeit gegenüber der Gesellschaft.
. . . In Preußen verdeckte und vermittelte der Scheinkonstitutionalismus von 1848 bis 1866 nur die langsame Verwesung der absoluten Monarchie. Seit 1866 und namentlich seit 1870 aber geht die Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände und damit die Auflösung des alten Staats vor aller Augen und auf kolossal wachsender Stufenleiter vor sich. Die rasche Entwicklung der Industrie und namentlich des Börsenschwindels hat alle herrschenden Klassen in den Strudel der Spekulation hineingerissen . . . Der Landadel, seit langem als Rübenzuckerfabrikant und Branntweinbrenner industriell, hat die alten soliden Zeiten längst hinter sich und schwellt mit seinen Namen die Listen der Direktoren aller soliden und unsoliden Aktiengesellschaften. Die Bürokratie verachtet mehr und mehr den Kassendefekt als einziges Mittel der Gehaltsaufbesse-

rung; sie läßt den Staat laufen und macht Jagd auf die weit einträglicheren Posten in der Verwaltung industrieller Unternehmungen; die noch im Amt bleiben, folgen dem Beispiel ihrer Vorgesetzten, spekulieren in Aktien oder lassen sich bei Eisenbahnen usw. »beteiligen«. Man ist sogar berechtigt anzunehmen, daß auch die Leutnants in mancher Spekulation ihr Händchen haben. Kurz, die Zersetzung aller Elemente des alten Staats, der Übergang der absoluten Monarchie in die bonapartistische ist in vollem Gang . . .
(Friedrich Engels, *Zur Wohnungsfrage* (1872/73), a.a.O., S. 574 f.)

Die Aktionäre des 19. und frühen 20. Jahrhunderts rekrutierten sich überwiegend aus den verschiedenen Schichten der Bourgeoisie. Auch darin erwies sich die Aktiengesellschaft als bürgerliche Institution. Sie stellte enge Beziehungen zwischen Besitz- und Bildungsbürgertum her und vertiefte die bestehenden Verbindungen . . .
Die die privilegierten Klassen integrierende Wirkung der Aktiengesellschaft erstreckte sich seit den achtziger Jahren auch auf den grundbesitzenden Adel . . . Gelegentlich kamen jetzt Grundeigentümer und Bourgeois auf Generalversammlungen und in Aufsichtsräten zusammen. Einzelne Aktiengesellschaften trugen so zur Vorbereitung, dann zur Festigung des politischen Kartells zwischen Großagrariern und Industriellen bei. Zeitgenossen haben die Möglichkeit einer durch die Aktiengesellschaft vermittelten »Solidarisierung der Besitzinteressen« (Hilferding) früh gesehen . . .
Die besonderen sozialen Funktionen der Aktiengesellschaft erschöpfen sich jedoch nicht in der *Integration* der Interessen verschiedener bürgerlicher Gruppen und des Adels. Die Aktiengesellschaft verschärfte zugleich die im Bürgertum bestehenden *Gegensätze* und Differenzierungen. Mit Hilfe der Aktie konnten sich Großkapitalisten immer wieder auf Kosten der Besitzer bescheidener Ersparnisse bereichern. Das Großkapital benutzte, wie Schäffle bemerkt, die Aktiengesellschaft »zur Rupfung der kleinen Vermögen«. Kursstürze, Zusammenbrüche der Börsen, Schwindelgründungen führten regelmäßig zu Verlusten der weniger bemittelten Aktionäre. Diese kamen überwiegend aus dem kleinen und mittleren Bürgertum . . .
(Helge Pross, *Manager und Aktionäre in Deutschland,* Frankfurt 1965, S. 62 f.)

. . . und mit der nächsten großen Handels- und Industriekrisis bricht nicht nur der gegenwärtige Schwindel, sondern auch der alte preußische Staat zusammen.
(Anmerkung:) Was auch heute, 1886, noch den preußischen Staat und seine Grundlage, die in den Schutzzöllen besiegelte Allianz von Großgrundbesitz und industriellem Kapital zusammenhält, ist lediglich die Angst vor dem seit 1872 riesig an Zahl und Klassenbewußtsein gewachsenen Proletariat.
(Friedrich Engels, »Zur Wohnungsfrage« (1873/1887), a.a.O., S. 575)

Actionär = Aktienbesitzer, Antheilseigner.
Dividende = Gewinnantheil, Reingewinn.
Fabrikant = Fabrikbesitzer, Fabrikherr, Hersteller, Erzeuger.
Profit = Nutzen, Gewinn.
Proletariat = die Besitzlosen.
(*Die Amtssprache. Verdeutschung der hauptsächlichsten im Verkehr der Gerichts- und Verwaltungsbehörden gebrauchten Fremdwörter,* Braunschweig 1892)

Den Deutschen, vorwiegend den deutschen Beamten und Offizieren, war es überlassen, eine anscheinend unlösbare Aufgabe zu lösen: Bildung mit Barbarei und Gelehrsamkeit mit Lakaientum zu vereinen. Das macht sie in gesellschaftlicher Hinsicht abstoßend und gleichzeitig äußerst lächerlich, macht sie zu systematischen und unerbittlichen Verbrechern gegenüber den Volksmassen, dafür aber zu wertvollen Menschen im Staatsdienst. Die deutschen Bürger

wissen das, und patriotisch ertragen sie in diesem Wissen von ihnen alle möglichen Kränkungen, weil sie in ihnen ihre eigene Natur erkennen und vor allem deshalb, weil sie diese kaiserlich privilegierten Hunde ihres Volkes, von denen sie so oft aus Langeweile gebissen werden, als sicherstes Bollwerk des pangermanischen Staates ansehen.
(Michail Bakunin, *Staatlichkeit und Anarchie* (1873), Frankfurt/Berlin/Wien 1972, S. 500)

Germanen! . . . Definition des Germanen: Gehorsam und lange Beine . . . Es ist voll tiefer Bedeutung, daß die Heraufkunft Wagners zeitlich mit der Heraufkunft des »Reichs« zusammenfällt: beide Tatsachen beweisen ein und dasselbe – Gehorsam und lange Beine. Nie ist besser gehorcht, nie besser befohlen worden . . .
(Friedrich Nietzsche, *Der Fall Wagner* (1888), *Werke*, Hrsg. Schlechta, Bd. 2, S. 926)

. . . wir sind aus dem Elend, der Armut und Polizeiwirtschaft heraus, alles gut, aber neben unsrer neuen Größe läuft eine Kleinheit, eine Enge und Unfreiheit her, die die verachtete Stillstands- und Polizeiperiode der 20er und 30er Jahre nicht gekannt hat. Besonders die militärische Welt überschlägt sich . . . und während in den Herzen Rohheit und destruktive Ideen Fortschritte machen, zeigt sich nach außen hin ein toter, bei uns nie dagewesener Byzantinismus.
(Theodor Fontane, Brief an Georg Friedlaender, 3 4. 1887)

Ungefähr seit 1880 war politisch dem deutschen Bürgertum das Rückgrat gebrochen. Aber die historische Wahrheit zwingt festzustellen, daß diese Wandlung nicht durch Gewalt und Furcht entstanden ist . . .
Was bedeuteten die paar Majestäts- und Bismarck-Beleidigungsprozesse gegenüber den Demagogenverfolgungen des Vormärz! Aber jetzt sah man sich einer ungeheueren politischen Leistung gegenüber, die trotz mancher Schönheitsfehler die nationalen Forderungen des deutschen Bürgertums erfüllte. Vor dieser Leistung brach der Oppositionswille des Bürgertums zusammen . . .
(Arthur Rosenberg, *Entstehung der Weimarer Republik*, Frankfurt 1971, S. 27)

Es zahlt sich teuer, zur Macht zu kommen: die Macht *verdummt* . . . Die Deutschen – man hieß sie einst das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch?
Was die »höheren Schulen« Deutschlands tatsächlich erreichen, das ist eine brutale Abrichtung, um, mit möglichst geringem Zeitverlust, eine Unzahl junger Männer für den Staatsdienst nutzbar, *ausnutzbar* zu machen . . .
(Friedrich Nietzsche, *Götzen-Dämmerung* (1888), *Werke*, a.a.O., S. 983, 986)

Die »Ruppigkeit« von damals ist überwunden . . . aber sowie man ein bißchen schärfer zusieht, nimmt man eine Äußerlichkeitsherrschaft wahr, die mit einer gewissen Verrohung Hand in Hand geht. Die ganze Welt, man könnte beinahe sagen: die Sozialdemokratie eingerechnet, hat sich durch gesteigerten Besitz und durch gesteigerte Lebensansprüche bis zu einer gewissen *Bourgeoisiehöhe*, vielfach von greulichstem Protzentum begleitet, entwickelt; aber von der Bewältigung der zweiten Hälfte des Weges, von der Entwicklung bis zur Aristokratie, der echten natürlich, wo das Geld wieder anfängt, ganz andren Zwecken zu dienen als dem Bier- und Beefsteakkonsum – von dieser Entwicklung unsrer Zustände sind wir weiter ab denn je . . . Was ein Mann wie Krupp tut, vielleicht großartig in seiner Art, ist doch etwas ganz andres . . .
(Theodor Fontane, Brief an Georg Friedlaender, 27. 5. 1891)

Der Status des Offiziers war der des maximalen sozialen Prestiges, obwohl nicht von besonders eindrucksvollem Reichtum oder politischem Einfluß zu normalen Zeiten . . .

Allgemein gesprochen hat die Beamtenschaft insbesondere für Preußen das höchste Prestigeelement in der Bourgeoisie dargestellt . . .
(Talcott Parsons, »Democracy and Social Structure in Pre-Nazi Germany«, in: *Essays in Sociological Theory*, Glencoe 1954, S. 106, 108)

Für jeden, der zur Berliner Gesellschaft zählte, und namentlich für den jungen Offizier, war es selbstverständlich, regelmäßig die Rennen zu besuchen und danach in irgendeinem bestimmten Restaurant, wo man sich, des Andranges wegen, den Platz vorher sicherte, zu dinieren . . .
Hier dominierte unbestritten die »Gesellschaft«, im wirklichen, engeren Sinne des Ausdrucks, – die »Gesellschaft«, deren Spitze der Hof darstellte und deren Stützen die Gardekavallerie und die Diplomaten waren. Die Hochfinanz war noch keine widerspruchslos anerkannte Gruppe dieser »Gesellschaft«, mit so mannigfachen Fäden beide auch miteinander verbunden sein mochten.
(Adolf von Wilke, *Alt-Berliner Erinnerungen*, Berlin 1930, S. 218)

Bankierssöhne (z. B. der junge Bleichröder) sind in Offiziers- und Professorenkreisen der größten Nichtachtung ausgesetzt. Offiziere werden in Bankierkreisen wie Hungerleider behandelt. Professor Oppert, linguistische Größe ersten Ranges, der aber . . . immer vergißt, daß Beinkleider auch Knöpfe haben, würde in Adels- und Offizierskreisen wie Gundling oder Morgenstern behandelt werden . . . Jede Gesellschaftsklasse, jeder Hausstand hat ein bestimmtes Idol . . . und das Hauptidol, der Vitzliputzli des preußischen Kultus, ist der Leutnant, der Reserveoffizier. Da haben Sie den Salat . . .
(Theodor Fontane, Brief an Georg Friedlaender, 3. 10. 1893)

Die breite Masse der bürgerlichen Beamten sucht ihren bürgerlichen Ursprung zu vergessen, ohne es zu können. Das Mittel des Reserveoffiziers- und Korpsstudentenwesens dient zur Aneignung gewisser äußerer Formen der Schichten, zu denen man sich gern zählen möchte, ohne doch das Parvenügefühl ganz zu beseitigen. Je mehr die autoritäre Position, in die sich der moderne preußische Beamte dieses Schlages den »Untertanen« gegenüber gestellt fühlt, von diesen letzteren und, im Grunde seines Herzens, auch von ihm selbst, als Prätention empfunden wird, um so mehr wird sie betont. Vorurteilslose Mitglieder des heutigen preußischen Beamtentums pflegen die Degeneration der altpreußischen Tradition zu jenem charakterlosen, nach unten »schneidigen«, nach oben geschmeidigen »Assessorismus« der Gegenwart mit seiner überzeugungslosen Pflege der rein formalen »Staatserhaltung« ohne alle inhaltliche Ziele stets zuzugeben, mit dem typischen Zusatz: »Aber die Bürgerlichen sind immer die schlimmsten.« Gewiß: Bürgerliche mit feudalen Prätentionen . . .
(Max Weber, »Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen zur Fideikommißfrage in Preußen« (1904), in: *Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik*, 1924, S. 391)

So halten sich die Gesellschaftskreise im allgemeinen für sich, für den höheren Adel bildet der Hof den natürlichen Mittelpunkt. An den einheimischen höheren und höchsten Adel schließt sich die diplomatische Welt, die auch heute noch zumeist aus der Aristokratie angeworben wird . . . Zu dem Kreise gehören ferner die Minister und ihre Familien. Die übrigen Stände treten in diesen Kreisen nur ausnahmsweise ein und einzelne Gelehrte, Künstler usw. meist nur bei großen Festlichkeiten des Hofes. Die Ausnahmen sind an den Fingern herzuzählen. Mehr oder weniger exclusiv lebt auch der hohe Beamtenstand und leben die Lehrer der Hochschulen. Aber sehr leicht entwickelt sich starkes Selbstgefühl, das nicht selten bei den gelehrten Herren in Dünkel ausartet. Ein eigentliches Gesellschaftsleben besitzen diese Stände nicht. Die Verhältnisse erlauben es selbst einem hohen Beamten in Berlin sehr selten, ›Haus zu machen‹.
(Otto von Leixner, *Soziale Briefe aus Berlin*, Berlin 1894)

	Wohlstand	*Auskommen*	*Armut*
	Rentier mit Frau und drei Kindern (der Sohn studiert auswärts, die Töchter, 19 u. 21 Jahre, leben im Haus); zwei Dienstboten.	Beamter im höheren Dienst mit Frau und drei Kindern (zwei schulpfl. Jungen, ein 19jähr. Mädchen mit Nebenverdienst); Dienstmädchen.	gelernter Arbeiter (überdurchschnittlich hoher Lohn) mit Frau und zwei schulpflichtigen Kindern
	Einnahmen aus Staatspapieren	Beamtengehalt und Zinsen von 9000 M.	Arbeitslohn

Einnahmen pro Jahr	23 165 Mark		5 450 Mark		1 700 Mark	
Ausgaben pro Jahr	Mark	%	Mark	%	Mark	%
Dienstboten	486	2,1	126	2,3	–	–
Wohnung	2 460	10,6	1 225	22,5	259	15,2
Heizung, Beleuchtung	665	2,9	185	3,4	59	3,5
Haushalt (Essen)	4 200	18,1	2 040	37,4	910	53,5
Neuanschaffungen, Reparaturen	300	1,3	45	0,8	–	–
Kleidung, Schuhe, Nähzeug	988	4,3	230	4,2	93	5,5
Arzt, Arzneien, Krankenkasse	424	1,8	76	1,4	33	1,9
Versch. Dienstleistungen (Wäsche, Verkehrsmittel etc.)	551	2,4	137	2,5	64	3,8
Vergnügungen (Theater, Ausflüge, Vereine etc.)	220	0,9	102	1,9		
Gastlichkeit, Einladungen	600	2,6	82	1,5	–	–
Ferien	1 120	4,8	–	–	–	–
Bücher, Zeitungen	413	1,8	53	1,0	3	0,2
Ausbildung der Kinder	2 510[1]	10,8	265	4,9	–	–
Aussteuer der Töchter bzw. Sparbuch der Kinder	1 000	4,3	60	1,1	–	–
Taschengeld: Frau, Kinder	1 080	4,7	132	2,4	–	–
Taschengeld: Hausherr	325[2]	1,0	180	3,3	162	9,5
Weihnachts- u. a. Geschenke	1 000	4,3	153	2,8	–	–
Wohltätigkeit, Spenden	1 720	7,4	46	0,8	–	–
Steuern	1 146	4,9	254[3]	4,7	30	1,8
Erspart	1 957	8,4	60	1,1	87	5,1

1 Einschließlich Monatswechsel (9 mal 200 Mark) für den studierenden Sohn.

2 Nur für Zigarren (der Hausherr verfügte vermutlich über den gesamten »Rest«, z. B. für seine beachtliche Kleinkunst-Sammlung).

3 Einschließlich Zahlungen an die Witwenkasse.

(Errechnet nach Angaben in: Otto von Leixner, *Soziale Briefe aus Berlin*, a.a.O.)

Unterschiede der »Bildung« sind heute, gegenüber dem *klassen*bildenden Element der Besitz- und ökonomischen Funktionsgliederung, zweifellos der wichtigste, eigentlich *stände*bildende Unterschied. Wesentlich kraft des sozialen Prestiges der Bildung behauptet sich der moderne Offizier vor der Front, der moderne Beamte innerhalb der sozialen Gemeinschaft . . .
Das *studentische Couleurwesen* ist bekanntlich die typische soziale Erziehungsform des Nachwuchses für die nichtmilitärischen Ämter, Pfründen und »freien« sozial gehobenen Berufsstellungen . . . Das Couleurwesen (dehnt sich) stetig weiter aus. Einfach deshalb, weil das *Konnexionswesen* der Couleuren heute eine spezifische Form der *Auslese der Beamten* ist und weil die Reserveoffizierqualität und die dazu erforderliche, durch das Couleurband sichtbar verbriefte »Satisfaktionsfähigkeit« den Zutritt zur »Gesellschaft« öffnet . . . Die *geistige Inzucht* . . . ist in den letzten Jahrzehnten *stetig gesteigert* worden. Dabei ergreift die Couleurkonnexion stets weitere Kreise. Ein Kommis, der auf Reserveoffizierqualitäten und das durch sie gebotene Konnubium mit der »Gesellschaft« (der Tochter des Chefs vor allem) reflektiert, besucht eine jener Handelshochschulen, welche um eben dieses Verbindungstreibens willen einen guten Teil ihres Zulaufs finden . . .
(Max Weber, »Wahlrecht und Demokratie in Deutschland« (1917), in: *Ges. politische Schriften*, 2. Aufl., Tübingen 1958, S. 235, 266 f.)

Aspekte sozialen Aufstiegs: Soziale Herkunft von Führungsschichten (in Prozent)

	bedeutende Unternehmer[1]		*Hochschullehrer*[2]	
Beruf des Vaters	1800-1870	1871-1914	1860-1889	1890-1919
Höhere Beamte	4	6	11	11
Offiziere	1	–	2	2
Hochschullehrer	2	2	16	11
Lehrer (höh. Schulen)			6	7
Geistliche	3	1	11	6
Rechtsanwälte	–	1	2	2
Ärzte, Apotheker[3]	1	2	14	10
Künstler u. publ. Berufe	–	–	3	2
Großgrundbesitzer	2	2	2	1
Unternehmer[4]	54	53	6	12
Höhere Schichten	67	67	73	64
Handwerker, Kleinhändler, Wirte	23	20	13	19
Landwirte	2	4	5	4
Mittlere/untere Beamte	5	6	3	5
Angestellte/Werkmeister	1	2	–	–
Arbeiter	–	–	2	2
Lehrer	–	1	4	4
Mittlere/untere Schichten	31	33	27	34

1 anhand der *Neuen Deutschen Biographie* 2 Habilitationsjahrgänge
3 auch Tierärzte, Chemiker, Architekten, Ingenieure 4 Fabrikanten und Großkaufleute
(nach: *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch*, München 1975, S. 126)

Fabrikbesitzer, Reserveoffizier, gutsituiert, 31 Jahre alt, ehrenhaften Charakters, ansehnliche, sympathische Erscheinung, sucht mangels geeigneter Gelegenheit auf diesem Wege junge Dame angenehmen Wesens zwecks baldiger glücklicher Heirat. Sofortiges, disponibles Vermögen von ca. 150–200 Mille erwünscht . . .
(zitiert in: Eduard Fuchs, *Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Bd. 3: *Das Bürgerliche Zeitalter*, 1912, S. 241)

Die Unternehmer und die übrigen Reichen und Vornehmen (ahmten die höfischen) Vorbilder zwar nur in einzelnen Fällen unmittelbar nach, aber sie schwebten ihnen doch beständig vor, und sie hatten keine anderen Ideale und Vorbilder, die es ihnen möglich machten, sie außer acht zu lassen, soweit sie nicht in einzelnen Städten an den alten patrizischen Lebensstil anknüpften und diesen aufrechterhielten, erweiterten oder mit höfisch-feudalen Stilen verschmolzen. Jedenfalls wurde in Kreisen der Oberschicht, vor allem in Städten wie Berlin, München, Stuttgart, Frankfurt am Main und Hamburg, unabhängig von der wirtschaftlichen, sozialen und technischen Entwicklung die Lebens- und Dienstbotenhaltung noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht wesentlich eingeschränkt und in vielen einzelnen Fällen im Interesse der Repräsentation, des Prestiges und der Selbstdarstellung ausgestaltet.
(Rolf Engelsing, *Zur Sozialgeschichte* . . ., a.a.O., S. 241)

Süßer Syringenduft wehte durch die etwas niedrigen, aber kostbar ausgestatteten Salons. Weit geöffnet waren die Flügeltüren und gewährten den Durchblick in die lange Zimmerflucht, welche sich in farbiger Pracht, wie eine Perlenschnur, bunt aneinanderreihte.
Ein kleines, lauschiges Boudoir bildete den Abschluß. Hier schien alles zusammengehäuft, was dem Geschmack einer eleganten Dame unwiderstehlich erscheint, Rokokomöbel mit wässerig verschwimmendem Blumendamast, goldmarketierten Platten und hohen Bronzekonsolen waren auf schwellendem Teppich in reizend genialer Zwanglosigkeit durcheinander geschoben, schwerseidene, purpurgefütterte Portieren rauschten breit neben den Fenstern und Türflügeln nieder, und an den Wänden kokettierten echt Meißner Porzellanstatuetten auf ihren kostbaren Simsen, schauten aus ovalen Rahmen die reizendsten Genrebildchen . . . Palmwedel nickten über dem Eckdiwan, und ein buntschillernder Amazonenpapagei schaukelte sich träge im goldenen Reif . . .
(Nathalie von Eschstruht, *Polnisch Blut*, Leipzig o. J., Bd. I, S. 140)

Das bürgerliche Interieur der sechziger bis neunziger Jahre mit seinen riesigen, von Schnitzereien überquollenen Büfetts, den sonnenlosen Ecken, wo die Palme steht, dem Erker, den die Balustrade verschanzt, und den langen Korridoren mit der singenden Gasflamme wird adäquat allein der Leiche zur Behausung. »Auf diesem Sofa kann die Tante nur ermordet werden.« Die seelenlose Üppigkeit des Mobiliars wird wahrhaft Komfort erst vor dem Leichnam . . .
(Walter Benjamin, *Einbahnstraße* (1928), Frankfurt 1955, S. 14 f.)

Im Ausgang des 19. Jahrhunderts hatte der europäische, vor allem aber der deutsche Bürger den höchsten Gipfel erreicht, bis zu dem ihm der Aufstieg freistand. Von da an ging es für ihn nicht mehr weiter nach oben. Er machte Rast und genoß das erreichte Ziel, die betörenden Ausblicke, die ihm seine Position boten. Und während er, der Bürger, Höhenluft atmete, sah er die Welt zu seinen Füßen liegen. Doch das Gipfeldasein war trügerisch, und nicht von ungefähr erwachte in der bürgerlichen Gesellschaft ein starkes Gefühl ihrer Krise . . .
(Emil H. Maurer, *Der Spätbürger*, Bern 1963, S. 132)

Und ebenso unverständlich wie ihre Zahl mutet heute auch die Eleganz der damaligen Gesellschaften an, insbesondere der Umfang der Menüs, die wir damals bewältigen mußten

und auch konnten. Es wird heute kaum glaublich erscheinen, daß z. B. auf meiner am 17. September 1906 im Uhlenhorster Fährhaus gefeierten Hochzeit die nachstehende, dem damals Üblichen entsprechende Speisen- und Weinfolge die über hundert Gäste ergötzt hat:

Caviar
1898. George Goulet extra Quality dry
Consommé Mercédes
Paupiettes von Seezunge à la Prince Robert
1900. Forster Jesuitengarten
Gespickte Kalbslende à la Duchesse d'Albany
1888. Chât. Gironville
Rehcotelettes à la reforme
1900. Oberemmeler
Helgoländer Hummer en belle vue
1900. Chât. Yquem, Schloßabzug
Neige au Cliquot
Grüne Spargelspitzen mit Trüffel
Purée von Chicorée à la crème
Holsteiner Fasan
Salat und Compot
1891. Chât. Margaux Schloßabzug
Bombe Mikado
Veuve Cliquot, England demi sec.
Käsestangen
Old Portwine
Früchte
Dessert

. . . Oft trugen nach Tisch hochbezahlte Künstler Lieder oder Gedichte vor. Die Koryphäen des Stadttheaters waren besonders beliebte Gäste und Künstler auf den Vorkriegsgesellschaften.
(Leo Lippmann, *Mein Leben und meine amtliche Tätigkeit. Erinnerungen und ein Beitrag zur Finanzgeschichte Hamburgs.* Hrsg. W. Jochmann, Hamburg 1964, S. 63 f.)

Eine gute Tischordnung ist das höchste Meisterstück. Ein Vorbild für gar manchen Staatsakt. Niemals gelingt sie auf den ersten Hieb, sobald mehr als zwei Personen zu setzen sind. Ich rühme mich eines hohen Sinnes für diese schwierigste aller Aufgaben . . . Noch heute staune ich beim Anblick einer Tischkarte vom 10. November 1911, daß es mir gelang, die rechten Plätze zu finden für . . . . . Keine noch so feine Rangschattierung bleibt in der Tischordnung jenes Abends unberücksichtigt.
(Adolf Wermuth, *Ein Beamtenleben. Erinnerungen*, Berlin 1922, S. 299 f.)

Es existiert . . . in Deutschland *keine Aristokratie* von hinlänglicher Breite und politischer Tradition . . . Und, was mindestens ebenso wichtig ist: es existiert auch *keine vornehme deutsche gesellschaftliche Form*. Denn völlig unwahr ist – womit unsere Literaten gelegentlich zu prahlen suchen –, daß, im Gegensatz zu den angelsächsischen Gentlemankonventionen und dem romanischen Salonmenschentum, in Deutschland »Individualismus« in dem Sinn der *Freiheit* von Konventionen existiere. Starrere und zwingendere Konventionen als die des »Couleurmenschen« gibt es nirgends, und sie beherrschen, direkt und indirekt, einen ebenso großen Bruchteil des Nachwuchses der Führerschichten als irgendeine Konvention in anderen Ländern. *Sie sind*, soweit nicht die Offizierkonventionen reichen, *»die deutsche Form«!* Denn in ihren Nachwirkungen bestimmen sie weitgehend die Formen und Konventionen der in

Deutschland maßgebenden Schichten: der Bürokratie und aller derer, welche in die von dieser beherrschte »Gesellschaft« rezipiert werden wollen. »Vornehm« sind freilich diese Formen nicht . . .
(Max Weber, »Wahlrecht und Demokratie in Deutschland« (1917), a.a.O., S. 270 f.)

Daß viele bürgerliche Deutsche in der kaiserlichen Zeit vor dem Kriege ein solch unpolitisches Leben führen konnten und wollten, hatte seinen Grund nicht allein in ihrer politischen Ohnmacht und Unbildung. Gerade geistig hochstehende Menschen, und unter ihnen besonders die »Goethedeutschen«, lebten in dem erhabenen Wahne, daß es geistigen Menschen nicht anstehe, sich mit der Politik zu beschäftigen, daß das ganze politische Getümmel sich gewissermaßen auf einer unteren Ebene bewege, daß es besser sei, sich mit dem »Wesentlichen« zu beschäftigen und auf den Höhen der Menschheit Geist und Herz zu pflegen. Auch unter leitenden Amtspersonen gab es viele, die so dachten, darunter Staatssekretär Lisco und seine Gattin, die sich ebenfalls auf den Flügeln Goethes über die rauhe Wirklichkeit milde lächelnd zu erheben suchten und erhoben . . .
(Arnold Brecht, *Aus nächster Nähe. Lebenserinnerungen 1884-1927*, Stuttgart 1966, S. 90)

Die Sorgen des Bourgeois
(Auszüge aus Börsenberichten des Berliner Magazins *Die Woche*, Juli–Dezember 1901)

6. Juli Der große Zusammenbruch ist vorüber . . . Was sich alles als morsch und faul erwiesen hat, nachdem der Niederbruch der Leipziger Bank die breitklaffende Lücke geschaffen, das entzog sich zum allergrößten Teil den Blicken der Öffentlichkeit . . .
Aber die erlittenen Verluste waren enorm, und es ist neuerdings wieder vieles innerlich hohl und kraftlos geworden, was bei oberflächlicher Betrachtung noch den äußeren Schein der Gesundheit auf der Wange trägt . . . Darf das mobile Kapital denn nicht auch einmal den Ruf nach Staatshilfe ausstoßen?
13. Juli Es ist nichts weiter nachgestürzt! Man kann diese Tatsache gar nicht überschätzen. Nach den großen Zusammenbrüchen in Leipzig und Kassel lag die Gefahr nahe, daß eine elementare Verwüstung auf unserem industriellen und Bankengebiet losbrechen könne . . . Die Börse ist mürbe, und die großen Kreditgeber prüfen mit der Lupe . . . Geht doch das Gespenst nicht allein bei uns in Deutschland um!
27. Juli Die Krisis zieht immer weitere Kreise . . . Man darf wohl die Hoffnung hegen, daß wir nunmehr von ferneren ernsten Schicksalsschlägen – denn solche sind es doch in der Tat – verschont bleiben werden.
3. August Die durch Veröffentlichung des [Korn-]Zolltarifentwurfs in den Kreisen der Industrie und des Handels so hoch gegangenen Wogen der Erregung haben sich etwas gelegt . . . Hoffen wir, daß es . . . gelingen wird, eine Einigung auf wirtschaftlichem Gebiet zu schaffen. Dann wird sich auch für Deutschland die Möglichkeit bieten, mit den Staaten, mit denen ein lebhafter Warenaustausch stattfindet, weiter Handelsverträge abzuschließen.
17. August Nach den Stürmen der letzten Zeit ist eine gewisse Ruhe eingetreten, die der Rückkehr zu normalen Verhältnissen voraufgehen muß.
24. August Ist eine Besserung der Geschäfts- und Marktlage in Sicht? . . . Jedenfalls ist übergroße Vertrauensseligkeit unseres Publikums zur Zeit ebensowenig am Platz wie übertriebene Schwarzseherei. Es sind Anzeichen für eine sich langsam vorbereitende Gesundung vorhanden; die Politik zeigt ein besseres Gesicht als seit geraumer Zeit, denn China ist »erledigt« und Transvaal wird es auch bald sein.
31. August Die großen Aufräumungsarbeiten scheinen im wesentlichen erledigt und die Verkäufer von heute rekrutieren sich allem Anschein nach vielfach aus den Reihen der zünftigen Spekulation. Die Ware, die jetzt auf den Markt kommt, ist größtenteils Fixerware,

Goethe Institut e.V. Bibliothek

und gewiegte Beobachter wollen sogar wissen, daß in nicht vereinzelten Fällen Angehörige der Großfinanz zu den sogenannten Leerverkäufern zählen.
7. September Die Börse . . . ist auf dem toten Punkt der Erschöpfung und des Mißtrauens festgebannt, und die Hilfsquellen von außen, in Gestalt einer vertrauensvollen und mutigen Beteiligung des Publikums, sind ihr zunächst abgeschnitten . . . Heute stehen Publikum und Börse ziemlich ratlos an den Trümmern des vor kurzem noch so stolz aufgetürmten Wirtschaftsgebäudes. Ungezählte Millionen des Nationalvermögens sind wie Schnee vor der Sonne geschmolzen . . . Das Ringen der agrarischen mit den industriellen Interessen, die Gefährdung unserer Handelsverträge [durch die Kornzölle], sie komplizieren die ohnehin schwierige Lage immer mehr. Wie soll das enden?
28. September An der Börse hat sich eine dumpfe Hoffnungslosigkeit eingenistet, und im Publikum gilt nur noch die Parole: verkaufen, denn aus dem Mißtrauen gegen den Besitz von Wertpapieren ist eine förmliche Abscheu geworden . . . Dieser unnatürliche Zustand kann nicht mehr lange währen, denn deutsche Intelligenz und deutscher Gewerbefleiß sind Potenzen, mit denen gerechnet werden kann.
5. Oktober Wenn es in den schlimmsten Momenten der gegenwärtigen Handels- und Industriekrisis öfters den Anschein hatte, als habe sich der Geschäftswelt ein unbesieglicher Fatalismus bemächtigt, so treten jetzt schüchterne Anzeichen wiedererwachender Hoffnung auf eine endliche Wende dieser unheilvollen Periode hervor.
19. Oktober Die drohende Verschärfung des Rückschlags der Krise auf den Arbeitsmarkt führt zur Beschleunigung der Vergebung öffentlicher Arbeiten . . . In der elektrischen Industrie, die ja bekanntlich zu dem früheren allgemeinen Aufschwung wie zu dem folgenden Zusammenbruch den Löwenanteil beigetragen hatte, zwingt die Notlage die bisherigen konkurrierenden Gegner nunmehr gleichfalls zur Anstrebung rationeller Maßregeln behufs Verbesserung der Erwerbschancen . . . Ob wir heute bereits vor einem Wendepunkt stehen?
26. Oktober Die Eisenindustrie mag nach den überaus schwierigen Zeiten, die sie durchgekämpft hat, gegenwärtig einen gewissen Anlaß haben, etwas zuversichtlicher in die Zukunft zu blicken. Denn das hauptsächliche Hindernis . . ., die hochgehaltenen Preise des Brennmaterials, dürfte in absehbarer Zeit wenigstens teilweise beseitigt werden. Das Kohlen- und das Kokssyndikat vermögen der Macht der Verhältnisse nicht länger zu widerstehen . . . Die Gewinne des Kohlen- und Kokssyndikats sind noch erheblich genug, zumal ja auch ansehnliche Lohnermäßigungen eingetreten sind.
16. November Die Komplikation, die der Widerstreit der sozialpolitischen Interessen erfahren, hat die Börse am empfindlichsten getroffen. Zu den elementaren Gegensätzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist der Krieg zwischen landwirtschaftlichen und industriellen Interessen getreten, wodurch ein Kampf ins Lager der Arbeitgeber hineingetragen wurde, der in letzter Linie der Propaganda der Arbeiter zugute kommen wird. Leider ist dabei die Börse der Sündenbock geworden, auf den alle Teile losprügeln. Man machte sie verantwortlich für die Ausschreitungen der gewerblichen Hochkonjunktur wie auch teilweise für den Notstand der Landwirtschaft und strafte sie bekanntlich durch ein verschärftes Börsengesetz . . . Jetzt erwartet man von dem in nächster Zeit zusammentretenden Reichstag die Beseitigung wenigstens der allerschärfsten Kanten jenes Gesetzes.

Der Einfluß des Bürgertums auf die Reichspolitik vollzog sich gar nicht durch das Parlament, sondern durch persönliche Bearbeitung des Kaisers. Wilhelm II. war persönlich zu den Führern von Industrie und Handel sehr entgegenkommend. Er zog sie an seinen Hof und gab ihnen Adel und Titel. Wenn eine große Firma in geschickter Weise ihre Auslandsinteressen beim Kaiser vertrat, konnte sie alles erreichen. Wilhelm II. war jederzeit bereit, die Autorität des Reichs für das Geschäft einer jeden großen Firma einzusetzen . . .
Der persönliche Einfluß, den Männer wie Ballin beim Kaiser hatten, konnte aber die Tatsache

nicht aus der Welt schaffen, daß das Bürgertum als Klasse in der deutschen Politik keine Macht hatte. Deutschland wurde unter Wilhelm II. konservativ-agrarisch regiert, und das Bürgertum stand daneben. Die nationalliberalen Industriellen bewahrten freilich die aus der Bismarck-Zeit ererbte Loyalität.
(Arthur Rosenberg, *Entstehung der Weimarer Republik*, a.a.O., S. 39, 40)

Allein es liegt im Zuge der heute in Preußen führenden Staatsweisheit, den bürgerlichen Geldbeutel mit dem minimalen politischen Einfluß des Bürgertums durch Gewährung einer Art von »Hoffähigkeit zweiter Klasse« zu versöhnen, und in den dafür empfänglichen Kreisen wäre nichts unpopulärer, als wenn der »Nobilitierung« von Kapitalien, die im Handel, in der Industrie, an der Börse erworben sind, durch deren Metamorphose in die Form des Ritterguts Schwierigkeiten gemacht würden . . .
(Max Weber, zit. bei Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 59)

Kaiser Wilhelm II. hat der Hochfinanz die Türen zum Weißen Saale im alten Schlosse an der Spree weiter geöffnet als seine Vorgänger auf dem Throne. Und ohne den Sturz der Monarchie würde sich die Zahl der von ihm nobilitierten Bank- und Industriemagnaten noch alljährlich vergrößert haben. Die Nobilitierungsgesuche, auch von Generalen und Beamten . . . hatten sich im Heroldsamt, einer Abteilung des Ministeriums des königlichen Hauses, zu Haufen gestapelt. Der verstorbene Chef des Heroldsamtes, von Borwitz, sagte mir gelegentlich, man hätte sich zu einer Art von »Kontingentierung« entschließen müssen, indem in jedem Jahr nur eine bestimmte Anzahl von Nobilitierungen bewilligt wurde. Es dauerte mitunter jahrelang, ehe ein Gesuch an die Reihe kam.
Der preußische Landadel, der früher den Kern der Besucher der Hoffeste geliefert hatte, hielt sich ihnen unter Wilhelm II. immer mehr fern. Die Landwirtschaft hatte nicht mehr für alle, die sie betrieben, einen »goldenen Boden«. In wenigen Wochen verschlang eine Hofsaison die Arbeit vieler Monate. Der auch politisch verstimmte »notleidende Agrarier« beschränkte sich darauf, Frau und Töchter zur »Landwirtschaftlichen Woche« nach Berlin zu führen, falls er es nicht vorzog, sich ohne sie in den Strudel Sündenbabels zu stürzen. Bei Hof könnten sie, so sagte er, ja doch nicht rivalisieren mit den Toiletten, dem Schmuck der Damen des reichen Jungadels.
Wilhelm II. verkannte diese Evolution nicht. Und er sah es als eine seiner Herrscherpflichten an, den Wünschen von Millionären nach Auszeichnungen – Orden und Adelsbriefen – entgegenzukommen, daran aber die Bedingung gemeinnütziger Spenden oder Stiftungen zu knüpfen . . .
(Adolf von Wilke, *Alt-Berliner Erinnerungen*, Berlin 1930, S. 232 f.)

Nach der Statistik des Preußischen Finanzministeriums ergibt sich:
Es haben sich vermehrt in der Zeit von 1895 bis 1911:

in den Gruppen	die Zensiten		das Vermögen	
	um	in %	um Mark	in %
6 000- 100 000	555 901	52,8	11 941 780 000	56,8
100 000- 500 000	49 291	56,9	10 017 538 000	59,0
500 000-1 000 000	5 425	64,77	3 889 236 000	65,27
1 000 000-2 000 000	2 487	72,52	3 553 898 000	72,43
2 000 000 und mehr	1 598	87,46	9 524 624 000	109,21

Die Zahl der Zensiten und das Durchschnittsvermögen pro Kopf beliefen sich auf:

in den Gruppen	Zensiten 1895	Vermögen 1895	Zensiten 1911	Vermögen 1911
6 000- 100 000	1 052 149	24 252	1 608 050	23 295
100 000- 500 000	86 552	196 279	135 843	198 802
500 000-1 000 000	8 375	711 475	13 800	713 612
1 000 000-2 000 000	3 429	1 430 700	5 916	1 430 200
2 000 000 und mehr	1 827	4 762 312	3 425	5 321 400

Die Zunahme der Reichen erfolgte also schneller als das Wachstum der Bevölkerung . . .
(Fritz Sternberg, *Der Imperialismus*, Berlin 1926, S. 507)

Fürst Guido Henckel von Donnersmarck ist gegenwärtig [seit 1905] die zweitreichste Person in Preußen . . .
Der gesamte Grundbesitz des Fürsten umfaßt einen Flächeninhalt von 27 496 ha in Preußen, Rußland und Österreich zusammen . . . Der preußische Grundbesitz macht noch nicht den zehnten Teil des in Preußen zu versteuernden Vermögens des Fürsten aus. Die übrigen 9/10 des Vermögens des Fürsten beruhen in der Hauptsache in dem Besitz an Kohlenbergwerken, an Aktien der Industrie, an Anteilen von Terrain-Unternehmungen, die der Fürst regelmäßig in der Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung durchzuführen pflegt, an Bankaktien sowie in der stillen Beteiligung an Warenhäusern und anderen Unternehmungen, endlich in der Verfügung über ein bares Kapital von 12–15 Mill. Mark als verzinsliches Depositum bei Großbanken . . .
(Martin, *Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Preußen*, 1912, S. 10 f.)

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die soziale Stellung des Geschäftsmannes. Schrittweise wurde anerkannt, daß »die Leitung einer Belegschaft von Hunderten von Menschen in vielen Dingen dem Kommando über eine größere Truppe gleichkam; der Rundgang durch ein Stahlwerk ließ sich vergleichen mit der Inspektion eines Ritterguts« (Fritz Redlich). Ein weiterer Ansporn kam aus dem Zustrom von Vertretern höherer Statusgruppen in die Reihen der Wirtschaft. Mitglieder des ostelbischen Adels und des Stadtpatriziats legten ihre Mißachtung gegenüber dieser neuen Quelle des Wohlstands langsam ab und traten ihr einen Teil ihres Prestiges ab . . .
(Heinz Hartmann, *Der deutsche Unternehmer: Autorität und Organisation* (1959), Frankfurt 1968, S. 254)

Es ist eine schlagende Tatsache, daß ein großer Teil der natürlichen Hilfsquellen, der Industrie und der Produktion des Reichtums in jener rastlosen Fabrik Deutschland unter der Kontrolle von einem Dutzend Männern von beherrschendem wirtschaftlichen Genius steht – Männern von starkem und dominierendem Charakter, geborenen Herrschern der herbsten Art, ohne Gefühl, nicht unempfindlich für Gerechtigkeit, aber nie über sie hinausgehend, unbeugsam in ihren Entscheidungen, von unerschöpflicher Willenskraft, und unzugänglich für alle modernen Vorstellungen des politischen Liberalismus.
(W. H. Dawson, *The Evolution of Modern Germany*, London/New York 1908, S. 122)

Die Laissez-faire-Doktrin hat im deutschen Unternehmertum keinen festen Fuß gefaßt . . . Es hat Jahrzehnte gegeben, in denen man den Konkurrenten verabscheute, aber wenigstens von den 1870er Jahren an kam es zu ehrlich gehaltenen Vereinbarungen unter Konkurrenten und

dann zu Kartellen und Syndikaten, die dem deutschen Unternehmer nicht nur als nützlich, sondern auch als sittlich berechtigt erschienen. Seine organisatorischen Fähigkeiten wirkten sich so innerhalb der Unternehmungen und in den Zwischenbeziehungen zugleich aus, aber um den Preis einer frühzeitigen Verbürokratisierung.
(Fritz Redlich, *Der Unternehmer*, a.a.O., S. 368)

Weil Deutschland ein Nachzügler auf der Bühne der modernen europäischen Industrienationen war – so könnte man argumentieren –, konnte es sich den Luxus einer allmählichen kapitalistischen Entwicklung nicht leisten. Weil es spät industrialisierte, mußte es schnell und gründlich industrialisieren . . . daher spielten wirtschaftliche Großgebilde von vornherein eine erhebliche Rolle . . .
Aus denselben Gründen ist die deutsche Gesellschaft nicht bürgerlich geworden, sondern quasi-feudal geblieben. Die Industrialisierung in Deutschland hat keine selbstbewußte Bourgeoisie mit eigenem politischen Anspruch hervorgebracht. Insoweit eine Bourgeoisie überhaupt entstand, blieb diese klein, vor allem aber unsicher und in ihren sozialen und politischen Maßstäben abhängig.
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (1968), dtv München 1971, S. 51, 58)

Die preußische Bevölkerung nach Einkommensstufen 1896 und 1912

	Einkommensstufen	Zensiten ausschl. der Angehörigen			Vom Tausend der Zensiten entfallen auf die Stufen			
	Jahreseinkommen in Mark			Zunahme	ausschl. der Angehörigen		einschl. der Angehörigen	
		1896	1912	in %	1896	1912	1896	1912
1	unter 900	8 613 994	8 158 925	− 5	750,78	519,66	671,99	397,76
2	900- 3 000	2 528 333	6 757 812	+167	220,36	430,42	291,70	538,87
3	3 000- 6 000	215 283	547 648	+154	18,76	34,88	23,78	44,70
4	6 000- 9 500	57 536	111 747	+ 94	5,02	7,12	6,28	9,20
5	9 500- 30 500	47 308	99 026	+109	4,12	6,30	5,07	7,56
6	30 500-100 000	9 265	20 999	+126	0,81	1,34	1,00	1,58
7	über 100 000	1 699	4 456	+162	0,15	0,28	0,18	0,33
	zusammen	11 473 418	15 700 613	+ 37	1 000	1 000	1 000	1 000

(Karl Helfferich, *Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913*, 5. Aufl. Berlin 1915, S. 129)

[*Anmerkung zur gesellschaftlichen Einschätzung der Einkommensstufen:*
Nach Ashok V. Desai, *Real Wages in Germany 1871-1913*, Oxford 1968, betrug der durchschnittliche Jahresverdienst von Arbeitnehmern in Industrie, Handel und Verkehr 1895: 665 Mark, 1913: 1083 Mark. Demnach hat die 1. Stufe (bis 900 Mark) im Jahre 1896 im wesentlichen das Proletariat und das untere Kleinbürgertum umfaßt, im Jahre 1912 dagegen nur noch Teile dieser Gruppen, woraus sich der beträchtliche (relative) Rückgang der auf diese Stufe entfallenden Zensiten (= Steuersubjekte) erklären mag. – Die 2. Stufe (900-3000 Mark) umfaßt untere und mittlere Beamte, einfache Angestellte sowie (tendenziell) Facharbeiter, was bestätigt wird durch eine Erhebung des Kaiserlichen Statistischen Amtes über minderbemit-

telte Familien (zit. in: *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch*, a.a.O., S. 112 f.), wonach 1907/08 der durchschnittliche Jahresverdienst bei Unterbeamten 1694 Mark, bei mittleren Beamten 2377 Mark, bei Lehrern 2753 Mark und bei Privatangestellten 2012 Mark betrug. Hier ist das Arbeitereinkommen allerdings weit höher angesetzt als bei Desai, nämlich mit 1507 Mark, was vielleicht dadurch zu erklären ist, daß über 80% der erfaßten Personen in Großstädten lebten. – Auf der 3. Stufe (3000-6000 Mark) steht der gehobene Mittelstand (z. B. Regierungsräte, die 1910 schon in die 4. Stufe aufsteigen). Wir können also mindestens von der 4. Stufe an von der Oberschicht reden; die Stufen 4 bis 7 zusammen machen 1896 1% und 1912, 1,5% der Zensiten aus: der »harte Kern« jener 3%, die nach dem preußischen Dreiklassenwahlrecht ein Drittel der Abgeordneten wählten (ein weiteres Drittel wurde durch 12% und das letzte Drittel durch 85% der Steuerzahler gewählt).]

Gefährlich und auf die Dauer mit dem Interesse der Nation unvereinbar ist es, wenn eine ökonomisch sinkende Klasse die politische Herrschaft in der Hand hält. Aber gefährlicher noch ist es, wenn Klassen, *zu* denen *hin* sich die ökonomische Macht und damit die Anwartschaft auf die politische Herrschaft bewegt, politisch noch nicht reif sind zur Leitung des Staates. Beides bedroht Deutschland zur Zeit . . .
Die Gutshöfe des Ostens waren die Stützpunkte der über das Land dislozierten herrschenden Klasse Preußens, der soziale Anschlußpunkt des Beamtentums, – aber unaufhaltsam rückt mit ihrem Zerfall, mit dem Schwinden des sozialen Charakters des alten Grundadels, der Schwerpunkt der politischen Intelligenz in die Städte. *Diese* Verschiebung ist das entscheidende *politische* Moment der agrarischen Entwicklung des Ostens.
Welches aber sind die Hände, in welche jene politische Funktion des Junkertums hinübergleitet, und wie steht es mit ihrem politischen Beruf?
. . . wenn ich mich frage, ob das Bürgertum Deutschlands heute reif ist, die politisch leitende Klasse der Nation zu sein, so vermag ich *heute* nicht diese Frage zu bejahen. Nicht aus eigener Kraft des Bürgertums ist der deutsche Staat geschaffen worden, und als er geschaffen war, stand an der Spitze der Nation jene Cäsarengestalt aus anderem als bürgerlichem Holze . . .
Und nachdem so die Einheit der Nation errungen war und ihre »politische« Sättigung feststand, kam über das aufwachsende erfolgstrunkene und friedensdurstige Geschlecht des deutschen Bürgertums ein eigenartig »unhistorischer« und unpolitischer Geist. Die deutsche Geschichte schien zu Ende. Die Gegenwart war die volle Erfüllung der vergangenen Jahrtausende, – wer wollte fragen, ob die Zukunft anders urteilen möchte? . . .
Nur allzu offenkundig sehnt sich ein Teil des Großbürgertums nach dem Erscheinen eines neuen Cäsar, der sie schirme: nach unten gegen aufsteigende Volksmassen, nach oben gegen sozialpolitische Anwandlungen, deren ihnen die deutschen Dynastien verdächtig sind. Und ein anderer Teil ist längst versunken in jene politische Spießbürgerei, aus welcher die breiten Schichten des Kleinbürgertums noch niemals erwacht sind . . .
(Max Weber, »Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik« (1895), a.a.O., S. 19 ff.)

Schmachvoll war die Haltung des Großbürgertums, das, durch Beziehungen und Vergünstigungen preiswert bestochen, seinen Vorteil im Ankriechen an die herrschende Schicht und in der Lobpreisung des Bestehenden suchte. Die geistige Verräterei des Großbürgertums, das seine Abkunft und Verantwortung verleugnete, das um den Preis des Reserveleutnants, des Chorstudenten, des Regierungsassessors, des Adelsprädikats, des Herrenhaussitzes und des Kommerzienrats die Quellen der Demokratie nicht nur verstopfte, sondern vergiftete, das feil, feig und feist und durch sein Werkzeug, die Nationalliberale Partei, das Schicksal Deutschlands zugunsten der Reaktion entscheiden ließ: diese Verräterei hat Deutschland zerstört . . .
(Walther Rathenau, *Der Kaiser. Eine Betrachtung*, Berlin 1919, S. 11)

Im Grunde handelte es sich im kaiserlichen Deutschland bereits um eine Machtelite ohne Basis, ohne Hinterland oder Hausmacht. Die Elite war der Staat, seine Beamtenschaft, sein Militär, seine Lehrer und Professoren, Richter und Archivare. Auch weil ihr der Anker in der bürgerlichen Gesellschaft fehlte, mußte sie versuchen, das Band, das diese mit der Regierung verbindet, zu durchschneiden und statt dessen in eine synthetische Rangordnung zu zwängen. Vielleicht erlaubt eine solche Situation rückwirkend schon die Prognose, daß die Herrschaft dieser Elite sich ihrem Ende zuneigte.
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 237)

II. Die Krise (Weimarer Republik und Drittes Reich)

Die Entstehung der Weimarer Verfassung fällt in einen zweiten Höhepunkt des bürgerlichen Zeitalters.. . . So erhielt in Deutschland, einem seiner geistigen Struktur nach schon in den 40er Jahren, seiner ökonomischen Struktur nach spätestens in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bürgerlichen Land, das Bürgertum die seiner ökonomischen Stellung entsprechende Machtstellung erst zu einer Zeit, als viele schon voreilig wähnten, daß es mit der Macht des Bürgertums vorbei sei . . .
(Otto Kirchheimer, »Weimar – und was dann? Analyse einer Verfassung« (1930), in: *Politik und Verfassung*, Frankfurt 1964, es 95, S. 53)

Weit entscheidender für die Zukunft Deutschlands ist vielmehr die Frage: ob das Bürgertum in seinen Massen einen neuen verantwortungsbereiteren und selbstbewußteren *politischen* Geist erziehen wird. Bisher herrschte seit Jahrzehnten der Geist der *»Sekurität«*: der Geborgenheit im obrigkeitlichen Schutz, der ängstlichen Sorge vor jeder Kühnheit der Neuerung, kurz: der feige *Wille zur Ohnmacht* . . .
(Max Weber, »Deutschlands künftige Staatsform« (1918/19), a.a.O., S. 441 f.)

Die Weimarer Republik beruhte auf der Annahme, daß, mit dem Ende des Kaiserreichs, zugleich seine Oberschicht ihren historischen Weg vollendet habe. Diese Annahme aber stellte sich im Laufe der 20er Jahre immer klarer als falsch heraus. Zwar war nunmehr der Adel zur endgültigen Versteinerung verdammt, zwar wurden viele Privilegien beseitigt, aber damit hörte diese Schicht keineswegs zu bestehen auf. Die Wirren von 1918 und 1919 bedeuteten eben keine Revolution. Nach wie vor unterwarfen sich die wirtschaftlichen Führungsgruppen den Werten und auch den Mitgliedern der alten feudalen Oberschicht . . .
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, München 1961, S. 270)

Es gab trotz der Ablösung des Kaiserlichen Hofstaats und der adligen Vorrechte keine politische Umstrukturierung, keine durchgreifende Ablösung der alten Führungsschichten, keine Revision der alten Wertmaßstäbe, keine Veränderung der militärisch-autoritären Organisation der Betriebe . . .
(Helmut Böhme, *Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt 1968, S. 113)

Die Verwaltungseliten überlebten die Revolution ungebrochen . . .
Vielfältigen Quellen zufolge blieben diejenigen bürgerlichen Gruppen tonangebend, die schon dem Kaiserreich die Beamten gestellt haben. An der konservativen und oft republikfeindlichen Einstellung der obrigkeitlich-autoritären Beamtenschaft hat sich . . . bis zum Ende der

Republik nur wenig geändert. Die Revolution von 1918 hat sie nicht zu verdrängen vermocht, und es blieb dem Nationalsozialismus vorbehalten, ihren Korpsgeist allmählich zu pervertieren.
In der Wirtschaftselite hinterließ der politische Umschwung erst recht keine Spuren. Das große Management ging ohne jede Veränderung aus dem Winter 1918/19 hervor . . . Wenn man hinzunimmt, daß auch die Kirchenführer an ihrem Platz blieben und die große Presse in alten Händen war, dann ist der Schluß berechtigt: *Die Revolution von 1918 war eine Neuformierung der Elitegruppen.* Es hat sich . . . die Struktur der Elite, nicht aber die Rekrutierung der Elite verändert. Damit blieben die Machtverschiebungen auf den politischen Bereich beschränkt und konnten nicht von Dauer sein.
(Wolfgang Zapf, *Wandlungen der deutschen Elite*, München 1965, S. 139 f.)

Für den Zusammenbruch des Jahres 1918 . . . war es charakteristisch gewesen, daß ›alles blieb, was bleiben wollte‹ und daß die Organisationen der alten Führungsschichten, die Offiziersverbände, sogleich ihr Recht proklamierten, die Sache der deutschen Erneuerung in die Hand zu nehmen. Das alles geschah in völlig legalen Formen. Die Alten blieben einfach. Und eben dadurch kam es dahin, daß die Beamten, Offiziere, Richter und Lehrer, die zum neuen Staat kein inneres Verhältnis suchten noch fanden, nach wie vor die staatstragenden Schichten also, in einen Zwiespalt gerieten, der nicht nur für den Staat, sondern – wie sich freilich erst viel später zeigte – am Ende auch für sie verhängnisvoll wurde.
(Kurt Pritzkoleit, *Die neuen Herren*, München 1955, S. 66)

[Die Beamten] sind keine Klasse, kaum ein Stand, sondern – namentlich in unserer bürokratisch belasteten deutschen Welt – fast eine Kaste. Für soziologische Betrachtungsweise wiegt am schwersten, daß auch dem an letzter Stelle untergeordneten Beamten noch das mit einem Hungergehalt erstandene trockene Brot mundlich gewürzt ist: durch das Quentchen Anteil, das er an der von ihm mitvertretenen staatlichen Machtfülle hat. Es ist psychologisch so leicht zu erklären, daß dies bißchen Machtanteil um so mehr bedeutet, um so eifriger als Prestige zur Schau getragen, um so eifersüchtiger gehütet und verteidigt wird, je gedrückter die Stellung des einzelnen Beamten nach Besoldungsrang und innerdienstlicher Funktion ist. Je weniger die Persönlichkeit sich im beruflichen Wirkungskreis zur Geltung zu bringen und zu entfalten vermag, je mehr sie durch straffe Unterordnung in ihrer Initiative gehemmt und der Weisung Vorgesetzter unterstellt ist, desto unnahbarer wahrt sie die Schalterdistanz gegenüber einem »abzufertigenden« Publikum, desto mehr ist sie durch Achselstücke, Säbel und andere Insignien einer amtlich-unpersönlichen Erhabenheit beglückt; desto mehr auch durch Vorenthaltungen solcher Symbole der Sozialgeltung gekränkt.
(Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932, S. 98)

Die deutschen Juristen haben ihren Weg in die moderne deutsche Gesellschaft als Juristen des Monopols, nämlich als Teil der Dienstklasse der monopolistischen Machtelite des Kaiserreichs angetreten. Nach 1918 zerbrach das Monopol; doch die Juristen blieben und orientierten sich weiter an seiner Autorität. Das ergab eine groteske, aber folgenreiche Haltung; eine soziale Gruppe bestand darauf, einem Herrn zu dienen, den es nicht mehr gab . . . Sie verschlossen ihre Augen auch vor der Tatsache, daß in den neuen, ungewissen Machtverhältnissen das, was ihnen als Dienst erschien, nicht mehr Dienst, sondern selber Ausübung von Herrschaft war. Sie wurden zur Elite *malgré lui*. Die widerwärtigen Äußerungen prominenter deutscher Juristen in den Jahren 1933 und 1934 sind nur so zu verstehen, daß mancher hoffte, die verlorene Autorität nunmehr wiedergefunden zu haben.
(Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 262 f.)

Der deutsche Richter war . . . um so gesetzestreuer, je autoritärer der deutsche Staat verfaßt war; in dem Maße, in dem das Gemeinwesen sich demokratisierte, wurde dem Richter die Verbindlichkeit des Gesetzes problematisch.
(Fr. K. Kübler, »Der deutsche Richter und das demokratische Gesetz«, in: *Archiv für die civilistische Praxis*, 162 (1963), S. 106)

Der Adel seinerseits war zunächst politisch erledigt, wenn auch einzelne seiner Vertreter die Inflation relativ gut überstanden hatten. Jedenfalls war der Mechanismus zusammengebrochen, der in der erlesenen Kooptation von Geburtsadel, feudalkapitalistischem Geldadel und Gelehrtenaristokratie eine festgefügte Herrenkaste hervorgebracht hatte und der auch auf der nächsttieferen Stufe gut eingespielt war, nämlich auch die regelmäßige Ergänzung des Bürgertums garantierte, ohne die Klassenschichtung insgesamt in Frage zu stellen. Die neuen Herren aber führten nur auf wirtschaftlichem Gebiet. Die soziale und kulturelle Führung vermochten sie nicht zu übernehmen. Die neue republikanische Führung jedoch, die die Hauptlast bei der Beseitigung des Adels getragen hatte, wurde von den »neuen Herren« immer wieder diffamiert; die Rede vom Weimarer »Gewerkschaftsstaat« war ein Schlagwort jener Zeit. Eher war man bereit, die abgedankten Junker wieder aufzuwerten – und das geschah kontinuierlich bis zum Ende der Weimarer Republik – als sich von den »Systempolitikern« in den eigenen Machtbereich hineinreden zu lassen.
(Zapf, *Wandlungen . . .*, S. 49)

Der grundbesitzende Adel ging aus dem Kriege, obgleich wirtschaftlich gestärkt, politisch zunächst geschwächt hervor. An seine Stelle traten nach der Niederlage neben einigen wichtigen, aber doch mehr sporadischen Vertretern der Großbourgeoisie, deren hervorragende Köpfe Rathenau und Stresemann waren, allerhand Gewerkschaftsbeamte, Parteifunktionäre und linksradikal gerichtete Schulmeister, die keine genügende politische Bildung besaßen, um ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden . . .
Weiteste, der Verarmung ausgelieferte Massen der alten Bourgeoisie wurden der Republik fast wissentlich und willentlich entfremdet. Außerdem begünstigte überdies die Finanzpolitik der demokratischen Regierung gerade die wirtschaftliche Übermacht mancher ihrer hauptsächlichsten und gefährlichsten Gegner, die durch die Inflation in Stand gesetzt wurden, unter dem Ausschluß der ausländischen Konkurrenz den Markt zu beherrschen . . .
(Robert Michels, *Die Umschichtungen innerhalb der herrschenden Klassen nach dem Kriege*, Stuttgart/Berlin 1934, S. 117 f.)

Diejenigen Teile der Bourgeoisie, die ihr Vermögen in Staatspapieren angelegt hatten, überhaupt alle Geldkapitalisten, gerieten in teilweise große Verelendung. Das bedeutet, daß innerhalb der Bourgeoisie selbst weitgreifende Umschichtungen vor sich gegangen sind. Insofern ist die Aussage zu qualifizieren, die Bourgeoisie habe nach dem Kriege auf einmal allein an der Spitze gestanden. Das gilt wohl für die Bourgeoisie als Klasse; innerhalb ihrer jedoch war die Führung einer besonderen Gruppe zugefallen . . . Jetzt erst, nachdem die kostspielige Verbindung mit dem alten Junkertum gelöst ist, kommen die reinen Kapitalisten zum Zuge, die Sachwertbesitzer, die die galoppierende Inflation nicht nur gut überstehen, sondern zur Multiplizierung ihres Besitzstandes zu nützen wissen.
(Zapf, *Wandlungen . . .*, S. 48 f.)

Wenn man die Wirkungen des Krieges wie der Inflation schlagwortartig zusammenfassen will, so kann man sagen, sie haben bewirkt, daß in Deutschland Betriebs- und Besitzkonzentration stärker zusammenfallen. Die Inflation vor allem hat die Schichten mit kleinem und mittlerem Vermögen fast völlig expropriiert. Während die intellektuellen Mittelschichten, die Angestell-

ten, die Beamtenschaft, das Kleinbürgertum durch die Entwertung der Kriegsanleihen wie aller andern festen Papiere den größten Teil ihres Vermögens verloren und der geringe Teil, der Substanzwerte oder Mehrwerttitel besaß: Häuser, Aktien, diese zu einem Schleuderpreis verkaufen mußte, um überhaupt existieren zu können, konnten sich kleine Kreise ungeheuer bereichern . . .

Während also im Nachkriegsdeutschland die Zwischenschichten zwischen Proletariat und Bourgeoisie zum Teil zerrieben sind, hat der Prozeß der Konzentration seither gewaltige Fortschritte gemacht.

(Fritz Sternberg, *Der Imperialismus*, Berlin 1926, S. 508 f., 511)

Verteilung der Vermögen in Deutschland 1913 und 1923

Vermögen in Mark	1913 Prozentsatz der Steuerpflichtigen	Prozentsatz d. Vermögen	1923 Prozentsatz der Steuerpflichtigen	Prozentsatz d. Vermögen
10 000- 50 000	43,21	11,26	82,57	38,62
50 000-100 000	32,06	17,79	10,59	16,09
100 000-1 Mill.	23,46	44,68	6,58	33,01
über 1 Mill.	1,27	26,27	0,25	12,28

(zit. in Robert Michels, *Die Umschichtungen . . .*, a.a.O., S. 107)

Soziale Schichtung der deutschen Gesellschaft der Weimarer Republik

Kapitalisten [Großunternehmer, Großgrundbesitzer, Großrentner]	0,92%
Alter Mittelstand [Selbständige des Handels, des Gewerbes, der Landwirtschaft]	17,77%
Neuer Mittelstand [Angestellte, freie Berufe, »technische Intelligenz« etc.]	17,95%
Proletaroide [»abgeglittener alter Mittelstand«, Selbständige ohne Selbständigkeit]	12,65%
Proletariat [Arbeiter in Industrie und Landwirtschaft]	50,71%

(Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932, S. 73)

In den Klassenkämpfen des 19. Jahrhunderts hat das Wort Bourgeois den Charakter einer tödlichen Kriegserklärung bekommen. Bürger bedeutete Ausbeuter, Blutsauger, und es sollte alle treffen, die an der Herrschaft der schlechten Gesellschaftsordnung interessiert waren . . . Aber auch die ganz reaktionären feudalen Gegner des Kapitalismus haben – einer Tradition aus der Romantik folgend – einen verächtlichen Sinn in das Wort Bürger gelegt. Die Reste solcher Ideologie sind von den völkischen Bewegungen aller Länder aufgenommen worden . . .

Dem Großkapital ist dieser zweite, depravierende Sinn des Wortes Bürger, in dem vom Ökonomischen abgesehen wird, durchaus angenehm. Es benutzt die aristokratische Ideologie ebenso gerne wie die aristokratischen Offiziere. Durch den modernen Kampf gegen die »bürgerliche« Geisteshaltung wird gerade das große Kapital selbst aus der Diskussion gelassen. Die, welche über es verfügen, haben die von diesem Kampf betroffenen Lebensformen längst abgestreift. Kaum ein Charakterzug, durch den der kleine um seinen Unterhalt kämpfende, pedantische, persönlich habgierige Bürger gewisser Perioden des vorigen Jahrhunderts gekennzeichnet war, trifft auf den Trustmagnaten und seine mondäne, »weltoffene« Umgebung zu. Jene peinlichen Eigenschaften sind in niedere, depossedierte Mittelstandschichten, die sich in Verteidigungsstellung um ihr bißchen Lebensgenuß befinden, hinabgerutscht. Die gute Gesellschaft lebt heute auf so hohem Niveau, ihre Erwerbsquellen sind so sehr getrennt von

den Persönlichkeiten, daß die Bewußtseinsformen kleinlicher Konkurrenz ganz wegfallen können. So läßt die Großbourgeoisie ihre Ideologen gerne diese Attacke gegen den Bürger reiten, den sie in Wirklichkeit durch die reale Kapitalkonzentration zugrunde richtet.
(Heinrich Regius (Max Horkheimer), *Dämmerung. Notizen in Deutschland*, Zürich 1934, S. 137 f.)

Hugo Stinnes [der 1925 annähernd 1500 juristisch voneinander unabhängige Firmen mit fast 2900 Betrieben, Fabriken und Tochtergesellschaften kontrolliert] spricht . . . der Industrie, und zwar der ihm geistesverwandten Industrie, das alleinige Recht zu, die politische Führung in Deutschland zu übernehmen, weil sie allein es verstanden habe, sich dem allgemeinen Zusammenbruch zu entziehen.
(Felix Pinner (Frank Fassland), *Deutsche Wirtschaftsführer*, Berlin 1925, S. 36)

Diese »Kapitalisten« waren aber keineswegs das neue Führertum; ebensowenig ist es wahr, daß es nach 1918 überhaupt keine Führung mehr gegeben hat. Richtig ist vielmehr, daß sich nach der Auflösung der Einheit von Reichtum, Ansehen und Macht auch die Führungsfunktionen differenzierten. Während aber die Positionen des ökonomischen Reichtums in festen Händen blieben, sich sogar kumulierten, während sich als Spitze eines »neuen Mittelstandes« eine Gruppe von Experten in die Prestigepositionen von Adel und Bildungsbürgern teilte, blieb im Zentrum der Macht ein Vakuum, das die republikanischen Politiker nur so lange ausfüllen konnten, bis mit der Nazi-Elite eine Clique von Machtspezialisten in dieses Vakuum eindrang und die Machtpositionen zwölf Jahre lang okkupiert hat.
(Zapf, *Wandlungen* . . ., S. 40)

Die autoritäre Elite war unverändert anwesend; sie trat nur zunächst in den Hintergrund, rückte aber später immer stärker wieder in politische Positionen ein. Die alte Sozialstruktur blieb weitgehend intakt; unversehrt blieben auch die staatliche Bürokratie und das Militär . . .
Jedenfalls endete die Weimarer Republik in einer nahezu völligen Restauration autoritärer Herrschaftsverhältnisse. Wir finden die Rückkehr zu Adelskabinetten; auch in ihrer regionalen und sozialen Zusammensetzung waren ja die letzten Weimarer Regierungen nicht wesentlich verschieden von den Regierungen des kaiserlichen Deutschlands . . .
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, S. 248 f.)

Die damalige [1923/24] Sozialdemokratie und der heutige [1932] Nationalsozialismus sind sich darin *funktionell* gleich, daß sie beide die Totengräber des vorhergegangenen Systems waren und alsdann die von ihnen geführten Massen statt zu der proklamierten Revolution zur Neuformung der bürgerlichen Herrschaft lenkten . . . Der Parallelismus selbst besagt, daß der Nationalsozialismus die Sozialdemokratie in der Aufgabe abzulösen hätte, den *Massenstützpunkt* für die Herrschaft des *Bürgertums* in Deutschland darzubieten . . .
Das Problem der Konsolidierung des bürgerlichen Regimes im Nachkriegsdeutschland ist allgemein durch die Tatsache bestimmt, daß das führende, nämlich über die Wirtschaft verfügende Bürgertum zu *schmal* geworden ist, um seine Herrschaft *allein* zu tragen. Es bedarf für diese Herrschaft, falls es sich nicht der höchst gefährlichen Waffe der rein militärischen Gewaltausübung anvertrauen will, der Bindung von Schichten an sich, die sozial nicht zu ihm gehören, die ihm aber den unentbehrlichen Dienst leisten, seine Herrschaft im Volk zu verankern . . .
(Alfred Sohn-Rethel, »Die soziale Rekonsolidierung des Kapitalismus« (1932), in *Kursbuch 21*, S. 17 f.)

. . . die durchbrochene »Kultur« der herrschenden Klasse regiert . . . den ganzen Zeitraum, von der Marktstabilisierung 1924 bis zur Hitlerstabilisierung 1933, und sie wirkt darüber hinaus. An dieser Stelle übergreift der *obere Fascismus* (als Haltung des Großkapitals) den Nationalsozialismus (als Werbung der proletarisierten Schichten im Dienst des Großkapitals); erst *Fascismus in diesem Sinn* ist selbstverständlich die letzte Phase der kapitalistischen Wirtschaft. Wo immer daher Konjunktur angeht, als Schein oder belebt durch Kriegsindustrie, sucht der obere Fascismus auch erneuten Anschluß an die Technik und die modernste »Ratio« in ihrem Gefolge. Dieser Anschluß ist im Hitlerdeutschland durch die nicht »entartete« Spießerei samt Narkose durchkreuzt oder erscheint nur als ein Moment unter anderen in der Spannung Goebbels und Rosenberg, Flachdach und Steildach, Stromlinie und Defregger-Kult.
(Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit* (1935), erw. Ausgabe Frankfurt 1962, S. 213 f.)

Ob wir heute anders sind, als wir 1933 waren? Ich glaube nicht, daß wir jemals so schlecht waren, wie Sie meinen . . . Wir waren nicht für die Nazis, sondern gegen die Kommunisten. Von den Dutzenden von Parteien, die vor 1933 im Reichstag saßen, gab es nur eine 100prozentige antikommunistische Partei, und das war die Nazi-Partei. Als uns Hitler 1932 erklärte, daß er mit den Kommunisten aufräumen würde, entschlossen wir uns, ihn zu unterstützen.
(Konrad Henkel zu Charles W. Thayer, zit. nach: Engelmann/Wallraff, *Ihr da oben – wir da unten*, erw. Ausgabe, Köln 1975, S. 96)

Der Übergang zum Faschismus in Deutschland beruhte auf dem politischen Sieg der defizitären Teile der Bourgeoisie, gesammelt in der »Harzburger Front« (damals auch die »Fronde der faulen Debitoren« genannt), über die hinter Brüning versammelten konkurrenzfähigen Teile. Die Entwicklung zwischen Brünings Sturz und Hitlers Machtantritt ist die wechselvolle Geschichte des schließlich erfolgreichen Konzentrationsversuchs des Finanzkapitals auf der Interessenlinie der defizitären Kapitalgruppen gewesen. Mit dem 30. Januar 1933 beginnt in Deutschland ein Regime des defizitären Kapitalismus: Durch staatliche Aufträge wird eine Geschäftskonjunktur inszeniert, in der die bankrotten Gruppen des Großkapitals ihr Defizit auf den Staat abwälzen und das Kreditpotential der übrigen Wirtschaft zur Finanzierung ihrer Sanierung und steigenden Bilanzprosperität ausschöpfen . . .
Die am ökonomischen Konkurrenzkampf noch interessierten Teile konnten die defizitären nicht in Liquidation gehen lassen, weil dieses Defizit so groß war, daß seine Aufrechnung aus Gründen der Kapitalverflechtung und der politischen Gefahr der Arbeitslosigkeit etc. für sie untragbar war, die Gesamtherrschaft der Klasse aufs Spiel gesetzt hätte. Die Konzentration der deutschen Bourgeoisie auf der faschistischen Linie war eine erzwungene . . .
Dieser Zwangscharakter der einmal eingeschlagenen faschistischen Bahn bestimmt die realen Machtverhältnisse zwischen Bourgeoisie und Partei in Deutschland. Die terroristische Diktatur der Partei ist das unerläßliche Werkzeug für die Einführung und die Aufrechterhaltung der absoluten Mehrwertproduktion . . ., daher die unerläßliche Voraussetzung für die Profitbildung im defizitären Kapitalismus . . .
(Alfred Sohn-Rethel, »Einige Voraussetzungen zum Verständnis der deutschen Entwicklung« (1938), in: Sohn-Rethel, *Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus*, Frankfurt 1973, es 630, S. 173 f.)

Die nationalsozialistische Revolution hat im Zuge des Staatsumbaus die Vertreter des Weimarer Systems mit bewunderungswürdiger Schnelle beseitigt und durch Männer des neuen Geistes ersetzt.
(*Die neuen Männer*. Verzeichnis der Dienststellenbesetzungen in Reichs- und Länderministerien, Berlin 1933, S. 3)

Die Spitzenfunktionäre der NSDAP waren weitgehend auf dem Lande oder in der Kleinstadt geboren, von Eltern mit geringem Einkommen und Ansehen; (danach) erhielten sie nur eine mäßige Schulbildung und wurden nach dem Kriegsdienst mit einem harten und undankbaren Arbeitsleben konfrontiert, das ihnen wie ihren Vätern geringes Einkommen und wenig Prestige versprach . . .
Diejenigen Personen, die in der Nazipartei die höchsten Ränge erreichten, hatten geringere Bildung, weniger militärische Erfahrung und einen niedrigeren gesellschaftlichen Status als der Rest . . .
Besonders in den ersten Jahren mieden gebildete Leute die Nazibewegung . . . Sie startete als plebejische Bewegung geringen Ansehens. In späteren Jahren, als sie stark geworden war, schlossen sich ihr reiche, konservative Personen mit höherer Bildung an.
(D. Lerner, I. de Sola Pool, G. K. Schueller, *The Nazi Elite*, Stanford 1951, S. 51, 106 f.)

Auf der Unternehmerseite . . . wurde das Nazitum nicht zur Schau getragen oder, richtiger, es wurde nur zur Schau getragen, mit einer Allüre, die besagte, daß man es persönlich nicht nötig hatte, daß aber die öffentliche Stellung und die Verantwortung und Verpflichtung zum guten Beispiel es verlange, daß man Parteimitglied war. Also war man Nazi, aber in ruhiger und kalkulierter, ein wenig patronisierender, aber in keiner aufgeregten Weise. Sie bekannten ihr Nazitum, wenn jemand dabei war; unter vier Augen zuckten sie die Achseln, verleugneten es und schimpften darauf . . .
Aber die mittleren und unteren Angestellten waren die, für die das Parteiabzeichen Glaubenssymbol war und die den charakteristischen, fast unverkennbaren Nazigestus hatten. Und unter ihnen waren die Angehörigen der neuen Intelligenz die Strammsten, die eigentlich Rabiaten . . .
Die neue Intelligenz verdankt ihre Herrschaftsstellung gegenüber dem Proletariat dem Umstand, daß sie ihre Funktionen im Produktionsprozeß im Dienste des Kapitals ausübt. Ihre elitäre Stellung, um derentwillen sie begeisterte Nazis sind, ist nur eine erborgte. Sie ist nicht dem Inhalt ihrer Tätigkeit geschuldet, sondern nur der Tatsache, daß dieser Inhalt der Ausbeutung, und zwar einer zusätzlich intensivierten Ausbeutung, der Arbeitskraft durchs Kapital Vorschub leistet. Um ihre Herrschaftsstellung zu bewahren, muß deshalb die neue Intelligenz das Kapitalsystem bewahren.
(Alfred Sohn-Rethel, »Zur Klassenstruktur des deutschen Faschismus« (1941), in: *Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus*, S. 194 ff.)

Es gibt so viele Interessen, wie es Gruppen gibt. Nichts hält sie zusammen außer der Herrschaft des Terrors und ihrer Furcht, daß der Untergang des Regimes sie alle zerstören wird . . . Fern von irgendeiner gemeinsamen Loyalität und lediglich mit der Wahrung ihrer eigenen Interessen befaßt, werden die herrschenden Gruppen auseinanderbrechen, sobald der wundertätige Führer auf einen gleichwertigen Gegner trifft. Gegenwärtig brauchen die Gruppen einander. Die Armee braucht die Partei, weil der Krieg totalitär ist. Die Armee kann die Gesellschaft nicht ›total‹ organisieren; das bleibt der Partei überlassen. Auf der anderen Seite braucht die Partei die Armee, um den Krieg zu gewinnen und so ihre eigene Macht zu stabilisieren und zu vergrößern. Beide brauchen die monopolistische Industrie als Garanten für die fortwährende Expansion. Und alle drei brauchen die Bürokratie, um die technische Rationalität zu erlangen, ohne die das System nicht arbeiten kann. Jede Gruppe ist souverän und autoritär; jede ist mit eigener legislativer, administrativer und judikativer Macht ausgestattet; jede ist so in der Lage, schnell und unbarmherzig die unter den vier notwendigen Kompromisse auszuführen . . .
Somit setzt sich [1944] die deutsche Gesellschaft zusammen aus:
- einer kleinen Gruppe wichtiger Industrieller, Finanz- und Agrarmonopolisten, die im

Begriffe sind, sich mit einer Gruppe hoher Parteifunktionäre zu einem geschlossenen Block zusammenzuschließen, der über die Mittel der Produktion und der Gewalt verfügt;
– einer großen Masse von Arbeitern und Angestellten ohne jede Organisation und ohne Möglichkeit, ihre Ansichten und Gefühle zu formulieren;
– einer ständig steigenden Zahl von Terroristen, die die Vermittlung zwischen den zwei Klassen garantiert, und einer ständig steigenden Zahl von Nutznießern.
(Franz Neumann, *Behemoth – The Structure and Practice of Nationalist Socialism 1933-1944*, New York 1944, S. 396 ff., 634)

Es liegt eine tiefe Tragik in der Tatsache, daß der Nationalsozialismus in Deutschland die unvollendete Revolution von 1918 vollendet hat: Die »staatstragenden Schichten« des kaiserlichen Deutschlands hatten 1918 zwar nicht ohne Schaden, aber doch lebendig überstanden. Zumal in den Zeiten der Krise der Weimarer Republik zeigte sich, daß diese Schichten (der Adel, die staatliche Bürokratie, die Militärs) noch vorhanden und stark genug waren, um einen eigenen Machtanspruch anzumelden. Erst der Nationalsozialismus hat diese vorwiegend von den Traditionen Preußens geprägte Oberschicht ihrer Funktion und ihrer sozialen Grundlage beraubt und dann zum guten Teil physisch beseitigt. Der Kampf der 30er Jahre zwischen der alten (preußischen) und der neuen (nationalsozialistischen) Elite in Staat und Rechtswesen, Militär und auch Wirtschaft; die Verluste des Offizierskorps in den ersten Kriegsjahren; der 20. Juli 1944 und seine Folgen; die Teilung Deutschlands und der Verlust der östlichen Provinzen – das sind einige Stationen auf dem Wege der Beseitigung der alten, preußischen Oberschicht. Ihr kurzlebiger Nachfolger, die Nazi-Elite, verschwand mit dem Tag des verlorenen Krieges von der Bildfläche. Damit fehlte der deutschen Gesellschaft 1945 der in jeder Gesellschaft nötige »Kopf« der politischen Führungsgruppen. Deutschland war die vielleicht radikalste Aufgabe gestellt, die einer Gesellschaft überhaupt gestellt werden kann: eine neue Oberschicht zu entwickeln.
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, S. 302 f.)

Gerichtet wurden allerdings Generale, Minister, Journalisten, lauter Nachgeordnete. Für die Anstifter des ganzen Wirbels, die [Industriellen-]Versammlung vom 27. Januar [1932], war kein einziger Galgen da. Er konnte nicht da sein, sie hatten Verträge bei den Siegern, die Welttruste hatten dem Nazifaschismus geholfen . . .
(Heinrich Mann, »Nicht Macht und Besitz: der Mensch« (1949), in: *Essais*, 3. Bd., Berlin 1962, S. 389)

(Fortsetzung des Dossiers: S. 115)

Hans-Dieter Bahr
Das unheimliche Heim oder die schaurige Geborgenheit bürgerlichen Wohnens

1. Die Herrschaft der Geister

In Mark Twains ›Gespenstergeschichte‹ mietet ein junger Mann eine alte Wohnung, von der er später berichtet: »Der Ort war lange dem Staub und den Spinnweben, der Einsamkeit und dem Schweigen überlassen worden. Es war mir, als taste ich mich zwischen Gräbern dahin, als dringe ich in das Privatleben der Toten.«[1] – Die Versteinerung, die den Mann ergreift, befangen und gefangen nimmt, die Wände, die auf ihn zu drängen, sind wie tropfsteinbildende Niederschläge, durch welche der Eingang zu seiner geborgenen Höhle langsam verschlossen wird. Die Unheimlichkeit des Ortes gewinnt Macht über ihn; aber die Toten in dieser wachsenden Privatsphäre erscheinen gar nicht als Grauen wesenloser Wesen. Sie sind es nicht, die den Mann gruseln und Angst schwitzen lassen. Das eigene Entsetzen über die Gespenstigkeit seines Aufenthaltsortes, an dem er lebt, polizeilich angemeldet und registriert, der düstere Raum, der ihm vom Immobilienmakler des Geisterreiches zugewiesen war, lassen ihn sprachlos werden. Erschöpft wehrt er die Tänze seines leichenfarbenen Doppelgängers ab, der ihm die Wahrheit über seine im Wohnraum abgeschlossene Privatheit verkündet: sie ist ein schauriger Spuk, ein Blendwerk der aufgeklärten Gesellschaft, blutiger Tummelplatz von Folterknechten und ihren eleganten Herren. Der junge Mann erstarrt vor der Disziplin des Grauens, vor dem trüben Moor des eigenen Fußbodens, unter dem sein Doppelgänger ruhelos haust; und zwischen den Bretterspalten fahren die Marterwerkzeuge hervor. Der Wohnraum, den der Mann als Kandidat des Todes einnehmen wird, ist der Sumpf, eine endgültige Stätte, die kein Ort mehr ist wie ehemals der friedliche Friedhof der Vergangenheit.

Die längst verstorbenen und scheinbar toten Ahnen, die Schattenwesen der vergangenen Generationen sind jene Macht des Unheimlichen, das doch zugleich nur ein Spuk, ein verbreitetes Gerücht ist. Das Reich der Gespenster kennt keine Privatsphäre, es besteht nur in der Öffentlichkeit der Gerüchtemacher, die selbst die Herren Eigentümer alles Toten und Vergangenen, Lebenden und Bestehenden sind. Und über sie vermutet Henri Troyat in seiner Spukerzählung ›Das eifersüchtige Tischchen‹: »Dieses Reich der Schatten mußte eine riesige Organisation sein, eine zeitlose

Gesellschaft mit einer geheimnisvollen Polizei des Universums, die alles in den gebührenden Schranken hielt.«[2]
Die Penetranz des herrschenden Kellergeruchs breitet sich aus, dringt in die Intimität der Wohnheime, wird staatlich in den Erziehungs-, Alters- und Eigenheimen, den Kasernen, Irren- und Zuchthäusern, in denen das Unheimliche dieser Gesellschaft zur herrschenden Allgemeinheit wird. Und der Geruch dringt noch durch die Tannen- und Lavendeldüfte, die als Desodorants der öffentlichen Luft ärztlich verschrieben werden.

»Das Haus bildet den Kernpunkt räumlich arrangierter Sozialbeziehungen«[3], schreibt Heide Bernt. Die Macht des bürgerlichen Lebens schlägt sich steinern nieder in der vorgegebenen Aufteilung der Zimmer, in der Art der Möbel, worin die Zerrissenheit wohnlicher Tätigkeiten diktiert ist. Das erfährt gerade das Proletariat weit schmerzlicher, weil es mit den alten Klamotten der bürgerlichen Gebrauchsgegenstände auch die kettenrasselnden Gespenster mit in die Wohnung nehmen muß.
Das Schlafzimmer wird der Krankenhauszelle nachgebildet, ein kühler und kahler Raum, in dem die Lust vergeht. Das Bett soll nur an den Bruder Tod erinnern, vielleicht, weil der Schlaf in der kapitalistischen Produktionsweise nur als Krankheit der Arbeitskraft erscheint. Im Schlafzimmer darf der Mensch sich nur aufhalten, wenn er wehrlos ist. Und diese Wehrlosigkeit ist die Intimität des Bourgeois. Es verwundert nicht, daß das Gespenst, das im Schlafzimmer umgeht, seinen enthaupteten Kopf unterm Arm trägt. Aber deshalb ist dies Bild auch nicht unheimlicher als die weißen Bettlaken, mit denen sich diese Hausbewohner kleiden, oder als die fast bilderlosen Wände dieses Raums. Die Übelkeit, die den Grausenden befallen mag, wird aber nicht in der Küche, dem alchymischen Raum der Wohnung, kuriert; denn das Arzneimittel hat sich längst vom Genußmittel getrennt. Die medizinische Mahlzeit wird im Badezimmer eingenommen, dem Raum der inneren Sauberkeit und äußerlichen Schönheitstätowierung. Nur geruchsverbreitende Schwefel- und Höllengeister gehen hier um. In der Küche gelten andere Rezepte. Die Zubereitung des Essens, ein Stoffwechsel des Menschen mit der Natur, der ganz der weiblichen Obhut anvertraut sein soll, bleibt selbst geheim. Der Hausherr will nicht die Spur einer Ahnung geweckt bekommen, welche Form von Arbeit dem Genuß der Mahlzeit vorausgesetzt ist. Er will sich nur das Resultat aneignen, das gerade deshalb von geisterhafter Hand zubereitet scheint, mühelos von Heinzelmännchen hergezaubert. Gegen diesen Spuk kann sich die Frau des Hauses nur durch Schwerbekömmlichkeit oder Geschmacklosigkeit der Nahrung wehren. Die Trennung zwischen häuslicher Arbeit und Konsumtion ist räumlich sanktioniert.
So erfährt der Familienvorstand selten, daß seine Frau wie eine römische

Augurenpriesterin in den Gedärmen des Karpfens oder Hühnchens die Zukunft sieht, beim Zwiebelschälen weinen muß, sich, wie es dem Hexenbeweis entspricht, brühendes Wasser über die Hände schüttet, ohne daß die Haut verbrennt.
Aber die Küche wird gerade zu dem Zeitpunkt, da ihre Apparate die Hausarbeitszeit verkürzen, um die Arbeitskraft der Frau fürs Kapital freizusetzen, zu einem vollautomatischen Laboratorium, dessen Hygiene an den weißlackierten Einbauschränken abzulesen ist, wie eine Predigt über die gesundheitliche Bekömmlichkeit vergifteter Lebensmittel. Nun greift auch der Hausherr zum Büchsenöffner, um seiner Frau beim Erwärmen vorgekauter Gerichte behilflich zu sein.
In der Automatisierung wohnlicher Tätigkeiten erfahren die Gespenster ihre zweite Vergegenständlichung. Sie müssen nun in den Apparaten selbst umgehen, Produkte der ausgebeuteten Arbeitskraft. Damit aber verschwindet ihre öffentliche Erscheinung und sie werden zum technischen Wesen der Wohnung überhaupt. Auch wird der Leib dessen, der nur noch flüchtig in die Wohnung einkehrt, um sich von der Arbeit für sie zu reparieren, selbst bleich, blaß, gespenstisch. Mit dem Tod der alten Gespenster werden die lebenden zu umhergeisternden Toten. Hier nun soll ihre Geschichte skizziert werden. Aber es ist nicht die Geschichte jener Hütten und Proletarierkasernen, deren Ärmlichkeit und Enge austrieb zur Revolution; es ist weit eher die Bewegung, wie Rudimente höfischen Stils als Kulturerbe ausgeplünderter, fremder Arbeitskraft vom Bourgeois angeeignet werden und schließlich gleichsam zum Zitat im kleinbürgerlichen und mittelständischen Eigenheim verkümmern. Und der Fortsatz dieser Bewegung nach unten ist ja selbst ein Teil jener gespenstischen Verbürgerlichung des Proleten, die die gegenwärtige Lähmung alles Revolutionären mit ausmacht.

2. Rückkehr in die heimische Angst

Sigmund Freud bezeichnete die Wiederholung des Gleichartigen als Quell des unheimlichen Gefühls, und er deutete es: »Dieses Unheimliche ist aber der Eingang zur alten Heimat des Menschenkindes, zur Örtlichkeit, in der jeder einmal und zuerst geweilt hat . . . Das Unheimliche ist also auch in diesem Fall das eher Heimische, Altvertraute«.[4] Niemand erfährt diese Art des Unheimlichen mehr als derjenige, der aus jener großindustriell betriebenen Erholungshygiene spanischer Mittelmeerstrände zurückkehrt in seine alte, vertraute und unvertraut gewordene Wohnung, deren kalter Geruch ihm entgegenweht, so daß er die Fenster aufreißt, um dort zu lüften, wo ihm der eigene, aber fremd gewordene Mief noch nicht wieder

heimisch geworden ist. Er muß die von ihm erzeugte, starre Konstellation der Möbel in sein eigenes Verhalten zurückholen. Die Unheimlichkeit seiner geschlossenen Schubladen und Schranktüren wird vertraut erst, wenn sie aufgerissen werden, wenn die Inhalte der Reisekoffer in die hohlen Bäuche der Möbelstücke gegossen sind. Das bleiche Licht, das über die Vorhänge entlanggleitet und sich über der Blümchentapete ausbreitet, erregt bei dem Heimkehrer den Verdacht, der Gashahn sei möglicherweise nicht fest genug geschlossen gewesen.

Heimisch wird es erst, wenn die alten Eigenarten wieder zum Zuge kommen, wenn die Frau angebrüllt wird, wann denn endlich der Kaffee soweit sei, wenn den Kindern auf die Finger geklopft wird, weil sie von den Keksen genascht hatten. Aber die Befangenheit läßt sich noch nicht mit jener rituellen Wiederholung der Mahlzeiten allein vertreiben. Der Hausherr zieht nun eilig die stehengebliebenen Uhren auf und der Inbegriff alles Ablebens und Todes wird in der Unheimlichkeit des vertrauten Zimmers durchs Ticken und Rieseln zum Zeichen der gespenstischen Auferstehung bürgerlichen Lebens. Die Schlager der eben erst vergangenen Ferienzeit, die aus der Stereoanlage in alle Winkel der Wohnung plärren, sollen den fremden Spuk des eigenen Wohnraums vertreiben, um der eigenen Gespenstigkeit Platz zu machen. ›Leben‹ kommt in die Bude, wenn die frischen Erinnerungsphotos mit grinsenden Niveagesichtern, die Muscheln, Seesterne und exotisch-banalen Sonnenhüte über Tische und Stühle verbreitet werden. Die eben gestorbenen Ferien sollen geisterhaft die Öde des Alltags, das Vertrauteste, Schauderhafteste durchdringen. Der Bürger nennt diese Beklommenheit Fernweh und er fürchtet sich vor seiner eigenen Vertrautheit, vor der Wiederholung, vor den Doppelgängern in der eigenen Wohnung, die ihn zum Heimatvertriebenen machen.

Wie der Fetischcharakter der Warenwelt zeigt das Unheimliche der bourgeois geordneten Gebrauchsdinge die Grenzen der Aufklärung in dieser Gesellschaft. Das Heimlichste, Privateste, das, was am meisten Eigentum und Eigenheim scheint, wird als Beute bewahrt, als Trophäe erhöht, gleich unverkäuflichen Waren, die allen sichtbar und hinter großen Schaufenstergläsern unerreichbar vorgestellt werden. Die Dinge haben in der Wohnung alle ihren Platz, und die gekaufte Ware erhält durch diesen Platz ihre kultische Vergangenheit zurück. So schlägt diese Ordnung auf den Eigentümer zurück wie der Ring, der die demütige Arroganz des Polykrates vernichtet und in seiner Rückkehr dessen Glück unheimlich werden läßt.

Gregor-Dellin hatte über die Atmosphäre in Gespenstergeschichten geschrieben: »Das große Unbehagen, das beunruhigende Gefühl, sich in einer Welt mit doppeltem Boden zu befinden, setzt erst da ein, wo das Unwirkliche sich aus dem Natürlichen zu ergeben scheint und die Unwahrschein-

lichkeit ins Glaubwürdige hinüberspielt.«[5] Im bürgerlichen Heim ist unheimlich, daß sich das Natürliche aus dem Unwirklichen ergibt, daß plötzlich der Zwergpudel jault, daß plötzlich die Plastikblumensträuße in wirkliche Alpenveilchen und Rosensträuße aufgehen, daß der Vogel am offenen Fenster eine Blaumeise, nicht der Kanarienvogel ist, und daß die große polierte Tischplatte in echtem Kirschholz furniert und keine Imitation in Kunststoff ist. Die Verwechslung ist bewirkt von der unbeweglichen Gliederung der Möbel, Geräte, Tapeten und Vorhänge, der Installationen und Schaustücke. Hart und unversöhnlich wird in den Raum gebannt, was zeitlich längst vergangen ist. Zurück bleiben die Schatten eines familiären Schutzes, eines wirtschaftlichen Zentrums, eines längst ungültig gewordenen Zusammenlebens. Das häusliche Eigentum, als Erbe einfach angeeignet, diktiert die gegenwärtige Lebensweise, weshalb schon früh in der Geschichte die Hausgötter gegen die Dämonen dieser Ahnen angerufen wurden.

3. Alptraum und Schatztruhe

Die bürgerliche Aufklärung hat die Gespenster wenig ernst genommen, trotz der durchdringenden, meta-psychologischen Frage Kants in ›Träume eines Geistersehers‹: »Die Frage ist hier nur, wie es zugehe, daß sie (die Menschen) das Blendwerk ihrer Einbildung außer sich setzen, und zwar in ein Verhältnis auf ihren Körper, den sie auch durch äußere Sinne empfinden.«[6] Und Marx deutet dann diese wesenlosen Wesen in ihrer ›gespenstischen Gegenständlichkeit‹ als Elemente, die die warenproduzierende Gesellschaft schließlich im Geld nach außen setzt. Hat der Geldbesitzer alle guten Geister auf seiner Seite, so werden sie ihm als Warenbesitzer doch mitunter zum Alptraum, wenn die Metamorphose nicht gelingen will. Erst wenn der Eigentümer in seine Schatztruhe greift und in die Sphäre der ihm sonst so fremden Arbeit taucht, beginnt er zu ahnen, wie diese Gespenstigkeit und diese ›metaphysischen Mucken‹ leibliche Verhältnisse werden. Er begreift es zugleich nicht, weil ja nicht er im Zentrum dieses wertheckenden Werts haust und heimisch ist, sondern der schlechthin Andere. Daß andere für ihn Geld erzeugen, bleibt ihm unheimlich, weil er es nicht durchschauen mag und doch ganz davon lebt; der Vorgang der Verwertung ist ihm darin aber auch gerade nicht vertraut und sehr heimlich. Und er spürt dies am eigenen Leib zugleich als ein fremdes Verhältnis auf ihm. Und er ist bei Strafe des Untergangs nicht bereit, diese Unheimlichkeit nur als ein ›Blendwerk seiner Einbildung‹ zu denunzieren.
Das Gespenst, das ein Alptraum der niedergehenden Aristokratie war und mit Vorliebe in Schlössern und Burgen verkehrte, ist durch und durch ein Bürger geworden. Als Citoyen hatte er einst die Feudalität zu Tode

erschreckt, als Bourgeois beginnt er sich nun vor einem anderen Gespenst zu fürchten, das längst nicht mehr nur in Europa umgeht. Aber er hat sich nicht nur vor den Produzenten der ›gespenstischen Gegenständlichkeit‹ zu fürchten, sondern ebenso vor sich selbst: so ist der Markt sein eigentliches Geisterreich, ein lebhafter Friedhof abgeschiedener Seelen- und Warenverkäufer. Geld spukt in ihm, makabre Reichtümer, die unruhigen Geister der Ausgebeuteten und zu Tode Geschundenen, die nun alle Beziehungen der einzelnen herrschenden Willen aufeinander blind regeln. Nicht der Mutterleib, wie Freud meint, und nicht eine wahnwitzig gewordene Form der äußeren Anschauung, wie Kant deutete, sind die wirkliche Hülle des Unheimlichen, sondern jene Wert-Ordnung, die die unzuverläßliche Garantie des Überlebens einer längst gespenstisch gewordenen Klasse übernommen hat. Mit Dingen, die andere geschaffen haben, füllt sie ihre Aufenthaltsorte, und in ihren Fremdenheimen tritt sie als räumlich erstarrte Gestalt ihrer wohnlichen Lebensäußerungen auf.

4. *Wem die Stunde schlägt*

Die Geschichte des Gespenstes ist nicht wenig berührt von der Genesis des Geldes, vor allem in seiner Form als Schatz oder vergrabene Beute. Horatios erste auffordernde Frage an den Geist des ermordeten Vaters von Hamlet lautet: »Und hast du aufgehäuft in deinem Leben / Erpreßte Schätze in der Erde Schoß, / Wofür ihr Geister, sagt man, oft im Tode / Umhergeht; sprich davon!«[7] Doch solange von vergrabenen Schätzen und Geld die Rede ist, erscheint der klassische Geist ohne Spuk und Grusel. Das Entsetzen, das er vielleicht verbreitet, ist nicht unheimlich; es ist die Angst vor strafender Gewalt. Spuk und Grusel sind erst Eigenschaften der späten Gespenster, der aristokratischen Ahnen des Bürgertums. Gespenstisch wurde jener grundherrliche Aristokrat, der parasitär, nirgends mehr zugleich kulturbildend lebte. Er zehrte von den aufgehäuften Schätzen, obwohl seine Macht und Herrlichkeit längst zu Ende war; und diese kursierten nur noch wie falsche Wechsel in seinem Spukschloß. Edward Bulwer-Lytton hatte die Atmosphäre der feudalen Persönlichkeit in seiner Erzählung ›Das verfluchte Haus in der Oxford Street‹ eingefangen: »Ein seltsamer, grotesker, jedoch furchterregender Gegensatz lag in dem ganzen Bild – der Gegensatz zwischen dem höfischen Prunk, dem raffinierten Schnitt jener altmodischen, von Rüschen, Spitzen und Schnallen gezierten Tracht und dem leichenhaften Anblick und der gespenstischen Lautlosigkeit ihres vorüberschwebenden Trägers.«[8] In Edgar Allen Poes Erzählung ›Die Maske des Roten Todes‹ erscheint der bürgerliche Totengräber des Feudalismus noch selbst in adeligem Gewande; aber dies Gewand ist keine

Kleidung mehr, sondern nur noch Maskerade, hinter der sich die sich ankündende Herrschaft nicht mehr als Befreier vom Joch der Dynastien und Knechtsverhältnisse, sondern als die alles vernichtende Pest verbirgt. Noch bevor auf dem reichen fröhlichen Fest des Prinzen Prospero der Tod diese Gesellschaft erfaßt, zeigte er sich in einem merklichen Unbehagen, das vom Glockenschlag einer Uhr angestimmt wurde. Für die alte Gesellschaft schlägt sie die Stunde. Meisterhaft deutet Poe die Ahnung des schmerzlichen Verschwindens an: »An der westlichen Wand in diesem Zimmer stand eine riesengroße Uhr aus Ebenholz. Ihr Pendel schwang mit dumpfen, schweren, eintönigen Schlägen hin und her. Und wenn der Minutenzeiger seinen Kreislauf über das Zifferblatt beendet hatte und das Uhrwerk die Stunde zu schlagen begann, drang aus der metallenen Brust der Uhr ein voller, wunderbar musikalisch klingender Ton hervor, der von so besonderem Klange, von so seltsamer Feierlichkeit war, daß nach Verlauf jeder Stunde die Musiker sich wie von einer unerklärlichen Macht gezwungen fühlten, eine Pause zu machen und dem Tone zu lauschen; die Tanzenden mußten plötzlich innehalten, ein kurzes Mißbehagen breitete sich über die ganze fröhliche Gesellschaft. Man sah, während die Glocken des Uhrwerks tönten, die Leichtfertigsten erbleichen und die Älteren und Gesetzteren, wie in traumhaftem Nachdenken verloren, ihre Stirn in ihre Hand senken. Doch sobald der letzte Schlag verklungen war, brach die Gesellschaft wieder in heiteres Lachen aus, die Musiker blickten einander an, lächelten wie über eine Torheit und gelobten flüsternd, sich beim nächsten Stundenschlag nicht wieder in eine ähnliche Aufregung bringen zu lassen.«[9]
Der aufsteigende Bürger dagegen kannte solche Anflüge des Schauderns nicht; er hatte sich aufgeklärt, so aufgeklärt, daß schließlich die wirklichen Gespenster, so in Heinrich Heines Erzählung ›Doktor Ascher und die Vernunft‹, dem erschreckten Gelehrten jovial und aufgeklärt zurufen konnten: »Es ist eine Täuschung Ihrer Phantasie, wenn Sie mich als Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition. Deduzieren Sie mir die Bedingung der Möglichkeit eines Gespenstes.«[10]
Dem Tod der Aristokratie folgten noch eine Zeitlang die Schatten jener Vergangenen in Burgen, Schlössern und Grabgewölben. Dann begannen sie endgültig zu verblassen, und in dem Maße wie der Gespensterglaube zerfiel, gewann das Unheimliche an Realität in der Sprachlosigkeit des Grauens, das das Bürgertum mit dem Faschismus über die Gesellschaft legte. Der industriell Gemordete erscheint keinem mehr des nachts, und nachträglich begreifen wir jene Spukgeister als fast hilflos und liebevoll vorwarnende Boten der Barbarei, die mit ihrer Vertreibung begonnen hatte.

5. *Familienkult*

Obwohl die bürgerliche Kleinfamilie inzwischen nicht viel mehr ist als ein Ort, an dem die Arbeitskraft sich wiederherstellt und fortpflanzt, wird sie mehr als jede andere Organisation geheiligt als scheinbare Keimzelle aller Gesellschaftlichkeit, als sittlicher Zusammenhalt durch den recht unerotischen Vertrag der Ehe, als Zuchtanstalt für Kinder, gleichsam als Innenseite der Staatlichkeit, als Krankenpflege, obwohl pharmazeutische Industrie und Ärzteherrschaft diese längst übernommen haben, als Altersfürsorge, obwohl die alten Menschen längst in die Heime am Stadtrand verbannt wurden, als Zelle der volkswirtschaftlichen Haushalts- und Wirtschaftsführung, obwohl die Konservenindustrie längst die Kochkunst obsolet gemacht hat, obwohl die Wäschereien längst die Reinigungsarbeiten übernommen haben. Von der Familie bleibt nur die abstrakte Form eines Lebens nach dem Gelde, wodurch sie die Realität eines Begriffs annimmt, durch den Hegel die Familie schon längst im Unterschied zur Sippe gekennzeichnet hatte: »Die Familie hat nicht nur Eigentum, sondern für sie als allgemeine und fortdauernde Person tritt das Bedürfnis und die Bestimmung eines bleibenden und sicheren Besitzes, eines Vermögens ein.«[11] Mit dem Werden der Familie zu einem Abstraktum veralten die Wohnstrukturen, sie nehmen selbst in den Möbeln den Schatten der Geldform an, und der Bürger nennt diese Form ›Ordnung‹ im Unterschied zur bäuerlichen Düsterheit und zum feudalen Prunk.

Die Ordnung der Wohnung, der kein sich befreien wollendes Bedürfnis mehr entspricht, wird bedrohlich. Möbelindustrie und ihre ›Schöner Wohnen‹-Ideologen verkünden das Heil der Analität ebenso wie den Schein ihrer Durchbrechung. So heißt es in Otto Niedermosers Buch ›Schöner Wohnen – Schöner Leben‹: »Verschieden hohe, dicht aneinander stehende Möbel beengen den Raum und ergeben eine unruhige Wirkung, horizontale Gliederung läßt den Raum offener und breiter erscheinen und schafft einen geordneten ruhigen Eindruck.«[12] Inzwischen wird die Öde ein wenig von restaurierten Bauernschränken und neuen altdeutschen Wohnwänden untermalt.

Die Verinnerlichung des Geldverhältnisses zeigt sich in der Tendenz, das, was ehemals repräsentativ und schaustellerisch wirkte, in einer großbürgerlichen Wohnung aufzulösen, ohne daß damit eine Sphäre des Gebrauchs und freien Umgangs mit Dingen entsteht. Fast gilt schon nicht mehr, was Hans G. Helms treffend über das Wohnzimmer des Kleinbürgertums schrieb: »Wirklich privat konnte das Wohnzimmer nicht benutzt werden. Es hatte schlicht und einfach zuviel Geld gekostet und mußte ein Leben lang vorhalten. Die Kinder sollten es einmal erben.«[13] Die Kinder beginnen ein anderes Erbe anzutreten, das ihnen die Benutzung der wohnlichen

Dinge stets und weiterhin verbietet; aber weniger aus der Furcht vor Verschleiß und Abnutzung, als vielmehr in einem unbewußten Respekt vorm Primat ihres Tauschwerts an sich. Auch in der eigenen Wohnung streifen die Gegenstände nicht mehr ihren Warencharakter ab, selbst wenn die Einrichtungsgarnitur schon ganz abgezahlt ist.
Helms bemerkt richtig: »Zierdeckchen und Nippes werden im Wohnzimmer verteilt, die ganz privaten Gebrauchsgegenstände verschwinden in Schubläden und Fächern.«[14] Aber es sind hier wohl viel weniger die Relikte der Repräsentation, die diese ehrfürchtige Umkehrung bewirken, als vielmehr der Sieg des Warendaseins, des Ungebrauchten, der Triumph dessen, was jenseits allen Verbrauchs liegt, der Sieg über die Einfachheit des gestaltenden Umgangs mit Dingen, der zur Lebensäußerung gehört.

6. Hohlraum und Gehäuse

Es liegt eine nachwirkende Bedrückung in der langwierigen Geschichte, die nötig war, um die wärmenden Felle und geflochtenen Fasern, die um den Leib geschlungen waren, in eine häusliche Nähe zu sich zu entfernen. Die Menschen legten ihre zweite Haut über Gruben und Höhlen, worin sie Schutz vor Witterung fanden oder getarnt waren vor wilden Tieren und Feinden. Noch die Hütte der armen Dorfbewohner war wie eine schlechte Schnecken- oder Schildkrötenhaut, die sich darin vom Haus unterschied, daß Wand- und Dachkonstruktion noch unentflochten, zelthaft oder höhlenartig, zusammenhingen. Doch viel später erst wurde dieser Fluch der wehrlosen Ansässigkeit zum Gebet der Ideologen, worüber Th. W. Adorno schreibt: »Wer durch die Gestalt seiner Arbeit zum lokalen Verharren gezwungen ist, macht gern aus der Not eine Tugend und sucht sich und andere davon zu überzeugen, seine Gebundenheit sei eine höhere Ordnung.«[15]
Erst mit der Entstehung feudaler Oberschichten und Kriegskasten gegen das Bauernvolk trennt sich das Wehrhafte des Wohnens von der Ansässigkeit selbst. Die Strohhütte, das Blockhaus, in welches der Bauer geflüchtet war, zeigte grausam an, daß es keinen Zufluchtsort vor Pfeilen, geschleuderten Steinen und brennenden Speeren gab. Der Herr hatte es besser; ihn schützte die Felswand und Steinmauer vor seinesgleichen und vor den Aufständen der Unterdrückten, und um sich besser verteidigen zu können, ließ er an seinen Festungsmauern und Steinhäusern Wehrgänge errichten, die sich erhalten haben als jene Balkons, von denen der kleine Bourgeois stolz und unangreifbar in die besiegte Tiefe zur Straße hinabblickt.
Das Steinhaus und der Wachturm, die Burg wurde zum ersten Sitz der neuen herrschenden Öffentlichkeit, die nicht mehr Versammlung der Vie-

len, sondern ständiger Ort von Macht und Staatsrecht wurde. ›Die-da-oben‹, sie sind jene unmittelbare Verflechtung aus monarchischem Willen und Volksdelegiertenkammer geblieben, mit einem ewigen Schattenreich von Bajonetten gegen ›Die-da-unten‹. Als der Bürger auftrat, war sein militärischer Wille bereits an Burg und Kaserne verkauft, ebenso wie er zuvor seinen Geist dem Klerus verschachert hatte.

Nicht weniger als das Bauernhaus blieb das ländliche Herrenhaus, das mit dem Niedergang des Ritteradels entstanden war, zunächst eine Wirtschaftsstätte. Der Kamin konzentrierte die Sippe, der Herd das Gesinde um sich wie heute der Fernsehapparat die bürgerliche Familie. Aber schon begann sich die Stroh-Ecke im Stall zur Knechts- und Dienerkammer auszuweiten, die schließlich zum Zimmertyp aller Internate, Gefängnisse, Krankenhäuser und Mietwohnungen wurde. Ebenso lösten sich vom Bauernhaus die großen Lager- und Speicherräume und verkündeten die Möglichkeit des Warenhauses und Supermarktes. Es entstanden Schuppen für Holz und Kleinvieh, Scheunen, Backhäuser und Rauchstuben, wodurch langsam die Einheit von Wirtschafts- und Wohnstätte zerfiel. Die Arbeit des warenproduzierenden Staatsbürgers hatte, verglichen mit dem Bauern, gleichsam ewigen Wintercharakter. Sie war verbannt in den Raum, in den Herdraum der Schmiede, in die Kammer, worin Wolle versponnen, die Fäden gewebt, die Tuche geschneidert wurden, in die Zimmer der Tischler und Uhrmacher. Oder es war jener offene, weite Raum zwischen den Dörfern und Städten, die der Fernhändler durcharbeiten mußte; und dieser Straßen- und Marktraum wurde zum Gegensatz jenes privaten Raumes der geschlossenen Wände und drei Dimensionen.

Der Bürger stellte das Bauernhaus zunächst selbstbewußt auf den Kopf: Hatte der Bauer eher das Vieh im Erdgeschoß untergebracht und schlief im Obergeschoß neben Raps- und Getreidehaufen im Geruch seiner geräucherten und gepökelten Lebensmittel, so delegierte der Bürger seine Wachsamkeit an Riegel, Schlösser, dicke Türen, Wachhunde und Nachtwächter. So konnte er tiefer und friedlicher schlafen, mehr Kraft für den nächsten Tag aus seinen geschonten Muskeln und Nerven holen. Denn sein Arbeitstag war nicht mehr, wie der des Bauern, durch Wachstum und Fortpflanzungszyklen von Pflanzen und Tieren begrenzt.

Doch war der Bürger in seiner Warenwelt, in der er nicht mehr Leibeigener war und weder Aufgebot noch Fron zu leisten hatte, mißtrauisch geblieben. Er gab die Waffe, wenigstens symbolisch, nicht aus der Hand: In seinen Erkern baute er den Burgfried nach, in seinen Galerien die Wehrgänge, in seinen Zwischenhöfen die Zwinger, in seinen Treppenhäusern die Bastionen und Söller. Später, mit der Kanalisation und den Hofbrunnen, den Lagerräumen für Öle, Getreide, Fette und Dörrobst schien er sich autark machen zu wollen. Doch die Wasserleitungen, Gasrohre, elektrischen

Kabel, die Zentralheizungen, Abwasser- und Müllkanalisation, die Telefonkabel und Briefkästen machten aus jenen Hochburgen ein empfindsames Sieb, durchlöchert durch gerade jene Techniken, die jedes Haus zur Selbständigkeit erheben sollten.
Das Bürgerhaus siedelt in einer Zwischensphäre zwischen Grundbesitz und Warenhaus. Da der innere Raum weder vollständig der Repräsentation diente noch allein dem Verkauf von Produkten, wurde er sozial abstrakt. Denn der Kasten, in dem der Bürger lebt, ist nicht als Gegenstand einfach handhabbar wie andere Gebrauchsdinge; vielmehr umgab der Raum denjenigen, der ihn zu besitzen glaubte. Die Wohnung wurde Sinnbild für die Herrschaft der Umgebung und Verhältnisse über seinen Privateigentümer, der dennoch glaubte, über diese zu verfügen. Diese Zwischensphäre macht den Charakter jenes Spukhauses überhaupt aus. Und Descartes' Definition der Materie als des schlechthin Ausgedehnten scheint eher die Definition des bürgerlichen Innenraumes, Hohlraumes, Wohnraumes zu sein.

7. Petit Grandseigneur

Dadurch, daß dem Bürger die Synthese zwischen Ritter, Bauer, Fürst und fahrend Volk mißlang, wurde auch sichtbar, daß eine wirkliche Sublimation und Verfeinerung des Lebens zur Kultur nur jenseits der klassenstrukturierten Arbeitserfahrungen gelingen kann. Aber dem Adel, wenn auch nicht ohne den Bürger, gelang die Renaissance, das Barock, die Klassik; dem Bourgeois mit Hilfe des aristokratischen Parvenus gelang nur das Biedermeier und der Schwulst; und ohne diesen schuf er nur den Kult der Stahlrohr-Büromöbel, wodurch ein großer Entwurf des ehemaligen Stadtbürgertums und Citoyen nur noch verhöhnt wird: der Entwurf des Gotischen, der selbst in gutem Jugendstil noch nachzittert. Die Gotik ist die einzige bürgerliche Wohnutopie, die sich vom bedrückenden, unheimlichen Druck der Wände und Decken zu befreien gesucht hatte. Die Betonschachteln der Versicherungs- und Bankenkonzerne reichen zwar höher hinauf, aber nirgends verlassen sie die Öde der Verhältnisse zu ihren herrschaftlichen Füßen, nirgends den Spuk der Wehrtürme.
Während der Bauer, dieser ewige Rekrut der Arbeit und des Krieges, sich über die Ebenen zerstreute, kroch der Bürger unter die steinernen Röcke seiner Oberherrschaft zu Füßen der Schlösser. Zugleich trat aus den ehemaligen Vasallen- und Lehnsherren, Hofstallmeistern und Hofküchenmeistern, Hofwirtschaftsverwaltern und Hofkurieren die neue Aristokratie hervor und stellte ihr Leben zur Schau. Es war ein Leben, das zum barocken Theaterpomp und zum florentinischen Puppenspiel geriet, lange bevor der neue Adel sich mit Helmfedern zu schmücken begann, seine

Haut mit Orden und Uniformen bunt tätowieren ließ und den wilden Hauptmann einer bürgerlichen Horde zu spielen begann.
Der Bourgeois gruppiert seine Räume als ein Verhältnis von Dingen, die weder untereinander noch in Bezug auf den Bewohner eine lebendig gestaltende Beziehung haben; daher ist seine Wohnung prinzipiell stillos, eine Ruine, zusammengesetzt aus den Epochen vergangener Stile. Die Geräte und Möbel berühren sich gegenseitig nicht, sind unantastbar, sie sind sich gegenseitig gleichgültig, wie die Waren, die nur der Preis und ihre Farbigkeit voneinander unterscheidet. Diese Kälte versucht der Bourgeois abwechselnd durch eine Plünderung bäuerlicher oder feudaler Stile zu verdrängen, aber der abstrakte Wertcharakter seiner Inneneinrichtung bleibt beherrschend. Man lebt als Flucht vor sich selbst im Plüsch und Schwulst der Gründerjahre ebenso wie in dem maschinell hergestellten Kitsch von scheinbar grob behauenen und gehobelten Möbeln, Tischen, Bücherborden, worin eine handwerkliche Arbeit vorgegaukelt wird, die gerade der Bourgeois nie geleistet hat.
Das Schloß war nur bedingt und sehr sensibel von der jeweils bestehenden Produktivität abhängig gewesen. Nichts sollte an Arbeit erinnern, weswegen die Wirtschaftsräume sich von den Herrschaftszimmern ganz trennten. Im Zeremoniell und in der eleganten Haltung wurde künstlich und bewußt eine Teilung wohnlicher Lebensweisen geschaffen, die verkümmert heute noch jeder Mietskaserne zugrunde liegt: Zentrum der Kommunikation ist einzig das Wohnzimmer, wogegen die anderen Räume in der wachsenden Verkleinerung die Tendenz ihres Verschwindens ausdrücken.
Historisch ermöglicht wurden die Differenzierungen von Wohnweisen durch einen aufgeblähten Dienstleistungsbereich, aus dem das bürgerliche System der Beamtenfunktionäre und höheren Angestellten hervorging, eine Art Betriebspolizei der Klassengesellschaft.
Norbert Elias schreibt über die Zusammenhänge von Notwendigkeit und Gleichgültigkeit zwischen Adel und Dienstleistung: »Die ständige Verfügung über eine Menschenschicht, deren Gedanken der Herrenschicht völlig gleichgültig sind, bringt es mit sich, daß die Menschen dieser Herrenschicht sich unvergleichlich viel unbekümmerter, etwa beim An- und Auskleiden, aber auch im Bade und selbst bei anderen intimen Verrichtungen vor anderen Menschen nackt zeigen, als das in der Gesellschaft ohne solchen breiten Unterbau von Dienstboten der Fall ist.«[16]
Das Schloß ist ein Ort eingeübter Etikette und einer rituell begrenzten Öffentlichkeit. Die Intimsphäre existiert nur als weitergeflüstertes Hofgeheimnis, das zum Pendant des bürgerlichen Rechtswesens wird, vor allem in der Weise, wie man verurteilt aufgrund von Gerüchten, die zum Indiz werden. Die eigentliche Sanktion ist die Intrige, und das Private ist nicht das Innerliche, sondern das sich entfernt Gegenüberliegende, wie etwa die

Trennung der Zimmerfluchten des Herrn von denen der Dame, der Höflinge von der Sippe, der Kammerherren von den Küchen. Die Zimmer lösten sich hier in Arrangements von Sälen auf, in denen ›Wohnen‹ ein gesellschaftliches Planspiel wurde.
Mit dem Entstehen der bürgerlichen Familie verwandelt sich der Charakter des bäurischen Wirtschaftens der Frau in eine Art kaufmännischen Haushaltens. Die höfische Repräsentation des Ranges weicht der bourgeoisen Schaustellung eines Reichtums. »Der Kaufmann« – schreibt Norbert Elias – »muß zur Aufrechterhaltung seiner sozialen Existenz seine Ausgaben nach seinen Einnahmen richten. Der Grandseigneur des ancien régime muß zur Aufrechterhaltung seiner sozialen Existenz seine Ausgaben nach den Erfordernissen seines Ranges richten.«[17]

8. Der Empfang

Das mißratene Doppelerbe, das der Bürger in einer sonderbaren Dialektik von Knickrigkeit und Protz antrat, erzeugte den Kitsch, der seine einzige authentische Stilrichtung ist. Hingerissen zwischen bäuerlich-handwerklicher Volkskunst und den Stilen der höfischen Kunst und Ornamentik, treibt der Bourgeois seine gemütlichen oder bürokratisch kalten Stilblüten hervor. Die industriell gefertigte altdeutsche Wohnwand ist die ihm eigene Klassik, die schon das Grauen seiner Mietskasernen abbildet, in denen die einzelne Wohnung selbst zum Möbelstück und die Zimmer zu Schubladen wurden.
Es gibt ein altes ostasiatisches Bild, das anzeigen soll, wie zur Wahrheit vorzudringen sei: Der Suchende erhält ein bemaltes Kästchen, das er erwartungsvoll öffnet, nur, um darin ein kleineres Kästchen zu entdecken, das er mit nachlassendem Interesse öffnet, um ein winziges Kästchen darin zu finden. Aber das Interesse hat sich verflüchtigt. So nimmt der ehemals Wahrheitssuchende mit der Ansicht vorlieb, dies winzige Ding sei massiv, nicht mehr hohl, es könne also nicht mehr geöffnet werden.
Dem Besucher des gelobten Eigenheimes geht es nicht anders. Er tritt an die Gartenumzäunung und blickt auf die Ansammlung von Gartenzwergen, in denen der Bürger seine Ahnengeister verehrt: Denn die kleinen Wichte mit ihren Zipfelmützen sind auf älteren Bildern über die Bergwerksarbeit zu finden. Es waren Kinder, denen der Besitzer jener Minen seinen Reichtum verdankt, Kinder, die in die engen, für Erwachsene unzugänglichen Stollen und Gänge kriechen mußten, um die Metalle und Salze herauszuschürfen. Diese guten Geister Armseliger und früh Verstorbener stehen nun verhöhnt in bunten Gips- oder Kunststoffkitteln mit Schubkarren, Pickeln und Schaufeln, von Hunden bewacht, auf den in Tuffstein dargestellten Bergen

herum. Eine niedliche Erinnerung an die widerlichste Form der Ausbeutung.
War früher der Park der Schlösser eher militärische Sammelstelle und Exerzierplatz von Soldaten, Jagdgelände und Garten höfischer Spaziergänge, so hat der bürgerliche Vorgarten nur diese Garde von Gartenzwergen zurückbehalten.
Das umzäunte Heim liegt in Gewahrsam und die Wehrhaftigkeit zeigt sich am Gartentor mit Stacheldrahtbegrenzung, an den Schlössern und Zwingern, den Haustelephonen, Signalanlagen und kleinen Wehrtürmen, die den Eingang flankieren und an denen namentlich der Hinweis auf die Individualität der Belegschaft steht. Ist man eingelassen, schreitet man über die Zugbrücke, die aus den polierten Marmorplatten des Weges besteht.
Über dem in Säulen eingefaßten Hauseingang blitzen Scheinwerfer auf, gegen den Eindringling; die Leuchten sind sinnreich alten Viehstall-Laternen nachgebildet. Dann darf man die mächtige mesopotamische Freitreppe, die einst die Erde mit dem Himmel verbinden sollte, emporsteigen. Wie in Gips erstarrt wartet oben der zum fürstlichen Stümper geratene Hausgeist, bereit, den Bettler, die Rekruten der Heilsarmee oder den Hausierer auf die knurrenden Zwergpinscher aufmerksam zu machen. Da der bürgerliche Aufstieg stets über Hintertreppen erfolgt, wird das Treppenhaus beeilt sein, dies zu verbergen, so gut es eben dem Hausherrn geht. Zu Adlern geschnitzte Geländerabschlüsse, Stiche der Wiener Hohen Reitschule, bombastische Vasen und Orangenbaumgewächse in kupfernen Trögen verkünden das Ridiküle dieser gespenstischen Apotheosenvorstellungen, die Erhebung des Bourgeois zum Baal, zum Schlußbild eines makabren Emporkömmlings.
Dann betritt man das Vestibül, eine Art Wachstube, in der es wimmelt von afrikanischen Giftspeeren, Fellschildern, alten Duellpistolen und ausgestopften Jagdtrophäen. Erst in der Garderobe jedoch geschieht die Musterung und Entwaffnung des Gastes; es ist der Stripteaseraum des Biedermanns, in dem man Schutz und Schirm ablegen, Rüstung, Rock und Hut aufgeben muß.

9. Kultraum und Kannibalismus

Die eigentliche Werkstatt des bürgerlichen Heims ist das Wohnzimmer, ein Raum, in dem am wenigsten gewohnt wird. Befangenheit, dumpfes Unbehagen tritt ein, als sei der Raum die Erinnerung an die Volksversammlungsstätte oder die höfischen Ballsäle nicht ganz losgeworden. Das Wohnzimmer ist die erstarrte Markthalle, ein Ort des Feilbietens von Dingen, die

unkäuflich sind. Dieser Raum ist zugleich Raum im kantischen Sinne: Eine Form der reinen äußeren Anschauung mit den mathematisch-buchhalterischen drei Dimensionen, die in der Natur – wie Kant richtig bemerkte – nirgends vorkommen. Die Decke mit alten Stukkaturen und einem Blumenzelt macht die Sphäre des Luftschlosses zu einem Jenseits aller Heimlichkeit, ohne daß die Vertrautheit einer Utopie des Wohnens ohne Arbeit aufkommen könnte.

Die römische Villa, die klösterlichen Wohnungen des Mittelalters und selbst noch die Schloßräume des Hochadels kannten kaum ein Mobiliar. Die Kasten und Schränke, Sitze und Liegen waren eingebaute Teile, und selbst wo in der Renaissance sich der Schrank und die Truhe aus den Wänden lösten, waren diese Möbel architektonische Gebilde. Erst die Entstehung der Wohnung als Privateigentum, das gegen Zins vermietet wurde, machte die Räume wirklich leer, indem das Mobiliar sich gegen das Immobile verselbständigte. Erst das Geldverhältnis machte die Räume leer und zu Abbildern der Ruhe und Ordnung, die im Mietvertrag minutiös ausgepinselt wurde. Die geisterhafte Öde soll ein ewiges Verhältnis der bürgerlichen Herrschaft ausdrücken, weswegen Schelling zu Recht den Raum als ›angehaltene Zeit‹ begriff und Hegel die Rationalität des Gespensterglaubens ahnte, als er den Raum als das ›Außer-sich-sein des Geistes‹ bestimmte.

Sobald das Hören zum Gehorchen verkümmert war, das Sehen nur noch Blick zum Vorgesetzten, das Tasten ein Mittel zur Orientierung in den Aktienkursen, verflüchtigte sich auch die Sinnlichkeit des Raumes in die gerade Linie des Erfolges, in die Ebene der Spekulation und in die Winkel, Eckchen und Kammern der Gerichte und Ministerien. Diese dreidimensionale Gesamtheit ist das wirkliche Apriori des Wohnraums; denn er ist vorhanden als Einrichtung und Erfahrung, als Eigentum des Haus- und Grundbesitzers. Er ist der völlige Gegensatz zum Zelt des Nomaden, der seinen Schöpfer noch weit entfernt über sich glaubte. Von den Nomaden hat der Hausherr nur die echten oder unechten Schirasteppiche, die er aber nicht zum Beten, sondern um angebetet zu werden, benützt. Denn Teppiche hatten zuvor nie auf dem Fußboden gelegen. Mit ihnen wurden Palasträume unterteilt, sie dienten zur Schließung unverglaster Fensterhöhlen, wo sie heute noch als Vorhänge hervortreten. Der Bürger hatte durch den nachbarlichen Konkurrenten das Fürchten gelehrt bekommen, so benötigte er den Vorhangteppich aus Angst, der Andere könne in seine intime oder private Geschäftskorrespondenz blicken.

An den Wänden hängen nur selten die wirklichen Nachfahren der Teppiche, die Gobelins; meist sind deren anmutige Liebes- und Jagdmotive auf Papiertapeten wiedererstanden, deren dümmliche Farben und Formen den Tapetenwechsel stets dringlich erscheinen lassen. Die Fresken und Wandge-

mälde verkümmerten zu Heide- und Almlandschaften, in barocke Rahmen verpflanzt, worin der bürgerliche Muff als Natur wiedergegeben wird.
Überhaupt muß der Bourgeois alles einrahmen oder in Kästchen packen: So erst herrscht Ordnung, die Ordnung der Warenwelt im Laden an der Ecke oder in den wohnlicheren Schubladen. Auch traten Gespenster stets aus verschlossenen Kästen, Kellern und Kammern, um verborgene Reichtümer und Kleinodien kundzutun. Es mag daran liegen, daß der Ursprung des Möbelstücks die Grabkammer ist, in der kultische Geräte, Waffen und Werkzeuge dem Verstorbenen beigelegt wurden. Aus dem Sarg erst entstand die Truhe, in welcher dann die Aussteuer der Braut gesammelt wurde.
Überhaupt ist das Wohnzimmer die gespenstische Einheit von priesterlichem Kultraum und profanem Geschwätz über den neuesten Film, über die Garderobe zum Konzertabend und die spukreichen Fernsehkommentare der Löwenthals. Kultisch gehandhabt in den Vitrinen werden die unverdauten Fossile der Vergangenheit, der man die Kultur verdankt: Vasen in Orchideenformen oder in Formen medizinisch-chemischer Geräte zum Untersuchen von Blut und Urin. Man sagt, die ganze hellenische Kultur spiegele sich in den Formen und Motiven ihrer Vasen; es gilt dies vom Bürgertum nicht weniger.
Andere Vitrinen enthalten die Stofftiere der Kinderzeit, Sportmedaillen des Großvaters, eine Sammlung von Biergläsern aller Länder und einen tönernen Schäferhund mit erhobenem Haupt; und es glaubt der Bourgeois geistreich zu spötteln, wenn er sich für teures Geld vom Antiquitätenhändler eine Gruppe aus edlem Porzellan kauft, darstellend eine Affenkapelle in Allongeperücken.
Zwischen der Vitrine und der duftigen Bell-air-Gardine mit pastellfarbigem Punktmuster, die dem Zimmer durch den Unterrockcharakter der Gardinenspitzen einen winzigen Schuß von Bordell der Reichsgründerzeit verleiht, hängt die Kuckucksuhr mit bewährtem Batteriewerk, aus der ein Totenvogel krächzt. Unter einer rustikalen Wandleuchte aus Dirndlstoff und im Petroleumleuchten-Look, neben der die gesammelten Werke Peter Alexanders Platz fanden, und neben der elektrischen Heizung mit dem Kaminfeuerfensterchen steht das geerbte Buffet im Wiener Barock. Es beherbergt die zwölf Apostel der Teeservices, Geschirrgarnituren und Silberbestecke, die dem Sonntag und dem Besuch der Vorgesetzten vorbehalten sind. Die planmäßige wie wahllos geerbte Kollektion von silbernen Eßgeräten erinnert ständig an das Opfer, das der höhere Angestellte dem Vorstandsmitglied schuldet. In einem archäologischen Lexikon ist über die Herkunft des heilig gehaltenen Bestecks vermerkt: »Menschenfleisch unterlag bei den kannibalisch lebenden Fidschi-Insulanern strengen Tabus und durfte nicht mit den Händen berührt werden. Deshalb benutzte man

ausschließlich zum Essen von Menschenfleisch solche Eßbestecke, bestehend aus Messer, Gabel und Schale.«[18]

10. Aquarium und Fernsehstuhl

Beweglich wurde das Mobiliar erst durch die Mietswohnung und Tyrannei der parasitären Haus- und Seelenbesitzer. Selbst die Aristokratie, die zwischen Winterresidenzen und Sommersitzen wechselte, besaß kaum mehr als Truhen und Koffer, die am neuen Wohnort ausgebreitet wurden. Renate Dolz bemerkte in ihrer ›Möbelstilkunde‹: »Am Anfang wurden Haus und Möbel von einem Handwerker, dem Zimmermann, in zimmermannsmäßiger Weise gebaut. Das Mobiliar gehörte zum Haus und war fest mit ihm verbunden, was durch Zeichen oder Namenszüge noch besonders unterstrichen wurde. ›Mobile‹ gleich beweglich waren diese Gegenstände wie Wandklapptische, Wandnischenbänke, Ofenbänke, Wandbänke und Betten nicht zu nennen. Nur die Stilmöbel, Truhen, Tische und ganz selten später Schränke waren bewegliches Gut.«[19]
Die aristokratische Gesellschaft hatte diese Dinge von anderen herstellen lassen, der Bourgeois handelte dann mit ihnen. Aber gegenwärtig beginnen diese mobilen Dinge wieder zu verschwinden in den Einbauküchen, Einbauschränken, in den Installationen der Badezimmer und Schlafräume. Es drückt die wachsende Enteignung der Arbeitskraft selbst von ihren Reproduktionsmitteln aus. Ist sie nicht viel mobiler, wenn sie bei dem ewigen Wohnungswechsel nicht noch vom Gerümpel ihres privaten Eigentums beschwert wird? Der Bourgeois liebt dies neuartige Zigeunerleben – das der Anderen. Und obendrein gewinnt sein Hausbesitz an Wert.
Was sich nicht in die Wände verkriecht, soll wenigstens gute Absicht bekunden. So ist die Wohnwand zugleich Buffet, Bücherbord, Kleiderschrank und Fernsehtruhe in einem. Die Öde des Zimmerkubus setzt sich an der Form der Möbel fest, die nur noch viereckige Holz- und Plastikschachteln sind. So paranoisch wie das bürgerliche Gemüt überhaupt, so voller geometrischer Wahnprojektionen ist diese Entwicklung. Und der darüber untröstliche Verstand flüchtet in den scheinwilden Kult des Leders, das dem Feuerzeug, dem Fauteuil, dem Griff des Korkenziehers, der Whiskyflasche das Aussehen einer Reiterbeute verleihen soll. Alles Dinge, die sich nicht in die Wände vermauern lassen und deshalb im Leder ihre scheinbare Existenz zwischen Dauerhaftigkeit, Wertarbeit und mobilem, stets weiterverschenkbarem Dasein erhalten. Auch wenn diese Sachen zwanglos herumliegen: weniges hat einen so festen Platz in der Wohnung, über nichts ist eine Verständigung und Einigung zwischen Hausherr und Hausfrau schwieriger zu erreichen als über diese Abstell-Plätze.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Hielt der Höfling den zwitschernden Vogel für eine kleine Maschine, die er nachzubauen begann, so hält der Bourgeois den Wellensittich, der die Worte des Meisters nachplappert, für reinste unberührteste Natur, nicht weniger die mühselig gezüchteten Labyrinthfische und Maulbrüter seines Aquariums, in dem zwischen Quellmoos und Wasserlinse Schnecken, Insekten und Krebse, vor denen man sich sonst am Meeresstrand so fürchtet, ganz niedliche Gestalt annehmen. Der Gummibaum und der Goldhamsterkäfig vollenden den Zoocharakter bürgerlichen Wohnens. Hinter lauter Gittern, Panzerglas, Schubladen und Tresortürchen erst fühlt sich der Bourgeois so richtig geborgen. Was George Savage ideologisch verbrämt übers Biedermeier schreibt, ist trotz Stahlrohrmöbeln und Kunststoffsesseln ein ständiges Merkmal dieses geisterhaften Wohnens geblieben: »Hier (im Biedermeier) steht die Ausgestaltung der privaten Sphäre im Mittelpunkt; Repräsentation wird klein geschrieben. Das Bürgertum fand sein glückliches Vorbild in der österreichischen Kaiserfamilie, die in ihren Residenzen und Schlössern die Behaglichkeit jedem Prunk vorzog. Die biedermeierliche Wohnkultur, aus der alles Unnatürliche und Aufgezwungene verbannt wurde, war auf die Lebensgestaltung des Bürgers und seine Liebhabereien abgestimmt.«[20]
Der Bourgeois war endlich geworden, wie er selbst sich geplant und vorgestellt hatte, worin seine glückliche Natur beruht. Es ist richtig, daß er alles ihm Aufgezwungene verbannt hat, auch den Stil. Verbannung ist seine religiöse Geste und Praxis geblieben. Daß er zugleich der industriellen Massenproduktion seiner Möbel den Schleier von Handarbeit überwerfen muß, verweist auf den verdrängenden Selbsthaß, der ihn angesichts der proletarischen Grundlagen seiner Existenz packt. Vielleicht ist auch dies einer der Gründe, warum die Vielfalt der Sofas, Canapés, Chaiselongues, Diwane und Ottomanen verschwindet in dem einzig noch der Entspannung dienenden Sitzmöbel der Wohnung: dem Fernsehstuhl.

11. Thron und Altar

Der höhere Sitz verschafft Überblick, ermöglicht die Einheit von Herrschaft und Geisterreich, so im Thron, im Heiligen- oder Lehnstuhl. Dominierend wollten die jeweiligen Sieger der Geschichte auch immer in der herrschenden Ansicht sein. Aber der sichere, unbewegliche Sitz der altorientalischen Herrscher war noch kein Synonym für Besitz. Erst als die Herren zu reisen begannen und beweglicher wurden, zu Beginn der Neuzeit, entstanden die vollendeten Techniken der Faltstühle. Vorsitzender auf mächtigen Stühlen ist der Hausherr nur in den eigenen vier Wänden geblieben. Sein Lehnstuhl trägt ihn auf gewaltigen Löwenpranken, als hätte

das ganze keine Pferdefüße. Um diesen Thron stehen die kleinen Taburetts im Jacquard-Muster, unförmige Sessel mit Allerweltsblumensträußen und Pfauenfedermustern, die der kleinen niedlichen Frau so gut stehen. Schart der Hausherr seine familiäre Gefolgschaft um sich, so soll sie doch wenigstens in dieser Erniedrigung das Gefühl haben, auf echten Brokat-Damast-Bezügen zu sitzen.

Vom hohen Stuhl herab wird der Besitzer zum Schatzhüter, auch wenn gar keine Reichtümer vorhanden sind. Und als Besitzender ist er Gott und Herr, Richter und Priester. Und doch sind diese Sitze nicht mehr so hoch und würdig wie im Mittelalter, da man einen Schemel oder Dienerrücken benötigte, um auf den Thron zu steigen. Aber es werden noch ganz im Stile des Femegerichts hier die obersten Erziehungsmaximen verkündet. Hinter der urteilenden und strafenden Maske verbirgt sich der künftige Henker. So hat der Hausherr mit dem Stuhlherrn der Feme, dem Gerichtsherrn der Freigrafschaft, die häusliche Vollmacht gemein. Aber der Baldachin, der diesen Familienrichter auf dem Thron überwölbt, ist so schütter geworden wie die Haartracht, die er so pflegt.

Anders allerdings wird gesessen, wenn Gäste kommen, wenn auch solchen Veranstaltungen nicht der mindeste Nachklang an die freien Volkszusammenkünfte und gärenden Sklavenansammlungen anhaftet. Das Hocken war eine bäurische Sitte, denn, wie es in einem archäologischen Dictionnaire heißt: »Die Hocker und Stühle in der Rauchküche waren niedrig, damit man unterhalb der Rauchschwaden saß.«[21] Ebenso wurden im Nebel der Attikas und Brasilzigarren die bequemen Sessel der guten alten Zeit großbürgerlichen Kitsches immer niedriger, bis man das unförmige Kinn auf die Knie legen konnte. Jetzt endlich kauerte und kuschte, dienerte und bückte sich jeder vorm andern in lauter Brüderlichkeit und Gleichheit, wobei nun dies Kuschen zur Dauerhaltung werden konnte, da die Sessel verhinderten, daß bei dieser Haltung die Knie weich wurden.

Auch am Altar der Wohnung führt der Hausherr Vorsitz; da aber hier gedeckt, aufgelegt, verteilt, gespeist und getrunken, also mehr als nur geredet wird, bedarf es eines Hausgeistes, der das Tischleindeckdich spricht. Im selben Lexikon der Archäologie heißt es: »Der Opfertisch, gemeint als Erhöhung dargebrachter Gaben, dürfte diesem Gebrauch des Tisches als Abstell- und Arbeitsfläche kulturgeschichtlich vorausgegangen sein.«[22] So liebt der opferwillige Bourgeois doch meist die Marmorplatte, die an den blutigen Steinblock der Opferstätten erinnert; oder wenigstens soll der große Tisch eine dicke Eichenplatte haben, schwer genug, um jedem glaubhaft zu machen, daß das Klopfen während der spiritistischen Sitzungen kein vom Hausherrn selbst verursachtes Tischrücken ist.

Nachdem der Herr des Hauses auf den Tisch geschlagen hat, mit einigen Problemen und Kollegen reinen Tisch gemacht, andere unter den Tisch

fallengelassen und schließlich das Tischgebet hergeleiert hat, löst sich der Spuk hier und die Geister verlieren sich in die verschiedenen Kemenaten des Eigenheims.

12. Das Ende der Geisterstunde

Nimmt der Herr seine Jagdwerkzeuge und Aktenordner und macht sich auf den Weg zum Büro, beginnt die Hausfrau die Geräte und Geschirre, deren Gebrauchswert sie zu erhalten hat, aufzuräumen, dem Raum die Unberührtheit des Unbrauchbaren zurückzugeben. Sie hockt sich vor die Quelle, vor das Lagerfeuer, reibt und putzt. Sie verwaltet das Erbe des Empedokles in der Küche, variiert die vier Elemente Feuer, Luft, Wasser und Erde. Sie leert den bitteren Kelch, geht auf Messers Schneide, balbiert die Nachbarin über den Löffel, indem sie Gerüchte über ihre Kochkunst verbreitet. Sie redet Küchenlatein, weil sie in Teufels Küche geraten ist. Aber all dieser Wahn ist eine grauenhafte Chimäre angesichts des selbstreinigenden Elektroherds, des automatischen Eierkochers und Büchsenöffners, der elektronisch gesteuerten Waschmaschine mit ihrer verchromten Armatur. Die Küche ist der Produktionsraum der Wohnung geblieben, auch wenn die fabrikfertige Hausmacherwurst, Hausmacherkonfitüre, Hausmacher-Ravioli nur aus der Kühltruhe genommen werden müssen, um das Abendmahl zu bereiten. Und das Gespenstische ist: Je weniger die Küche noch Arbeit erfordert, desto laboratoriumshafter und wissenschaftlicher muß sie aussehen, mit fachmännisch installierten Einbaumöbeln, deren Inhalte von jedem Winkel des Zimmers aus mit gestrecktem Arm erreicht werden.

Gegenüber der Küche liegt jener Raum, in dem täglich der Bourgeois das Bild von sich selbst erzeugt, das andere allein beeindrucken oder wenigstens anderen nicht lästig fallen soll: das Bad. Ein weiter Bogen, vorgeschrieben von der allgegenwärtigen Kosmetik- und Gesundheitspolizei, wird hier gespannt, von der Entschlackung des Leibes bis hin zu seiner täglichen Tätowierung mit Salben, Pudern, Sprays. Ein unheimlich doppelbödiger Ort des gesteigerten Stoffwechsels mit der eigenen traurigen Natur, durch Körperpflege in Kräuterschaumbädern, durch Leibesübungen und durch die hausärztliche Selbstbetreuung mittels Vitamindragées, Herztoniken und Mullbinden. Vorm Spiegelbild der Persönlichkeit, die befreit ist von den verdächtigen Ausdünstungen, eingewickelt in Desinfektionsmittel, die den bürgerlichen Stallgeruch mit Jasmin und Schwarzwald verbergen, hier, wo nichts mehr an den Muff des hochgeschätzten Lebens erinnert, waschen die Bewohner ihre Hände nicht nur in Unschuld, ehe sie in ihren Traumbetten das Bewußtsein verlieren. Im Schlafzimmer erst werden die Gespenster

wehrlos. Anders als das feudale Gespenst, das erst nach Mitternacht rasselte und spukte, aber am hellen Tag nur manchmal wehmütig hinter irgendeinem Gemäuer klagte, endet mit dem bürgerlichen Tag auch die gespenstische Tätigkeit der bürgerlichen Geister, die die Nachtschicht seit eh dem Proleten zugewiesen haben.
Mit den Schlafzimmergeheimnissen ist es ohnehin nicht weit her. Tagsüber ist das Schlafzimmer stets gut gelüftet, so als erinnere sich der Bourgeois an die Krankheiten, den Tod gar, die noch vor wenigen Jahrzehnten in diesem Raum neben Liebe und Schlaf geherrscht haben, als fürchte er die Seuchenherde jener Pesthöhle, die ihm das Vergnügen an der Fortpflanzung heimlich schon vergällte.
Die Angst vor Krankheit und Unfähigkeit erzeugt die pompejanische makabre Installation der Schlafzimmer. Anregend soll das große Bild überm Ehebett sein, das eine herausfordernde Zigeunerin mit halbgeöffneter Bluse zeigt. Auch sieht der Saum des Bettbezuges und die zarte Gardine aus wie die spitzendurchwirkte Unterwäsche der Gemahlin, an der ihm, dem Hausgott, sonst nichts mehr attraktiv scheint.
Ehemals ein Ort der Verschwörungen, ist davon nur übriggeblieben, daß den Kindern der Eintritt verboten ist. Und eigentlich reizt auch wenig an den weißlackierten Aussteuer- und Wäscheschränken, dem tristen Kasten, der das Bett darstellt.
George Savage schrieb: »Mittelalterliche Betten waren oft außerordentlich breit, und wenn man einem Gast besondere Ehre erweisen wollte, war es anscheinend üblich, ihn einzuladen, das Bett mit dem Gastgeber in Gesellschaft der Lieblingshunde zu teilen.«[23]
Der Bürger dagegen, da er sich wehrlos im Schlaf, wild in seinen bestialischen Träumen, müde in seinen ehelichen Pflichten fühlt, macht aus dem Schlafzimmer das Gegenteil eines Empfangsraums; es ist die Ecke absoluter Privatheit, düsterer Intimität, und nur in seltensten Fällen darf der Gast, der mit Grausen die unheimliche Wohnung erfährt, diesen Ort der blaubärtlichen Sehnsüchte seines herrschenden Gastgebers besichtigen. Denn hier endet die Herrschaft des ganzen Spuks. Wo der Bourgeois seiner ewigen Fortpflanzung am nächsten ist, fürchtet er zu recht am meisten den Tod und den traumwandelnden unrühmlichen Abgang von den Bühnen seiner gespenstischen Diktatur.

Literatur

1 Mark Twain, »Eine Gespenstergeschichte«, in: *Das Gespenst im Aktenschrank*, München 1969, S. 160.
2 Henri Troyat, »Das eifersüchtige Tischchen«, in: *Das Gespenst im Aktenschrank*, a.a.O., S. 199.
3 Heide Berndt, *Ist der Funktionalismus eine funktionale Architektur?* Frankfurt 1968, S. 37.
4 Sigmund Freud, *Das Unheimliche*, Hamburg-Wandsbek, 1963 S. 65 u. 75.
5 Martin Gregor-Dellin, Nachwort zu *Gespenster*, Zürich 1956, S. 328.
6 Immanuel Kant, »Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik«, *Werke* Bd. 12, Wiesbaden 1955, S. 954.
7 William Shakespeare, *Hamlet*, zitiert in Mary Hottingers Vorwort zu: *Gespenster*, Zürich 1956, S. 8.
8 Edward Bulwer-Lytton, »Das verfluchte Haus in der Oxford Street«, in: *Gespenster*, a.a.O., S. 55.
9 Edgar Allen Poe, »Die Maske des Roten Todes«, in: *Das Gespenst im Aktenschrank*, a.a.O., S. 246.
10 Heinrich Heine, »Doktor Ascher und die Vernunft«, in: *Das Gespenst im Aktenschrank*, a.a.O., S. 246.
11 G. W. F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Werkausgabe Frankfurt 1970, S. 323.
12 Otto Niedermoser, *Schöner Wohnen – Schöner Leben*, Frankfurt 1954, S. 39.
13 Hans G. Helms, *Die Ideologie der anonymen Gesellschaft*, Köln 1966, S. 255.
14 H. G. Helms, ebd., S. 258.
15 Theodor W. Adorno, *Jargon der Eigentlichkeit*, Frankfurt 1967, S. 50.
16 Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft*, Neuwied 1969, S. 77, Anm. 22.
17 N. Elias, ebd., S. 99.
18 *Dictionnaire archéologique des techniques*, Paris 1963.
19 Renate Dolz, *Möbelstilkunde*, München 1970, S. 15.
20 George Savage, *Die Wohnkultur*, Wien-München-Zürich 1971, S. 216.
21 *Dictionnaire archéologique des techniques*, a.a.O., S. 116.
22 Ebd., S. 134.
23 George Savage, a.a.O., S. 62.

Anne Dorn
Außenansicht

Es gibt für mich ein Phänomen, das ich immer wieder durchdenken muß: Menschen und ihre Häuser – wie gehören sie zusammen? Weil wir weich und formbar sind, zerstörbar, bilden wir eine harte Schale um uns. Aber wie ist das: formen wir das Haus, oder formt das Haus schließlich uns?
Ich wollte einen Fernsehfilm darüber machen, über Häuser und Menschen, die mir einfielen, die mich irgendwann im Laufe meines Lebens beeindruckt hatten und die sich mir geöffnet hatten. Von der Erdhütte bis zum Schloß. Mein Redakteur machte mich auf eine Lücke in meinem Konzept aufmerksam: Ich hatte die reichen Leute von heute vergessen. Genauer gesagt, solche Leute und solche Häuser gehörten nicht in mein Erlebnisfeld. Das empfand ich plötzlich als Versäumnis; ich wollte wenigstens ein Beispiel eines solchen Hauses für meinen Film suchen. Mir fiel eine ganze Reihe Menschen ein, die in den letzten dreißig Jahren reich geworden waren, und einige davon kannte ich auch persönlich: wir sind gemeinsam Mitglieder in einer Organisation, die Künstler und Gönner vereint. Ich fragte also bei der geschäftsführenden Dame an, wer davon mich wohl in sein schönes Haus ließe. Sie nannte mir drei Namen, gab mir die Telefonnummern und ich rief an. Es war Vormittag und ich erreichte, wie erhofft, die Ehefrauen. Zwei von den dreien stimmten zu, daß ich zunächst in ihr Haus kommen und dann vielleicht einen Teil davon in meinem Film zeigen dürfte. Wir vereinbarten einen Termin. Am Abend desselben Tages erhielt ich zwei Anrufe: die beiden Frauen entschuldigten sich, es gehe leider doch nicht, ihre Männer seien so sehr mit Arbeit eingedeckt, und überhaupt hätten sie etwas dagegen, daß man mit einem derartigen Anliegen komme.
Jetzt wollte ich mir die Häuser wenigstens mal von außen ansehen. Aber ich hatte ja nur die Telefonnummern, nicht die Anschriften. Im Telefonbuch fand ich unter den Namen keine Eintragungen. Die Auskunft teilte mir mit, daß keiner der beiden Namen notiert sei.
Am nächsten Tag hatte ich – zur Vorbereitung meines Films – ein Gespräch mit einer Familie in einem sogenannten Stadthaus, einem Wohnhaus, etwa 1910 erbaut, mit Klo auf der Treppe und Wasserhahn auf dem Flur, gleich ungezählten Quartieren für Arbeiter aus der Zeit des industriellen Aufschwungs. In der Parallelstraße hatte ich mehrere Jahre lang gewohnt, ich kannte deshalb die Familie gut. Der Mann ist Angestellter der Stadtwerke,

er liest Stromzähler und Gasuhren ab. Beiläufig erzählte ich von meinen Mißerfolgen am Vortag. Da wurde er aufgeregt: »Das Rattenpack wollen Sie besuchen?« Ich wollte. Er nannte mir nun Namen und Adressen von Leuten, die, wie er sagte, »frisch im Geld sitzen«. Er erzählte mir auch, wie das vor sich geht, wenn er zum Ablesen kommt: er klingelt, eine Stimme ertönt aus der Sprechanlage: »Wer ist da?«, dann nennt er seinen Namen und sein Anliegen und die Stimme antwortet: »Treten Sie einen Schritt zurück!«. Er tritt zurück. Die Stimme fordert ihn auf: »Zeigen Sie Ihren Ausweis!«. Er hält den Ausweis stumm vor den Bauch. Das Tor öffnet sich automatisch, der Mann tritt ein, der kalbsgroße Hund am Hauseingang fiept durch die Nase, trappelt mit den Tatzen auf dem Marmor, ein weibliches angestelltes Wesen, das den Kellerschlüssel übergibt, hält den Hund fest.

Jetzt wollte ich sofort selbst sehen, wie es da aussieht, wo die Leute »frisch im Geld sitzen«. Ich fuhr am selben Nachmittag eine belebte Ausfahrtstraße Richtung Autobahn, bog weisungsgemäß ab, und dachte zunächst, ich hätte mich geirrt: links und rechts dünner, ärmlicher Wald, mit Müll durchsetzt. Aber durch die Stämme sah ich eine größere Rasenfläche, darauf Holzplanken, Pfosten, Reitwege – also war ich richtig. Von der trostlosen Straße zweigten jetzt schmalere Straßen ab, wie angekündigt, ich wählte eine davon, und bald öffnete sich der schmale Schlauch zur großen eiförmigen Beule mit Parkplätzen und, daran angrenzend, Mauern und Toren. Die platzähnliche Straßenerweiterung war vollkommen umschlossen. Hinter den Mauern sah ich in der Grundstückstiefe große Walmdächer; dort, wo die Häuser selbst an den Platz reichten, waren alle Fenster hoch oben am Haus angebracht, dazu klein und schmal, wie Schießscharten. Ich suchte die Straße entlang nach Eingängen und entdeckte ein Tor aus Kupferplatten. Wo sonst ein Namensschild angebracht ist, waren zwei Initialen eingraviert. Dafür konnte ich auf Emailleschildern deutliche Warnungen lesen: »Warnung vor dem Hunde«, »Polizei-Notruf« und »Elektronisch-automatische Schutzanlage«. Diese Schilder fand ich beim Weitergehen vor jedem Tor, auch vor dem, das der Gasableser mir beschrieben hatte. Ich erkannte es an den schönen schmiedeeisernen Gittern, etwa zwei Meter hoch, die das Grundstück zur Straße hin abschlossen und hinter denen nahtlos dicke undurchsichtige Glasplatten anmontiert waren. Als ich näher trat, um zu prüfen, ob nicht doch etwas durch das milchige Glas zu sehen sei, entdeckte ich am unteren Rand eine durchgehende Prägung; ich las Schußsicherung-SchußsicherungSchußsicherung . . .

Ich wollte die Geschichte mit der Sichtschleuse ausprobieren und drückte auf die Klingel. Richtig meldete sich eine Frauenstimme und fragte, wer da sei und was ich wünsche. Ich sagte irgend etwas über mein Vorhaben, schöne Häuser zu besichtigen. Die Stimme zögerte, ich sah derweil an der

verglasten Schmiedeeisenbarriere hoch und entdeckte im Hintergrund das Dach des Hauses und darauf, neben dem Schornstein, eine große gelbe Warnblinkleuchte. Jetzt wurde mir über die Sprechanlage mitgeteilt, es sei ungünstig heute, ich möchte ein andermal wiederkommen. Ich hielt mich noch eine Weile auf der platzähnlichen Straßenerweiterung auf, um zu beobachten, wer da am Nachmittag ging und kam. Ein BMW fuhr vor dem Haus mit den Schießschartenfenstern vor, zwei Jugendliche stiegen aus und verschwanden im Hauseingang. Irgendwo im Garten belehrte eine Frau fortwährend Kinder, die offenbar in einem Bassin planschten. Ganz in der Nähe meines Standpunktes hechelte ein Hund hinter der Mauer. Ein Sportflugzeug zog über den Himmel.

Eine Woche später kam ich wieder, mit dem kleinstmöglichen Kamerateam, um von dem Platz aus die Verschlossenheit dieser Grundstücke optisch festzuhalten. Kaum war die Kamera aufgebaut und die Arbeit begonnen, wurden wir durch eine rosa gekleidete, ältere, forsche Dame gehindert, weiter zu drehen. Sie stürzte aus dem Tor auf uns zu, redete auf uns ein, sie sei beim Damentee und müsse von Nachbarn hören, daß ihr Haus gefilmt wird. Inwischen war sie bei der Kamera angelangt und hielt die Hand auf die Optik. Wir erklärten ihr, die Straße sei öffentlich und mit Steuermitteln erbaut und wir würden nicht ihr Haus, sondern den Eindruck, den diese Straße vermittelt, aufnehmen. Sie ließ sich nicht besänftigen. Heftig betonte sie, das sei ihre Mauer, von ihrem Geld errichtet, und sie sei ja nicht irgendwer. Sie fragte nach unseren Namen, die wir mitteilten, worauf sie beteuerte, die sagten ihr nichts. Ihr Gatte erschien. Er beruhigte seine Frau und versuchte, mehr über unser Filmvorhaben zu erfahren. Ich gab kurz Auskunft, er forderte mich auf, ihm vor Freigabe des Films die Szene auf der Straße vorzuführen. Ich sagte, das sei schwierig, es würde einen zu großen Aufwand erfordern. Da wies auch er darauf hin, daß er nicht irgendwer sei. Er tat es etwas geschickter als seine Frau. Wir brachen den Dreh ab.

Nach dieser Erfahrung suchte ich im statistischen Amt jemanden auf, der mir etwas über die Gebiete innerhalb der Stadt sagen konnte, die vorzugsweise von den begüterten Bevölkerungsgruppen aufgekauft und bebaut werden. Man zeigte mir auf dem Stadtplan Viertel, die mir schon als reiche Viertel vertraut waren, und andere, kleine Gruppierungen, die mir bislang unbekannt waren, jeweils nur zwei oder drei Straßenzüge. Soweit den Häusern Namen zuzuordnen waren, ergab sich der Eindruck, daß die Gruppierungen auch etwas über Karrieren und Positionen verrieten; daß also die Kommunalpolitiker, die Industriespitzen, die Bank- und Versicherungsmenschen jeweils ihren besonderen Wohnbereich hatten. Das oben erwähnte Grundstück zum Beispiel – es war auf dem Amt bekannt, daß seine Bebauung vier Millionen Mark gekostet hatte – gehört einem Mitglied

der Kommunalverwaltung. (Gerade zur Zeit meines Filmdrehs konnte man in der Zeitung lesen, daß er die Grundstücksverwaltung und Veräußerung einer großen Firma übernommen hatte, da die Firma sich praktisch auflöste – und das Stadtgebiet, in dem sich die Firma befand, war Sanierungsbereich. Weiter konnte man lesen, daß eben dieser Mann auch Hauptaktionär der Firma war.) Und im Nebenhaus, draußen im dünnen Wald, wohnt ein Kreistagsabgeordneter . . .

Immer noch hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, in einem Haus zu drehen, dessen Besitzer »frisch im Geld steckten«. Ich suchte weiter in den mir nun schon bekannten Straßenzügen und Vierteln und stellte dabei fest, daß die Häuser, die älter waren, sich mit großen Grundstücken von der Straße distanzierten, während die neueren, etwa in den letzten zehn Jahren gebauten Häuser, weniger Terrain um sich hatten, dafür aber einen architektonisch-vollkommenen Abschluß zur Umwelt hin zeigten. Schließlich fand ich tatsächlich eine Tür, die sich mir öffnete. Der Grund war vielleicht die Tatsache, daß die Hausbesitzer ganz neu in der Stadt im ganz neuen Haus saßen. Mann und Frau kamen aus dem Ausland, er gehörte dem internationalen Management an. Sie hatten sich ein Haus gebaut, um »zwischendrin« auch zu leben, und die fensterlosen Mauern, die das Haus nach außen hin zum Kastell machen, wurden als Baum- und Heckenersatz erwähnt, weil man nicht so viel Zeit hat, auf das stille Wachstum der Bäume zu warten. Das Haus bezieht sein Licht aus zwei Innenhöfen. Die Frau sah unseren Dreharbeiten interessiert zu und stellte befriedigt fest, daß ihr Haus in der intensiven Scheinwerferbeleuchtung gut aussah. Selbst während der Dreharbeit machte es einen total aufgeräumten Eindruck, obwohl niemand zu sehen war, der zuständig sein könnte, das Saunaholz zu hacken oder den weißen Teppichflor zu pflegen. Wir verabschiedeten uns freundlich. Die Frau lud mich ein, gelegentlich wiederzukommen. Vielleicht gehe ich darauf ein, um mehr zu erfahren von ihrer rasch erstellten, vollkommen geordneten, untadelig praktischen, abgesicherten Einsamkeit.

Claudio Hofmann
Abgrenzungsübungen eines Aufsteigers

Wenn einer, der mit Mühe kaum
gekrochen ist auf einen Baum
schon meint, daß er ein Vogel wär
so irrt sich der. (Wilhelm Busch)

1.

Aus kleinen Verhältnissen im Thüringschen aufgestiegen, verdanke ich meinem gutbürgerlichen Umgang im Westen eine Menge. Da ist zunächst das Materielle: auch ich gehöre nun zur Gilde der Bildungsbürger in gehobener Laufbahn; auch ich kenne die sphärische Quinte des Doppeltrillers in op. 111 und empfinde Cortot's interpretative Transparenz eher pflanzlich-organisch und Richters fast kristallin. Ich mische mich kundig ein, wenn es um das Zwiespältige in Goethes Tasso geht. Ich besitze Lithos von Brodwolf, Staechelin, Umlauf, spiele Streichpsalter und Klavichord und bevorzuge weißen Chablis zu Belons Nr. 3.

Warum verleugne ich nun als undankbarer Linker meine Herkunft, grenze mich zäh und beflissen von allem »Bürgerlichen« ab, indem ich z. B. inzwischen auf J. J. Cale umgestiegen bin, in unserer Wohngemeinschaft süßsaure Gurken mit Speck koche, die Wände nun kahl lasse und statt ins Theater ins Kino gehe? Zunächst glaubt man natürlich, das linke Motiv für eine Abgrenzung vom Bürgerlichen sei einfach die Einsicht in die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft und die daraus folgende Notwendigkeit, nichtbürgerliche Verhaltensweisen und Kampfformen zur Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft zu entwickeln. Bald aber entdeckt man, daß Abgrenzung nicht nur Solidarisierung mit Gleichgesinnten und Trennung von Andersdenkenden bedeutet, sondern daß sich in dieser Abgrenzung auch der Abschied von der eigenen bürgerlichen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vollziehen muß. Da wir aber nach aller Wahrscheinlichkeit noch für ein Weilchen in der bürgerlichen Gesellschaft leben werden, ergibt sich bei diesem Abschied die Schwierigkeit, daß wir als Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft nichtbürgerliche Verhaltensweisen entwickeln wollen, die noch überdies zum größten Teil von eben derselben bürgerlichen Gesellschaft wieder verwertet und zu »modernen« oder »emanzipierten« bürgerlichen Verhaltensweisen gemacht werden. Und in diesem Dilemma findet sich der ergiebige Grund, aus dem statt Strategien zur Entwicklung neuer Lebensformen die bunte Vielfalt unserer Abgrenzungsneurosen entspringt, von denen ich hier aus der Froschperspektive des Aufsteigers einige zur Beichte geben möchte.

2.
Im Flur der Hochschule treffe ich einen Kollegen, etwas älter als ich, zwei Kinder, Eigenheim, brauner Anzug mit Rollkragenpullover, sozialer Aufsteiger aus dem Kleinbürgertum wie ich. Wir unterhalten uns mit jener übertriebenen Höflichkeit, die den anderen wissen läßt, daß ich weiß, was er von mir hält und umgekehrt; ich denke: »Er hält mich für einen gefährlichen Marxisten«, und er denkt: »Er hält mich für einen unverbesserlichen Bürgerlichen«. Aber darüber sprechen wir nicht; denn unsere Höflichkeit gebrauchen wir nur, um die gedachten Abgrenzungen einzuhalten und sie nicht zu berühren. In der nächsten Versammlung werden wir natürlich gegeneinander stimmen und wir werden überhaupt alles tun, um uns selbst von der Berechtigung unserer Abgrenzung zu überzeugen, obwohl wir Sympathien füreinander haben und obwohl wir im Spektrum politischer Meinungen von der anderen Seite gleich eingestuft werden. Manchmal möchte ich ihn dann einfach einladen, hineinziehen in dieses »Seien wir doch ehrlich zueinander«, als könne man Mißtrauen auflösen in herzlichem Kneipendunst. Ich tue es nicht und werde trotzdem den Verdacht nicht los, daß bei der Ähnlichkeit unserer sozialen und politischen Situation die Unversöhnlichkeit nicht nur in der Differenz unserer Meinungen ihre Ursache hat, sondern daß ebenso die konkrete Wirkung bürgerlicher Ideologie diese Art der Abgrenzung bestimmt. Grenze ich mich vielleicht deswegen ab, weil ich Angst habe? Angst davor, den kleinen Bourgeois in mir zu entdecken, der im Verborgenen so still und zuverlässig für meine Bequemlichkeit sorgt. Betreibe ich Abgrenzung hier als probates Mittel zur Identitätserzeugung, zumal wenn sich die Identität vor allem negativ bestimmt: »Ich bin der Nicht-Bürgerliche?« Je weniger ich mich dann in der Sache vom andern unterscheide, desto unversöhnlicher muß ich mich aufführen, um mir und der erstaunten Umwelt so meine Nichtbürgerlichkeit zu demonstrieren. Ist es am Ende noch viel schlimmer, hindert uns unsere Unversöhnlichkeit vielleicht sogar daran zu entdecken, daß wir just unter dem Mantel der Ablehnung die gefährlichsten bürgerlichen Verhaltensweisen getrost praktizieren können? Wenn dem so ist, dann laßt uns den kleinen Bourgeois in uns ein wenig aufstöbern.

3.
Angefangen im kleinen Heimatdorf, Thüringer Wald zwischen Ilmenau und dem Rennsteig, Volksschullehrerstimmung zu Hause mit Porzellanreh auf dem Büffet und Wunschkonzertmusik, aber auch »Was spricht die tiefe Mitternacht« und Börries Freiherr von Münchhausen; denn wir Lehrerskinder waren schon etwas Besseres und eine kleine wollüstige Sünde wider die Abgrenzung war es, mit Klaus Möller, dem Bauernjungen auf der Badewiese zu balgen. Verspottet im Dorf von den Gleichaltrigen zogen wir

dann als »die Oberschüler« mit Kniestrümpfen im Sommer, Filzstiefeln im Winter, unterernährt den viel zu steilen Porzel hinauf, von wo uns eine Bimmelbahn in stundenlanger Fahrt nach Ilmenau brachte. Der frisch zusammenimprovisierte Nachkriegsunterricht in der Goetheschule konnte mir nicht imponieren. Von Iphigenie bis Bello Gallico gab sich die bürgerliche Bildung durch den Zusammenbruch noch zu erschrocken, um sich mit meinen handfesten Dorfträumen messen zu können. Also wollte ich Handwerker werden, Dorfklempner; aber als Lehrling lernte ich vor allem, daß Handarbeit im Betrieb nichts zu tun hat mit den erträumten Bastel- und Schöpferfreuden; und daß man »unten« bleibt, trotz VEB. Ich versuche es mit Studieren: Physik, dem Bastelschöpfer am nächsten, und gerate aus dem Abseits nun doch in den Sog der großen Bildung: Jena, Friedrich-Schiller-Universität, Einzug der Professoren ins Volkshaus, talargeschmückte würdige Greise, die nach dem Grieg'schen Huldigungsmarsch andächtig schreiten. Eine Gänsehaut um die andere verkündet meine erfolgreiche Einweihung in die Riten bürgerlicher Bildung, mitten in der DDR in ihrem fünften Jahr. Und dann diese einsamen Heroen, Köpfe mit wichtigem Ausdruck und markanten Falten, die ihre Eigenart so vollkommen und absolut überlegen in allen Situationen durchhalten, daß wir sie nur wie Götter verehren konnten. Kein Wunder, daß die ärmlichen Vertreter des eilig aus dem Nichts zusammengestampften Gewi-Diamat[1] keine Chance bei uns hatten und ihre Autorität durch Dogmatismus und Zwangsmaßnahmen inmitten des schönen Scheins bürgerlicher Bildung nur mühsam aufrechterhalten konnten. Heute kenne ich die Bedeutung ihres Einsatzes und sie tun mir jetzt noch leid in ihrer freudlosen Verbissenheit auf vorgeschobenem Posten; obwohl sie dafür gesorgt haben, daß wir, weil wir uns leichtfertig lustig gemacht haben und angeblich »dagegen« waren, wegen Verunglimpfung und konspirativer Tätigkeit ins Gefängnis wandern oder fliehen mußten, erzwungene Abgrenzung von innen oder nach außen. Bei mir klappte es durch einen Zufall mit der Flucht. Das allerdings tut mir nicht leid. Noch nicht.

Und nun »im Westen«, mit Knickebocker, Aktentasche und Notaufnahmeschein, als anerkannter Flüchtling, der abendländischen Freiheit entgegen. Nicht irgendwo, sondern in Freiburg, wo meiner thüringschen Tumbheit inmitten der ungewohnt südlichen Luft ganz sonderbar leicht und lustig wurde. Föhn und schwankende Fliederbüsche, auf dem Marktplatz trinken heitere Bürger erlesene Weine, Heidegger west an und der Schwarzwald hält noch seine gepriesene Reinheit. Wo hätte ich da als staunender Neuling im sauber von Arbeitern und Industrie abgegrenzten Treiben den stinkenden Motor Profit entdecken können!

Ich wurde von freundlichen Menschen freundlich aufgenommen und war ganz und gar fasziniert von ihrer Welt, die mir so viel höher, reiner, edler

und wertvoller als meine eigene vorkam. Am Anfang stand natürlich nur meine schüchterne Bewunderung für Menschen, die so selbstverständlich und schön miteinander lebten. Niemand sagte bei Tisch: »Sitz gerade! Faß das Messer nicht so weit vorn an!« Wenn ich zuerst noch nach meinem Nachbarn schielte, um mir das richtige Benehmen abzugucken, merkte ich bald, daß jeder sich so benahm, wie es ihm gefiel. Wollte ich mit meinen geschwollenen Bildungsbrocken glänzen, so lernte ich, daß Bildung hier nur zur Bereicherung und Durchdringung der eigenen Gefühle bemüht wird. »Mir war so kalt heute morgen. Da fiel mir auf einmal Mörikes ›Verborgenheit‹ ein. Ich habe es wieder und wieder laut gelesen, jetzt bin ich innerlich warm und durchblutet.« Das kam mir komisch vor, fast ein bißchen verrückt, aber doch sehr angemessen. Ich probierte es auch: »Da stieg ein Baum, o reine Übersteigung . . .«, und es klappte auf einmal.
Also tauche ich ein in die schöne Welt gebildeter Bürger, und noch einmal tun sich für mich persönlich all die berauschenden Hoffnungen und Träume der bürgerlichen Epoche auf. Nichts scheint meinem »faustischen Streben« unmöglich, ich stürze mich auf alle Wissenschaften zugleich, dilettiere in Musik, Theater und Gedichten, immer in freudigbanger Erwartung des großen Durchbruchs. Statt dessen bietet mir eine Industriellengattin ein Stipendium an und eine verlassene Geschäftsfrau will mich mitnehmen in ihren Neureichenluxus, wo ein beschürztes Mädchen ein gelangweilt quengelndes Kind hüten muß. Meine panische Flucht aus diesem Milieu hat noch nichts mit politischen oder ökonomischen Einsichten zu tun. Ich kam mir dort vor wie ein Abtrünniger und Verräter an den Idealen derjenigen, bei denen ich mich nun wohl und geborgen als einer der Ihren fühlte. Ich grenzte mich ab gegen die, deren Leben mir oberflächlich vorkam, entweiht und entstellt durch verdächtigen Reichtum. Denn unvermögend zu sein, galt bei meinen Freunden zwar nicht als Auszeichnung, aber doch als ein unabwendbares und schmerzlich erlittenes Unterpfand für die Reinheit und Freiheit des Geistes. Die schönen Möbel und Teppiche in ihren Wohnungen waren natürlich nicht aus dem Antiquitätenladen, sondern seit Generationen die vertrauten Begleiter der Familie. Der echte Toulouse-Lautrec war vom Großvater für ein paar Weinflaschen erstanden, als man noch ohne Kunsthändler selbst entdecken konnte, was gut war. Überhaupt war Geschichte in den alltäglichsten Dingen und Handlungen immer wieder gegenwärtig, so daß mir ihr Leben mit einem Glanz von Einzigartigkeit und Unvergänglichkeit umgeben schien, von dem auch ich nun ein wenig mit angestrahlt wurde.

4.

Will ich heute erklären, woher dieser Zauber seine Macht hatte, dann fällt mir dieses Fragment eines noch nicht aufgestiegenen Anonymus der 60er

Jahre ein, naiver Vorläufer des jetzt gängigen sensiblen Neokonfessionalismus:

o ihr / die ihr schöne töchter habt / langbeinig pfirsichhaut / zwar / etwas schwierig / und söhne zur zeit politisch / aber klug / und geprüft / und mit zierlichen stiefeln / nehmt mich doch auf erkennt mich doch an / lasset mich / zu euch / kommen

ihr / die ihr wisst / wo die landschaften rein sind / unübersehbar / herrlich / im rechten winkel / für eure wohnlichen häuser / lasst mich doch ein lasst mich kochen / für euch / eure weine / probieren

ihr / die ihr wisst / was der mensch ist / gütig / und heiter ein frommes gespräch / hört mir doch zu / lasst mich erröten / auch ich hätte / vielleicht / ein wörtchen / zu sagen

Sehnsucht also nach Geborgenheit und Anerkennung. Der noch nicht Integrierte und noch Abgegrenzte will aufgenommen sein von Menschen, die die Voraussetzungen ihrer Existenz nicht mehr in Frage zu stellen brauchen; deren jahrhundertelange Kultur eine Sinngebung ihrer in sich geschlossenen Welt konstruiert hat; die sich mit guten Dingen in ihrer Welt vollkommen eingerichtet haben; die in der Muße ihrer Privilegien schön werden können und die die feinsten Formen, sich selbst zu genießen, herausdestilliert haben; und die glauben, daß all ihre Anstrengungen immer dem »Allgemeinen« dienen. Ein herrlich schönes und sinnvolles Leben. Bis ich anfing, die Schwierigkeiten im Praktischen ernster zu nehmen. Die Väter verkalken selbstgefällig im Trott ihrer Berufe, die Ehen sind qualvoll oder in Auflösung. Die Nachkommen, Erlkönigslieblinge und Blaublumenkinder, werden neurotisch und haben Selbstmordpläne. Zuerst fand ich auch das faszinierend, die »Tiefe« der Probleme, weil es bei uns zu Hause um soviel simplere Sorgen ging. Die tiefen Probleme schienen mir wesentlicher, Geburtswehen des »eigentlichen Menschen« und Zeichen einer Zeitenwende. Ich verliebte mich in die tiefen Probleme und wurde so notwendig zum Psychologen, ein treuer Dilettant, der sich auf Familiendrama spezialisiert. Bis die Katastrophe im eigenen Ehedrama den Rahmen ein wenig sprengte: Ödipus-Schnödipus, sitzt der Patriarch vielleicht tiefer? Ist der arme überstrapazierte Papi vielleicht doch nicht an allem schuld, weil auch er das ignorante Opfer der Widersprüchlichkeit seiner Gesellschaft ist? Da saß ich nun, schon beinah ein Marxist, und erlebte verzweifelt die Ausweglosigkeit der bürgerlichen Familie als Konsequenz der Ausweglosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft. Was also die vom ZK verordnete Aufklärung über die Widersprüche des Kapitalismus nicht vermocht hatte, ergab sich nun aus der durch die Studentenbewegung geschulten Sicht auf Auswirkungen dieser Widersprüche im eigenen privaten Bereich: die Anfänge meiner Politisierung und der Versuch, mich von der bürgerlichen Gesellschaft abzugrenzen. Womit ich immer noch beschäftigt bin.

5.

Wenn die Verwandten uns gerade mal wieder vorwerfen, daß wir ihr Familienglück so herablassend und wie eine hoffnungslos bürgerliche Idylle behandeln, obwohl wir außer Jeans und etwas längeren Haaren auch nichts Unbürgerliches zu bieten hätten, dann komme ich leicht in Verlegenheit. Zwar erzähle ich dann, wie wir leben, von unseren Versuchen, weniger am Besitz zu hängen, neue Formen der Zweierbeziehung zu finden, ohne Unterdrückung miteinander zu sprechen und zu arbeiten. Aber das klingt seltsam aufgereiht und hält sich abseits von den »harten Realitäten des Lebens«. Und dann bleiben natürlich auch all die schönen Vorteile der erreichten Position und der erlernten Genußfähigkeit; ich bringe es noch längst nicht fertig, auf sie zu verzichten. Statt mein fettes Hochschullehrergehalt in einen gemeinsam verwalteten Topf zu werfen, entscheide ich immer noch selbstherrlich über meinen eigenen Anteil, wen ich wie unterstütze, für welche Projekte ich wieviel gebe, und verstecke mein kleines privates Sparbuch. Ich ärgere mich, wenn jemand über meine echt türkischen Teppiche läuft oder sich ungefragt an mein Schnapsschränkchen heranmacht. Aber zumindest haben wir angefangen, alte Verhaltensweisen abzubauen, und wir geben uns Mühe, im Vollzug und der Reflexion des täglichen Umgangs neue Verhaltensweisen zu erlernen, die uns auf ein gemeinschaftliches und gesellschaftsbezogenes Handeln vorbereiten. Für einen Außenstehenden scheinen die erreichten Veränderungen allerdings zu unbedeutend, als daß wir stolz darauf pochen oder sie als zukunftsträchtige Neuerungen empfehlen könnten. Meine Schwester wird uns bestenfalls für unentschlossene Leichtfüße halten, deren zarte und bald vergessene Experimente das Allzumenschliche allzu wichtig genommen haben. Und wirklich, wie viele Nächte haben nicht wie viele Linke verbraucht für dasselbe winzige Detail; z. B. herauszufinden, wie man am besten die Hausarbeit verteilt und die Kosten am gerechtesten umlegt. Wem hat es genützt, wenn eine Studentin kurz vor dem Examen mit dem Studium aufhörte, um die auseinanderfallende Gruppe wieder zusammenzubringen? Die Orthodoxen rümpfen eh die Nase, weil eigentlich erst die Umwälzung der ökonomischen Basis bringen dürfte, was uns trotzdem jetzt schon manchmal glückt, z. B. durch unsere alltäglichen Tätigkeiten neue Beziehungsformen herzustellen und vielen zugänglich zu machen. Die Parteiarbeit wird uns aber als das einzig Solide und Richtige vorgehalten, während unsere Bemühungen ins Reich luxurierender Experimente abgeschoben werden. Die politisch Mächtigen auf der Gegenseite belächeln gönnerhaft unser friedfertiges Spiel mit Kulturrevolution, weil es sich so liberal in ihre Programme einblenden läßt und die bestehende Ordnung scheinbar nicht verändert. Zum Glück verbirgt sich hinter beiden Positionen eine Fehleinschätzung, die letzten Endes auf der bürgerlichen Vorstellung beruht, daß die klassenspezifische

Trennung zwischen praktischen und theoretischen Verarbeitungsformen von Erfahrungen nicht aufhebbar sei.[2] Gerade die Aufhebung dieser Trennung in bestimmten Bereichen könnte aber eine der wichtigsten Leistungen von Wohngemeinschaften werden. Wenn es ihnen außerdem gelingt, auch nur an wenigen Schwerpunkten ihre Verarbeitungsebene in eine gesamtgesellschaftliche Perspektive einzubringen, dann ist die politische Langzeitwirkung solcher Versuche gesichert. Denn auch die Studentenbewegung hat die politische Szene nicht so sehr durch neue Theorien verändert, sondern durch neue Handlungsformen zur Verarbeitung und Umsetzung theoretischer Inhalte. Und was heute noch von der Studentenbewegung an politischer Brisanz da ist, läßt sich kaum aus den einschlägigen Büchern lernen, sondern wirkt durch die nun veränderten Interaktionsformen: daß z. B. Studenten und Dozenten sich duzen, nicht um in Anbiederei die objektiv vorhandenen Machtunterschiede zu verwischen, sondern weil sie dennoch zu einer gemeinsamen Einschätzung und zu gemeinsamem Handeln kommen wollen.

Trotzdem wirken solche Veränderungen zunächst nur auf die, welche nicht nur etwas aufgezählt haben wollen, sondern die Möglichkeiten neuer Interaktionsformen im Täglichen selbst erfahren können. Und diese Erfahrbarkeit ist allerdings immer noch an das Vorhandensein vieler günstiger Bedingungen geknüpft, die der Normalbürger, zumal in der Provinz, nur schwer verwirklichen kann. Das sind nicht nur materielle Bedingungen für Wohnung, Beruf, Einkommen, Alter, sondern auch komplexe sozialpsychologische Voraussetzungen. Die meisten Wohngemeinschaften wären deswegen gar nicht in der Lage, die Menschen bei sich aufzunehmen, deren kleinbürgerliches Familienleben sie unablässig kritisieren. Allerdings ist es borniert, aus der Ausnahmesituation, in der solche Lebensformen heute entwickelt werden, einen Vorwurf abzuleiten. Der Vorwurf trifft eigentlich nur die, die in einer solchen Ausnahmesituation leben oder leben könnten und trotzdem nichts daraus machen.

6.

Ich gehe nicht mehr ins Theater, stehe nicht mehr in Museen herum, halte kein Cocktailglas bei Vernissagen, sammle weder Grafiken noch Jugendstilvasen und kann die Iphigenie und ähnliche Sachen nicht riechen. Das ist meine gar nicht so private Abgrenzung von der bürgerlichen Kultur und Freunde werfen mir das als kulturelle Barbarei vor. Ich nehme auch ungerührt zur Kenntnis, daß sich bei mir eine Kinderkrankheit der deutschen Linken austobe und daß Eisler und Brecht die Klassiker fünfmal gelesen haben.[3] Denn hinter der These, daß die bürgerliche Kultur am besten bei der Linken aufgehoben sei, wittere ich die Zärtlichkeit pietätvoller Söhne, die wenigstens ihrer Kultur treu bleiben wollen, wenn sie schon

ihre Klasse verraten mußten. Es geht aber überhaupt nicht darum, die bürgerliche Kultur hier oder dort aufzuheben, sondern es geht darum, den Klassencharakter des Genießens aufzuheben. Und das wird sicher nicht dadurch erreicht, daß die Inhalte bürgerlicher Kultur gleichmäßig über das Volk ausgeleert werden. Die Vorstellung eines homerlesenden Volkes von Werktätigen ist deswegen so lächerlich, weil sie die bürgerliche Form des Genießens zur einzig möglichen erklären will und damit den elitären Anspruch der bürgerlichen Kultur schon wieder fortschreibt. Was dabei bestenfalls herauskommen kann, sind die bekannten Touristen, die in ihren Bussen die Kulturdenkmäler abhaken oder aber gähnend die letzten »Höhen bürgerlicher Kultur erstürmen«. Sicher müssen wir uns dafür einsetzen, daß den Unterprivilegierten die Inhalte bürgerlicher Kultur zugänglich werden, wobei es aber zuerst auf die Erneuerung der Aneignungsformen ankommt.

Wenn ich heute keine Lust mehr habe, Goethe zu lesen, so nicht, weil ich als linker Barbar seine ästhetischen Qualitäten nicht goutieren könnte, sondern weil mich die Produktionsform des einsamen Dichters und Denkers und die Distributionsform der Stadttheater und Renommierbuchhandlungen nichts mehr angehen. Ästhetische Kategorien lassen sich aber nicht einfach von den Produktions- und Distributionsformen abtrennen, die ihnen zugrunde liegen. Um deren Veränderungen geht es erst einmal beim Abbau der Entwicklungsprivilegien des Genießens. Sorgen wir also zuerst für neue Interaktionsformen bei der Aneignung der Wirklichkeit, dann haben wir auch wieder das Recht, uns um die Kommata in Shakespeares Quartoausgaben zu kümmern.

7.

Wenn ich heute in Freiburg bin bei meinen Freunden von damals, die nun schon um die siebzig sind, dann reden wir friedlich miteinander und mit gegenseitiger Sympathie. Die Abgrenzungsgefechte sind überstanden und nur selten flackert noch einmal das Feuer gegenseitiger Bekehrungswut auf. Ansonsten berichten wir voneinander wie Reisende verschiedener Kontinente, die anderes erleben und trotzdem voneinander lernen wollen. Die Weiseren von ihnen haben sich darauf eingestellt, daß mit ihnen eine Epoche zu Ende geht, an deren Vollendung sie selbst mitgewirkt haben. Und wir Jüngeren werden inzwischen auch nicht mehr ärgerlich, wenn die Älteren über Transzendenz sprechen und dabei in Scheiße treten. Wir haben gelernt, »das Bürgerliche« nicht mehr zu personalisieren. Daß sie die besseren Möglichkeiten für alle ins private Reich des Geistes abgeschoben haben und sich mehr um die Sinngebung der Lebensformen als um deren Verbesserung kümmern, machen wir ihnen nicht mehr zum Vorwurf, weil wir gelernt haben, daß sich darin notwendige Erscheinungsformen gesell-

schaftlicher Widersprüche ausdrücken. Dankbarkeit bleibt jedenfalls, wenn wir uns an das erinnern, was wir von ihnen gelernt haben und was wir durch sie zu überwinden gelernt haben. Auch wenn sie trotz theoretischen Angebots die Ursachen ihrer eigenen Verelendung und der ihrer Kinder und derer, die noch viel schlimmer dran sind, nicht einsehen wollten und so auf einer gesellschaftlichen Ebene nichts dagegen tun konnten, bleibt doch ihr individueller Einsatz im Privaten und die Intensität ihrer Zuwendung als Maßstab für unsere ganz anders gearteten Umgangsformen. Und dann bleibt auch ein bißchen wehmütiger Neid übrig: daß sie so unbekümmert die Früchte genießen können, die uns schon längst faulig schmecken und Brechreiz erzeugen, während wir noch für lange Zeit im Steinigen ackern müssen.

8.

Ein Freund von mir entdeckte plötzlich seinen Hang zur Radikalität. Er löste sein Einzimmerappartement auf, vertauschte sein Sportauto gegen ein Motorrad und lief ansonsten mit einem furchterregenden Ledermantel herum. Sein Vater hat ein Milliönchen in der Schweiz, das er zwar im Moment als nichtexistent betrachtet, an das er sich in Gefahr und großer Not aber vielleicht doch wieder wohlwollend erinnern würde. Er verurteilte ab sofort meine Kompromißbereitschaft, die er bis dahin ebenso geübt hatte. Ich bewunderte seine Souveränität und seinen Mut, da mich schon allein die Angst abgehalten hätte, seinen extremen Ansichten zu folgen. Allerdings fällt mir dummerweise bei seinem »kompromißlosen Kampf« doch gelegentlich die Million ein, die ihn gegen Berufsverbotsprobleme sehr hart machen muß. Vielleicht wären demnach nicht nur *die* revolutionär, die nichts als ihre Ketten zu verlieren haben, sondern noch viel mehr *die*, denen ihre Million ganz sicher ist? Aber da sie die Million so konsequent vergessen haben, ist ihnen vielleicht auch entgangen, daß die Revolution dem Milliönchen schaden könnte. Vielleicht ist diese Vergeßlichkeit einer der Gründe, warum dem lauthals betriebenen totalen Bruch mit der bürgerlichen Gesellschaft allzuoft ein zwar unhörbares aber darum nicht weniger totales Eingliedern folgt. Geringere Vorteile tun natürlich auch ihre Wirkung. Wer die Privilegien des Bürgertums schon in die Wiege gelegt bekommt, der hat es schwer, bürgerliche Verhaltensweisen anders als durch Unterdrückung wieder los zu werden. Der Aufsteiger ist da im Vorteil. Zwar fehlt ihm die Souveränität und Flexibilität der Privilegierten, aber der Prozeß der Entstehung bürgerlicher Verhaltensweisen bleibt ihm noch viel zu lebendig verbunden mit der Erinnerung an die Klettertouren des Aufstiegs, als daß er ihn einfach unterdrücken könnte. So fällt es ihm leichter, die spät erworbenen Verhaltensformen zu reflektieren, sich den Prozeß ihrer Entstehung bewußt zu machen und aufgrund der veränder-

ten Situation Strategien zur Erzeugung neuer Verhaltensformen zu finden.

Kann man also Aufsteigern eher trauen als den von vornherein Privilegierten? Oder macht das berühmte Schwanken im Kleinbürgerherzen ihre Bündnisbereitschaft immer verdächtig? Sicher: wer nach mühsam beendetem Aufstieg eilig noch am Namensschild sein »Prof« oder »Dr« einschnitzen läßt, um dann mit einem letzten Seufzer »geschafft« in die Establish-Polster zu sinken, der wird sich so bald daraus nicht wieder erheben. Bestenfalls wird er seine sauer verdienten Privilegien durch eine bewußtlose Betriebsamkeit täglich neu zu rechtfertigen versuchen und sie ansonsten ohne Reue und Schuldgefühle vernaschen. Er wird sich noch ältere Möbel und noch teurere Teppiche und noch modernere Grafiken kaufen und wird gegen die linke Schwatzologie seine harte Leistungsbereitschaft setzen. Auf ihn wird man sich verlassen können.

Die anderen, noch nicht Kompromittierten haben zwar einen längeren Weg zur Politisierung als ihre gehobneren Nachbarn, weil sie erst über den Umweg des Aufstiegs müssen und nicht souverän und flexibel und über Nacht eine neue politische Position besetzen können. Dann allerdings sollte ihnen die Anstrengung der Politisierung so in die Knochen gefahren sein, daß sie auch zäh darin stecken bleibt.

Ähnlich ist auch für viele kleinbürgerliche Aufsteiger das Verhältnis zur Arbeiterklasse weniger durch Totalitätsansprüche belastet. Da die Kleinbürger meist nahe bei den Arbeitern wohnen, sind für sie proletarische Lebensformen nicht jene idealisierten Riten, die man als Pilger nach Kreuzberg verklärend mitzelebrieren möchte oder sich als Pflichtbuße für einen beschränkten Zeitraum auferlegt. Die Realität des Arbeiters zeigt dem Kleinbürger allerdings auch immer sein Bedrohtwerden vom sozialen Abstieg und erzeugt so Abgrenzungsmechanismen, die aber als konkret erfahrene leichter abzubauen sind als die auf völliger Beziehungslosigkeit beruhenden Idealisierungen. So könnten Zweierbeziehungen zwischen Aufsteigern aus dem Kleinbürgertum und der Arbeiterklasse besonders günstig verlaufen. Nicht, weil die Arbeiterklasse als einzig revolutionäre Kraft dem müden Kleinbürger auf die Sprünge helfen oder weil die sinnlichere Erfahrungsweise von »Mädchen aus dem Volke« den blutleeren Intellektuellen ein wenig auffrischen könnte, sondern weil die Ähnlichkeit der Erfahrungszusammenhänge beim Aufsteigen eine Gemeinsamkeit schafft und andererseits die Verschiedenartigkeit des Aufstiegsweges es erleichtert, durch Sozialisation und Aufstieg erzeugte Ängste und Deformationen beim anderen wahrzunehmen und gemeinsam Strategien zu ihrer Überwindung zu entwickeln.

9.

Schließlich wie sich's gehört die Abgrenzung vom eigenen Text. Ich weiß natürlich, daß ich im Schreiben bürgerliche Verhaltensweisen reproduziere: einer darf schreiben und eine viertel Million muß schweigend lesen. Statt Erfahrungsaustausch und gemeinsamem Handeln stelle ich mich als Einzelner einer Instanz der Öffentlichkeit, um von ihr honoriert zu werden. Denn im *Kursbuch* zu schreiben, ist schon so etwas wie in eine Akademie der Linken aufgenommen zu werden. Und während ich »am Text gearbeitet« habe, über meinen erfolgreich beendeten Aufstieg schwadronierend, hat eine Freundin ihren mißglückten Aufstiegsversuch als Erzieherin durch Flucht in irgendein fernes Land beendet und wird als vermißt gemeldet. Ich hätte also vielleicht Wichtigeres zu tun gehabt als zu schreiben. Und trotzdem setzen wir uns immer wieder hoffnungsvoll und allein hinter die *Kurs-* und sonstigen Bücher oder vor die leeren weißen Seiten. Vielleicht auch mit der Hoffnung, daß es eines Tages nicht mehr darum geht, den Kürübungen hochtrainierter Stilisten zuzuklatschen, sondern daß Schreiben und Lesen der Ausdrucksfähigkeit aller Betroffenen zugute kommt.

Anmerkungen

1 Damals in der DDR übliche Abkürzung für die an Hochschulen obligatorischen Kurse in Gesellschaftswissenschaften und Dialektischem Materialismus.

2 Siehe dazu: Rudolf zur Lippe, »Objektiver Faktor Subjektivität«, in *Kursbuch 35* (Verkehrsformen I).

3 Ich beziehe mich hier auf: Michael Schneider, »Gegen die linke Barbarei in den ästhetischen Kategorien«, in: *Die lange Wut zum langen Marsch*, Reinbek 1975.

Eric Ambler

»Es hat keinen Autor von einer derartig genauen politischen Urteilsfähigkeit wie Ambler gegeben. Es hat keinen Autor gegeben, der ähnlich fähig gewesen wäre, seine politische Urteilsfähigkeit in Story, in erzählten Fortgang zu verwandeln. Ich halte Ambler für einen der bedeutendsten lebenden Autoren überhaupt.«
Helmut Heißenbüttel

Doktor Frigo oder Wie man in Südamerika Revolution macht

Topkapi oder Vom kleinen Gauner unter großen Gangstern

Schmutzige Geschichte oder Die schmutzigen Kriege der Multis in Afrika

Waffenschmuggel oder Verzwickte Fronten in Fernost

Das Intercom-Komplott oder Die Macht der Geheimdienste

Die Maske des Dimitrios oder Von griechisch-türkischer Nachbarschaft. detebe 75/I

Der Fall Deltschev oder Der Fall des Stalinismus. detebe 75/II

Eine Art von Zorn oder Praktiken eines Nachrichtenmagazins. detebe 75/III

Schirmers Erbschaft oder Vom Alten Fritz bis zur Befreiung des Balkans. detebe 75/IV

Die Angst reist mit oder Ein Techniker in der Mühle der Macht. detebe 75/V

Der Levantiner oder Ein Unternehmer im israelisch-arabischen Konflikt. detebe 75/VI

Über Eric Ambler:
Helmut Heißenbüttel, Eric Ambler oder Die kühle Kunst des Killens. In: »Das Tintenfaß Nr. 25«. detebe 100

Diogenes

neu '75

Allgemeines Buchprogramm

Wolf Linder, Ulrich Maurer, Hubert Resch
Erzwungene Mobilität
Alternativen zur Raumordnung, Stadtentwicklung und Verkehrspolitik.
168 Seiten, kartoniert 15,– DM

Systemwandel und Demokratisierung
Festschrift für Ossip K. Flechtheim
Herausgegeben von Christian Fenner und Bernhard Blanke
464 Seiten, kartoniert 19,80 DM

Demokratischer Sozialismus in Theorie und Praxis

Horst Heimann
Theoriediskussion in der SPD
Ergebnisse und Perspektiven
308 Seiten · kart. 19,80 DM

basis studienausgaben

Arthur Rosenberg
Geschichte des Bolschewismus
Mit einer Einleitung von Ossip K. Flechtheim
268 Seiten, kartoniert 12,– DM

Studien zur Gesellschaftstheorie

Wolfgang Abendroth
Arbeiterklasse, Staat und Verfassung
Materialien zur Verfassungsgeschichte und Verfassungstheorie der Bundesrepublik
Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Perels
304 Seiten, kartoniert 22,– DM

Europäische Verlagsanstalt
5000 Köln 21
Postfach 21 01 40

EVA

Dietmar Schmied
Die Anstrengung

Ich war vierundzwanzig, das war '58, als ich nicht nur beschloß, in die Industrie zu gehen, sondern auch, es dort spätestens mit dreißig, zu etwas zu bringen. Andernfalls wollte ich Schluß machen mit allem, würde ich nicht spätestens mit dreißig Vorstand sein in einer mittleren Aktiengesellschaft. Noch studierte ich, es war das letzte von fünf oder sechs Fächern, die ich nacheinander ausprobiert und wieder verworfen hatte. Stark weltanschaulich geprägte Fächer, die für mich alle mehr oder weniger Opfer ihres überhöhten Selbstanspruchs geworden waren. Jetzt studierte ich Betriebswirtschaft, ein Fach, in dem ich gar nicht mehr offiziell würde abschließen können, weil ich mit jenen anderen Disziplinen so viel Zeit verbraucht, wenn auch nicht verloren hatte, daß nun nur noch ein Abschluß in Soziologie, Philosophie und Germanistik in Frage kam. Berufsziel Betriebswirt, Kaufmann also. Angefangen hatte ich nämlich als Theologe.
Zunächst mußte ich allerdings promoviert werden, was insofern schwierig war, als ich mir – noch zu Zeiten geistiger Ambitioniertheit – einen Professor als Lehrer erkoren hatte, der mir nach dem ersten, binnen weniger Monate zu Papier gebrachten Dissertationsentwurf erklärte, bei ihm könne man entweder promovieren, daß es seine Art hätte (ich glaube, so drückte er sich aus), und dafür rechne er mit einer Dauer von vier Jahren, oder aber gar nicht. Ohne Abschluß in die Industrie zu gehen, schien mir jedoch nicht ratsam. Ebensowenig wie schnell nach einem Brotberuf Ausschau zu halten, und dann abends, an Wochenenden und in Urlauben meine Dissertation zu schreiben. Es kam also nur infrage, nach einem neuen Doktorvater Ausschau zu halten, nachdem mir der alte durch Ablehnung eines weiteren Entwurfs den Mut, es bei ihm unterhalb der Vierjahresschwelle schaffen zu können, genommen hatte. In meinen zwei bis drei Dissertationsentwürfen hatte sich im übrigen ein ums andere Mal stärker die Tendenz hin zu Faktizitäten oder doch Positivismen abgezeichnet, worin sich meine fast ausschließliche Beschäftigung mit Betriebswirtschaft widerspiegelte, so daß schließlich aus dem »Begriff des Neuen als Grenzwert« etc. die »Organisation betrieblicher Forschung und Entwicklung in der privaten Industrie Deutschlands, der USA und Großbritanniens« wurde und ohnehin nur ein mehr betriebswirtschaftlich-praktisch interessierter Doktorvater in Frage kam. Ich sandte meine inzwischen noch einmal

überarbeitete These an drei Professoren, fand einen, den das Thema interessierte, bekannte unter aufrichtigen Entschuldigungen, daß es mir aus wirtschaftlichen Gründen auf einen schnellen Abschluß ankam, wobei ich gerne die schlechteste, gerade noch für einen erfolgreichen Abschluß zulässige Note in Kauf nehmen würde, und ward promoviert.
Die Zeit der enormen Frustration als Doktorarbeiter war um, was ich, je länger es gedauert, desto weniger für realisierbar gehalten hatte. Über dem ganzen Stau meines Betätigungsdranges während der am Ende schließlich doch nur knapp zwei Jahre hatte ich fast vergessen, was ich eigentlich in der Industrie wollte. Ich hatte es als Kind und Heranwachsender, wie man so schön sagt, nicht leicht gehabt. Anders kann man sich wohl auch die ganze Hektik beim Studienabschluß nicht erklären. Aufgetaucht aus dem Wrasen der Religion und den feinen Nebeln der Wiesengrundschule war ich nun aber zu Taten entschlossen, wie andere zum Bombenlegen. Nur in der Wirtschaft, so sah ich das, konnten theoretische Leitsätze sich entweder bewähren oder scheitern und fortentwickelt werden. Dabei hatte ich von ihr trotz meines Studiums doch wohl ebenso unklare, jedenfalls aber dramatische Vorstellungen wie die meisten anderen auch, etwa, daß es dort von Bossen und Bonzen nur so wimmele, daß kalt oder bestenfalls kaltlächelnd Entscheidungen von ungeheurer Tragweite für Millionen – Menschen oder Deutsche Mark oder Dollar – getroffen werden, kurz, daß das Ganze mehr oder weniger ein Schalthebel-der-Macht-Salat sei. Mich faszinierten natürlich die Schlagworte, aber in dem Zusammenhang, daß ich ja ausziehen wollte, die Wirklichkeit zu erforschen, und da würde man sehen. Zunächst war festzustellen, daß der Studienabschluß natürlich nicht der Schlüssel zu irgend etwas war, so ohne weiteres. Eine Position mußte gefunden werden.
Aus Gesprächen mit Endsemestern hatte ich mir gemerkt, daß es hundert bis zweihundert Mark mehr Gehalt im Monat bringen kann, wenn man selbst inseriert – für hundert bis zweihundert Mark –, statt auf die großen Stellenangebote der Firmen hin sich zu bewerben. Natürlich inserierte ich, einmal und auch zweimal – zweimal, weil ich erst lernen mußte, welche der großen überregionalen Zeitungen für meine Zwecke die geeignetste war – und erhielt Zuschriften. Die ersten Interessenten verdarb ich mir durch zu hohe Gehaltsforderungen. Bald pendelte ich mich aber auf ein realistisches Maß herunter, um schließlich – durch hilfreichen Hinweis eines ehemaligen Lehrers, ganz ohne Zutun von Annoncen – bei einem großen Konzern des Ruhrgebiets abzuschließen mit zweihundert Mark weniger – während der dreimonatigen Probezeit zumindest –, als ich mir im Stillen vorgenommen hatte.
Ich war Vorstandsassistent geworden, saß in einem schicken Zimmer und hatte – als die Vorzimmerdamen meines Chefs es allmählich ablehnten, für

einen so winzigen Wichtigtuer wie mich die natürlicherweise zunehmende Korrespondenz mitzubetreuen – eine Sekretärin, besser eine Schreibkraft, die ich mir mit anderen teilen mußte. Trotzdem diktierte ich, Geschäftsbriefe und, wenn es dazu beim besten Willen keinen Anlaß mehr gab, auch Feuilletonistisches, Essayistisches, wollte ich doch ein geistig regsamer, sozusagen ein intellektueller Mann der Wirtschaft sein. Man sieht daraus nur, daß ich nicht ausgelastet war. Ich war an eine Stabsstelle geraten, bei der man selbstverständlich über niemanden nichts zu sagen hat, sondern gewissermaßen nur gehoben schlaumeierische Sekretärinnenarbeit verrichtet, wie Statistiken auswerten und selber anfertigen, Briefe und allenfalls einmal unwichtige Vertragstexte für den Chef ausarbeiten usw. Immerhin glaubt man, einiges von der Atmosphäre von Entscheidungszentren mitbekommen zu haben, wenn man hier war. Manchen liegt eine solche Tätigkeit auch und sie verstehen es, sie allmählich, eben mit Geduld, auszubauen und auf diesem langsamen Wege zu wachsen. Vorstandsassistentenposten können Sprungbretter sein. Sie sind es zum Teil wirklich. Aber Geduld muß man mitbringen und genau das Können oder vielleicht mehr die besondere Eigenschaft, sich in einer Welt hochgradiger Abstraktion wohlzufühlen und zu behaupten. Mein Vorgänger auf diesem Posten ist übrigens später ein bekannter Hauptversammlungsschreck geworden, mein Nachfolger Staatssekretär in einem Bonner Ministerium.

Nach einem Jahr hatte ich genug und fühlte mich bereits wieder an die Frustration aus Doktorarbeitszeiten erinnert. Ich kündigte noch nicht und begann zu suchen. Mir schwebte eine wirklich leitende Tätigkeit vor, die ich infolge meines Alters und meiner Berufserfahrung bestenfalls in einem kleinen Unternehmen finden könnte. Ich sagte mir: Es muß in Deutschland *einen* geben, der dich zum Direktor macht, und so lange, bis du ihn findest, inserierst du eben. Ich war schließlich sechsundzwanzig, und bis dreißig wurde die Zeit immer knapper. Kurz nach dem dritten, unverschämt angeberischen Selbstinserat unter Chiffre, einigen unwesentlichen Zuschriften darauf und ein oder zwei mißmutig von mir abgegebenen Bewerbungen erschien eines Abends in meinem Appartement in dieser Ruhrgebietsstadt – der Kosten wegen mit Campingmöbeln und einem allerdings vollfunktionstüchtigen »Iisschrank met Klömpkes« ausgestattet (mein Studententraum vom Wirtschaftswunder) – ein weißhaariger, braungebrannter älterer Herr, sagte, er habe meine Bewerbung erhalten und wolle sich mit mir einmal über eine Stelle unterhalten, die er zu vergeben habe. Unangemeldet sei er deshalb gekommen, weil er mich, ohne daß ich mir besondere Umstände machen sollte – und auch könnte –, so kennen lernen wollte, ›wie ich sei‹. Bei mir sah es geradezu grauenhaft aus. Einen normalen Stuhl konnte ich ihm nicht anbieten. Meine Anregung, in einem nahegelegenen Restaurant zu verhandeln, griff er nicht auf. Keine Gardinen, dafür heruntergelassene

Jalousien, bei einer kümmerlichen Stehlampe. Umherlagen und -hingen (außer den Möbeln) Malversuche und Zeitungsausschnitte, die ich stockend als meine kreativen Hobbies darzustellen suchte. Schlimm das alles. Und er hatte eine Stelle zu vergeben und zwar als Direktor in einer kleinen Werbeagentur, 12 Angestellte. Wie hätte ich es unter anderen, normalen Umständen verstanden, mich darzustellen, mich zu verkaufen! Aber hier, was oder wen sollte ich hier wohl verkaufen? Ich hatte und war ja einfach nichts. Doch, ich konnte reden, dartun, wie meine ganze Ausbildung plus kurze aber intensive Berufserfahrung plus Hobbies mich geradezu für den Posten eines Direktors einer mittleren – ich sagte mittleren – Werbeagentur prädestinierte. Aber war das alles nicht ein bißchen durchscheinend? Nun, ich betonte auch, was ich mit meinen jungen Jahren alles noch nicht könne, wo mir Lücken aus diesem oder jenem Anlaß während meiner kurzen Berufstätigkeit deutlich bewußt geworden seien. Was verkaufte ich also? Meinen guten Willen, meinen geradezu unbändigen Ehrgeiz.

Der Mann hatte einen Sohn, der nicht recht einschlug, Muttersöhnchen, Playboy, Porschefahrer, mehrmals bei Verkehrsunfällen knapp dem Tode entronnen. Ich war anders, kleinbürgerlich, insofern seriöser. Ich erhielt die Stelle. Irgendwie entwickelte er mir gegenüber wohl abgeleitete Vatergefühle, aber auch eine gehörige Leistungserwartung. So dialektisch war Wirtschaft. Geben und Nehmen. Sich verkaufen und sich verkauft haben. Bei meinen ersten Versuchen, zu Einschaltungs- und Gestaltungsaufträgen zu kommen – war das eigentlich Aufgabe eines Direktors? – wurde mir bald klar, was man von mir so alles erwartete. Ich konnte das nicht, wollte das nicht können und hatte das doch auch wohl nie zu können vorgegeben. Und hatte ich hier überhaupt ein eigenes schickes Zimmer? Ich saß im Fernschreibraum. Hatte ich Untergebene, die zu dirigieren mir oblag? Hatte das Unternehmen einen Kundenstamm, den man durch Pflege und verbesserte Leistung allmählich vergrößern konnte, im Teamwork, mit ein paar Mitarbeitern, ausführenden Organen, versteht sich? War es etwa das Mißverständnis, daß man hier praktisch Neuland beackern wollte, das dem Eigentümer und seiner mitarbeitenden Ehefrau mit über vierzig Jahren Berufserfahrung besser als bisher zu beackern nicht gelungen war? Man lebte doch praktisch von zwei Kunden, die Bruchteile ihrer Riesen-Werbe-Etats an die kleine Firma vergaben. Eine Freundschaftsgeste, wie auch immer motiviert, von seiten der vergebenden Stellen. War diese Firma überhaupt ein Unternehmen? Wir trennten uns in gutem Einvernehmen. Giftig.

Erst später lernte ich, daß derartige unternehmerische Wirklichkeit gesellschaftlich womöglich noch um einiges relevanter ist als die der Großkonzerne: der unscheinbare graue Alltag des wirtschaftlichen Verkehrs; die Masse der Marktteilnehmer, Zulieferanten, Lohnfertiger, Handwerker,

Vermittler, Vertreter, Makler, Freiberufler. Der VW-Konzern z. B. hat weit über zehntausend solcher Zulieferanten von Waren und Leistungen und inseriert patzig: »Wir möchten nicht unsere Zulieferanten sein.« Wirklich nicht. Ich auch nicht. Diese Wirtschaft ist eine riesige Symbiose, wie es die Biologen meinen, wenn sie etwa Meeresgegenden und ihre Bewohner und ihren gegenseitigen Austausch mit all seinen appetitlichen und unappetitlichen Begleiterscheinungen beschreiben. Der eine lebt vom anderen, und das nennt man Markt. Aus der gehabten Symbiose jedoch wollte ich schleunigst in eine andere.

Mein Dickkopf, es in einer bestimmten kurzen Zeit schaffen zu wollen, schien meinem Ehrgeiz eher eine Verzögerung eingehandelt zu haben. Ich reihte mich ein und schrieb auf Stellenangebote. Ich muß ziemlich pessimistisch, eben überzeugt gewesen sein, daß man ohne eine gewisse Gewaltsamkeit in dieser Wirtschaft nichts wird, denn ich erinnere mich meiner voll Skepsis herausgesandten Bewerbungen und auch meiner großen Überraschung, eines Tages eine Einladung zu erhalten. Ich fuhr hin, man verhandelte nicht eigentlich, kam nur darauf zurück, daß ich zuvor bei einem bedeutenden Konzern Vorstandsassistent gewesen – der Konzern setzte drei Milliarden, dieser Betrieb dreißig Millionen Mark jährlich um –, daß ich promoviert und für die Position bei meiner Gehaltsforderung nicht billig sei. Ich war engagiert, so ich nicht anderweits mich bereits gebunden hätte. Ich hatte nicht. Ich war. Eine richtig wohltuende Sensation. Man hatte meine Bewerbung aus insgesamt 40 ausgewählt, mit keinem anderen vor mir verhandelt und die Entscheidung praktisch aufgrund meiner persönlichen Vorstellung sofort getroffen. Ich durfte mir darauf etwas einbilden. Ein finanzieller Erfolg ebenfalls. Ich verdiente nun 80% mehr als vor gut eineinhalb Jahren. Dieser zweite Stellenwechsel, hinein in die dritte Stelle, verbunden mit der Möglichkeit, auf zwei frühere gute Positionen zu verweisen – die eine assistierend in einem großen Haus, die andere leitend in einem kleinen –, hatte mich wiederum ein Stück nach vorn gebracht.

Doch eben über dies »nach vorn« könnte man streiten. Was war ich geworden? Wiederum Vorstandsassistent. Diesmal allerdings in einem wesentlich kleineren Unternehmen, einem typischen Mittelbetrieb. Meß- und Regeltechnik. Allerdings auch: mehr Geld. Und, wie sich mit allmählich anlaufender Tätigkeit – Einarbeitungszeiten sind widerwärtig, ein blinder Tolpatsch tastet man nach Dingen, Griffen und begreift sehr allmählich . . .: etwas – zeigen sollte: Ich war meiner »Front« ein wenig näher gekommen, hatte zwar auch viel Stabsarbeit wie zuvor im Ruhrgebiet, aber diesmal aktueller, direkter bezogen aufs Betriebsgeschehen. Der Wortlaut der Verkaufs- und Lieferbedingungen mußte überprüft und Erfahrungen, die man mit der bisherigen Fassung gemacht hatte, mußten dabei berücksichtigt werden. Haftungsinanspruchnahme bei angeblich schadhaft gelieferten

Produkten, Mißachtung des Eigentumvorbehalts an gelieferten, aber vom Kunden noch nicht bezahlten Produkten waren immer neuralgische Punkte und wurden von Zeit zu Zeit neu formuliert. Klarheit und Praxisnähe, aber auch juristischer Selbstschutz »für alle Fälle« (in dubio pro domo) waren wohl die wichtigsten Leitlinien. Darüberhinaus genoß ich besonders, in die Vorbereitung zur Gründung einer französischen Tochterfirma – ich war ja Assistent des Vorstandsmitgliedes für Vertrieb In- und Ausland – eingeschaltet zu werden. Partner auf französischer Seite war die bisherige Vertretungsfirma, deren Inhaber Minderheitsgesellschafter und angestellter Président Directeur Général der neuen Firma wurde. Allerdings: Die Verträge lagen vor, und außer gelegentlichen Auslegungsschwierigkeiten war da nichts zu besorgen. Auch mit einer Frankreichreise, wie sie dem für die Vorbereitung zur Gründung der Auslandstochter zuständigen Herrn sehr wohl zu Gesicht gestanden hätte, war es nichts. Das war Sache eines Exportleiters. Der war zwar mein gleichrangiger Kollege und demselben Vertriebsvorstand unterstellt, aber er war Linie, d. h. er hatte zu sagen, zumindest nach unten hin. Ich war Stab, d. h. nach allen Seiten nur beratend tätig. Was für mich blieb, war mehr die Vorausplanung der Bürokratie für die neue Gesellschaft: vom Briefbogen, wie er nach französischem Recht vorgeschrieben war – wobei mich aber wiederum die Leute unseres Président Directeur Général und der Leiter der eigenen Übersetzungsabteilung »berieten« –, bis zu den Formularen für die Auftragsabwicklung, die mit unseren Formularen, aber auch mit unserem Durchschreibesystem, übereinzustimmen hatten. Es gab Auseinandersetzungen mit dem Drucker, vielmehr dem Inhaber der Druckerei selbst, einem Freund unseres Vorstandsvorsitzenden, einem jovialen freundlich-verbindlichen älteren Herrn aus vermögender Kleinunternehmerschicht – er fuhr den neuesten Mercedes 220 SE damals mit einem besonders kitzligen Regler, den wir an Daimler geliefert hatten. Dieser nette ältere Herr brachte gelegentlich Druckkorrekturen, die ich angeblich so in Auftrag gegeben hätte und die jetzt nicht paßten und stimmten. Recht hatte entweder er oder ich, denn Neukorrekturen kosten Geld. Ich hatte wohl versäumt, meine Wünsche schriftlich festzuhalten. Das ganze eilte schließlich. Die Bedeutung von Schriftlichkeit hatte ich an der Universität zu lernen versäumt. Nun, die Formulare wurden irgendwie fertig, die Frankreich-Tochter begann zu arbeiten. Doch war mir inzwischen die Freude an der neuen Stelle abhanden gekommen. Ein anfänglicher regelrechter Veränderungsrausch war in Alltag übergegangen, in dem ich mich nun hätte langsam bewähren sollen. Für einen Vertriebsmann, der ja eines Tages in der Linie aufsteigen wollte, bedeutete Bewährung: allmählich immer bessere Kenntnis der Produkte und ihrer Anwendungsbereiche, von Vertriebswegen und Vertretern und Händlern und Konkurrenten. Das heißt: im Alltag Konzentration auf

den Alltag. Ich kann nur sagen, ich schaffte es nicht, und es reizte mich auch nicht.
Und um nicht offen unnütz herumzusitzen – und dabei doch recht viel Geld zu kosten –, produzierte ich . . .: Verbesserungsvorschläge, d. h. ohne nur in langen Jahren mühsam zu erwerbende Kenntnis des Alltags betrieb ich ebenso ungebeten wie unqualifiziert dessen verbesserte Zukunft. Mein Chef, ein Mann der Praxis und ohne akademische Weihen vom Lehrling in knapp 40 Jahren zum Vorstand-Vertrieb avanciert, übte vornehme Zurückhaltung angesichts meiner sich sozusagen häufenden Verbesserungen. Dabei spielte wohl nachträglich eine gewisse Rolle, daß sein Vorstandsvorsitzender, selbst Akademiker, die Auswahl eines Akademiker-Assistenten für seinen ihm wohl allzu praxisbezogenen Vertriebs-Vorstand nicht unmaßgeblich beeinflußt hatte. War mir doch bei meinem Einstellungsgespräch gerade vom Vorstands-Vorsitzenden stolz erklärt worden, ich sei nunmehr der dritte Doktor auf der mittleren Führungsebene des Unternehmens. Das sollte dem Zug zur Verwissenschaftlichung des Managements, damals, Anfang der sechziger Jahre vieldiskutiert, Rechnung tragen. Nun, einige Jahre danach sagte mir der quasi bedeutendste von uns drei Doktoren, inzwischen rangniedriger bei einer anderen Firma, damals aber in der vollen Blüte seiner Hoffnungen auf einen dermaleinstigen Platz im Vorstand: Wir haben alle nicht so recht gewußt, wozu Sie da waren und was Sie eigentlich taten. Ich wußte es auch nicht und mußte mir mittlerweile – nach dem dritten Anlauf, wenn auch insgesamt nicht mehr als zweieinhalb Berufsjahren – zerknirscht eingestehen, wenn ich der kommende große Industriekapitän war, so hatte ich eine solche Befähigung vor mir und vor anderen relativ gut verborgen gehalten. Dennoch keine Ungeduld von seiten meines Vorstandes. Gelegentlich Kritik und korrigierende Hinweise. Es war klar, daß man mir nicht kündigen würde (ich selbst hätte mich achtkantig rausgeschmissen). Richtig ungeduldig wurde nur ich. Selten in meiner früheren oder späteren Berufszeit war ich mir meiner eigenen Deplaziertheit so bewußt. Ein gut Teil Ressentiment gegen die Oberschicht, der ich nun qua Akademikertum selber sozusagen angehörte, wurde da virulent und kehrte sich gegen mich selbst. Denn in diesem Wettstreit stand ich mitnichten auf »meiner« Seite. Ich war bei den Praktikern, zu denen ich wiederum nicht gehörte. Schwer, das verständlich wiederzugeben.
An meinen Fähigkeiten also verzweifelnd und fast schon zur Aufgabe aller industriellen Ambitionen entschlossen, spürte ich eine Hartnäckigkeit, einen Rest von Widerstand in mir: Gegen meine eigene Überzeugung gab ich nicht auf, sondern schrieb zwei Briefe. Es gab damals – wie natürlich auch heute noch – zwei große Konzerne in Deutschland, die es mir aufgrund von Publikationen in der Wirtschaftspresse und in Wirtschaftswundergeschichtsbüchern, wie von Pritzkoleit, ganz besonders angetan

hatten. Ich schrieb den beiden Konzernverwaltungen mit Darstellung meiner Ausbildung und bisherigen Praxis sowie dem Hinweis auf meine durchaus ungekündigte Position (als Gekündigter zu wechseln ist schwieriger), vergaß nicht, mein Interesse, gerade bei ihnen zu arbeiten, deutlich anklingen zu lassen – aber dabei auch nicht zu dick aufzutragen –, und erhielt zu meiner nicht geringen Verblüffung auch genau zwei Einladungen zu Gesprächen. Im Vergleich zu den Skrupeln, die in mir überwunden werden mußten, bevor die beiden Briefchen zur Post gegangen waren, kamen die beiden Antwortschreiben erstaunlich leichtfüßig des Wegs. Ich solle doch mal vorbeischauen, was ich natürlich schnell tat. Es waren auch keine Einstellungsgespräche, eher Sondierungsgespräche, in welche Richtung meine Interessen – und natürlich meine Fähigkeiten und Erfahrungen – denn wohl gingen.

Aus dem einen Gespräch ist mir in Erinnerung, daß drei Firmen genannt wurden: Ein Versandhaus, an dem man minderheitlich, sowie ein Stahlhandelsunternehmen und ein Apparatebauer, an denen man beherrschend beteiligt war. Obwohl ich bei diesem Gespräch wohl das erste – und ich möchte fast sagen, das einzige – Mal das Gefühl hatte, mich in den Vorhöfen wirtschaftlicher Macht zu befinden, zögerte ich – wohl etwas unhöflich – keinen Augenblick, eine Tätigkeit bei den beiden Handelsfirmen auszuschließen. Für mich kam in Frage: die Montan-Industrie – das feinste – und, wenn das nicht ging, der Maschinenbau, dem ich den verfahrenstechnisch hochwertigen Apparatebau an die Seite stellte. Ein Termin beim Apparatebauer – seinerseits ein nicht gerade kleiner Konzern für sich – wurde für mich arrangiert. Der stellvertretende Vorsitzende des Vorstands empfing mich zu einem Gespräch, freundlich, sehr umgänglich, angesichts meiner Geringfügigkeit, versprach, sich wieder zu melden, bat einen Herrn aus seiner Umgebung, mit mir zum Essen zu gehen. Sicherlich erfuhr man im Anschluß an unsere Begegnung, daß hinter mir nicht gerade die geballte Kraft der Zentrale stand, und sicherlich sah man auch in meiner doch recht kurzen praktischen Industrieerfahrung, eigentlich noch nicht einmal auf mittlerer Ebene, keinen Grund, mir nun eine besonders leitende Position anzubieten – daß ich genau das anstrebte, war meinen Äußerungen bei der Vorstellung vermutlich zu entnehmen gewesen –, kurz, eine Verbindung kam nicht zustande.

Blieb noch mein zweites Eisen im Feuer. Hier schien ich nun geradezu im Schweinsgalopp zu reüssieren. Empfangen wurde ich vom obersten Personalchef des Konzerns. Der schickte mich nach einem netten Gespräch mit betriebswirtschaftlicher Fachsimpelei weiter an einen für eine Reihe kleinerer Beteiligungen zuständigen Direktor, der schon lange für eine winzige Tochtergesellschaft – acht Angestellte – einen Geschäftsführer suchte, den er nicht fand, wahrscheinlich, weil er zuviel »gestandenen Mann« suchte

und zu wenig »Position« bot, und der fand mich nach ein oder zwei prüfenden Gesprächen wohl einigermaßen in Ordnung. Eine gewisse Sympathie, die sich zuweilen zwischen älterer und jüngerer Generation ergibt, war sicherlich mit im Spiel, denn meine sachliche Qualifikation war eher lausig. Er sprach, wie er mir sagte, mit zwei zuständigen Herren vom Vorstand und erklärte die Sache für perfekt. Zu einem bestimmten Termin, etwa eineinhalb Monate später, sollte ich auch den beiden Herren vorgestellt werden und den Vertrag unterschreiben. Jetzt kündigte ich meinen alten Vertrag, erhielt ein wohlwollendes Zeugnis, in dem u. a. stand, daß meine Geistesgaben sicherlich im Rahmen eines größeren Konzerns noch besser zur Anwendung kommen würden (das saß, und recht so!), und fuhr in den Urlaub nach Mallorca, wo ich Gesprächspartnern gelegentlich ganz furchtbar beiläufig von meiner neuen Position als Geschäftsführer zu berichten wußte. Ich hatte es jedenfalls geschafft.

Der Meinung war ich bis zu meinem Vorstellungstermin nach Ablauf des Urlaubs, in dessen Verlauf einer der Vorstände, aus einer wichtigen Konferenz kommend, einige Fragen zur Qualifikation an mich richtete, dann meinen Direktor, der auch nicht gerade an Wuchs gewann in dieser Umgebung, mit einem Blick des Erstaunens musterte – dieses Erstaunen war übrigens so gewaltig nicht, es langte gerade, jemanden ungespitzt in den Boden zu rammen –, um, halbhöflich zu mir gewandt, etwas von einem Mißverständnis zu murmeln, nicht etwa entschuldigend, aber sozusagen befreiend definitiv. Ein gewisser Nachurlaub war mir sicher. Schlimm, was mir da widerfuhr. Aber die Verantwortung trug nicht mein kühl-sachlicher Vorstand. Ich hatte meinen alten Vertrag gekündigt, ohne einen rechtsgültigen neuen zu haben, und das tut keiner, der in die Praxis strebt, ungestraft. Insgesamt drei Monate waren angefüllt mit dem Studium der *Frankfurter Allgemeinen* an Samstagen und dem Schreiben von Bewerbungen, mit Freizeit, die keine war, und schließlich mit dem Versuch – in alleräußerster Verzweiflung –, die Fäden zu meiner alten Firma, die ja nicht im Bösen gekappt worden waren, wieder anzuknüpfen, was gelang. Mit zweihundert Mark Gehaltsminderung und unter vorauszusehenden freundlich-hämischen Blicken, beispielsweise am Mittagstisch der Leitenden Angestellten, erwartete man mich zurück, jetzt für Aufbau und Leitung einer Revisionsabteilung, die es noch nicht gab und für die ich – siehe meine Erfahrungen mit schriftlichen Belegen – wohl auch kaum der richtige Mann war. Es gab nur ein Argument für eine Unterschrift unter diesen Vertrag: Meine finanzielle Situation. Schon mein Studium war eigentlich über die Verhältnisse meiner Eltern gegangen. Und obwohl ich zunehmend mehr verdiente, hatte ich auch einen natürlich mitwachsenden Verbrauch. Dazu gehörte der Aufwand für einen Mittelklassewagen, der nicht vollständig bezahlt war. Schlimm. Und dumm, das ganze. Ich besaß höchstens ein Monatsgehalt an

Erspartem. Sicher hatte ich mit meinen Beiträgen auch die Arbeitslosenversicherung bezahlt, aber nicht eine Sekunde dachte ich ernsthaft an so was. So schwitzte ich Blut und Wasser.
Aber die Stelle mußte ich nicht antreten. Unter neuen Qualen der Peinlichkeit wurde diesmal ich wortbrüchig. Ich bekam eine Position, wohl die erste in meinem Leben, die diesen Namen verdiente, und wurde: wiederum Vorstandsassistent. In einem Teilbereich jenes Konzerns, dem mein zweiter Bewerbungsbrief gegolten hatte, und in dem ich im Schweinsgalopp fast Geschäftsführer geworden wäre. Der oberste Personalchef hatte meine Bewerbungsunterlagen an eine andere Stelle, auf eine andere Personalanforderung hin, weitergeleitet, und die ließen mich kommen. Das Werk, ein mittlerer Konzern im Konzern, lag in Süddeutschland, und nach Ruhrgebiet und Rheinland und Rhein/Main lernte ich außer der ersten voll befriedigenden Aufgabe ein Lebensgefühl kennen, das seither nicht aufgehört hat, mich gehörig zu faszinieren. In Süddeutschland, zwischen Stuttgart und Straßburg, Konstanz und Basel zu leben, ist für mich heute noch immer weit und breit das Schönste, obwohl ich auch diese Gegend eines Tages schnöde verlassen sollte, wegen einer neuen, besseren »Position«, wie ich es vorher und nachher immer wieder gehalten habe. Das Wichtigste, das einzig Wesentliche war die wirkliche oder eingebildete Aufgabe, keinesfalls Land oder Leute. Das hat sich heute – mit vierzig – bereits geändert, und mit sechzig wird dieser Rigorismus wohl vollends in sein Gegenteil umgeschlagen sein, wenn es dann noch etwas umzuschlagen gibt.
Ich entsinne mich da der Worte im Sekretariat meines neuen Chefs, während der ersten Tage, daß ich eigentlich nicht erwartete, nach den drei bezahlten Untätigkeiten in dieser Position nun sonderlich aktiv werden und mich bewähren zu können. Die Hoffnung auf Stellen, randvoll mit Arbeit, hätte ich eigentlich – leider – längst aufgegeben. Die Vorzimmerdamen lächelten fein. Alle übrige Erinnerung ist Erinnerung an Arbeit, Fortkommen, Siege und wenig Niederlagen.
Zunächst war der Vorstandsassistent hier zuständig für die stabsmäßige Koordination von mehreren Verkaufsabteilungen und Verkaufsabteilungsleitern. Obwohl es sich um durchaus verschiedene Produktgruppen des Maschinen- und Apparatebaus handelte, galt es doch im Grundsätzlichen bei Verträgen mit Vertretern, Händlern und Großkunden in Fragen von Rabatten und Zahlungsbedingungen, bei Gegengeschäften mit devisenschwachen Ländern, aber auch in internen Verwaltungsfragen, beispielsweise der Gehaltspolitik, eine gewisse einheitliche Linie zu wahren, d. h. mehr oder weniger täglich neu zu erarbeiten, in Frage zu stellen, durchzusetzen. Das war kein Kleines. Mein Vorgänger in dieser Position, ein gestandener Mann, der gerade jetzt die Geschäftsführung einer großen Tochter übernahm, hatte es verstanden, eine starke Position aufzubauen,

sich die Abteilungsleiter nicht nur in Grundsatzfragen, sondern auch bei fast jedem anderen Auskunfts- und Informationsbedarf botmäßig zu machen. Fragen wurden an diese meine Zentrale gerichtet und, wenn sie es einmal wirklich nicht wußte, von dieser extern geklärt und dann nach innen beantwortet. Auch Verbesserungsvorschläge waren hier etwas anderes. Sie ergaben sich aus der täglich zu bewältigenden Koordinations- und Kontrolltätigkeit wie von selbst. Was in einer Abteilung vorbildlich organisiert oder entschieden worden war, ließ sich leicht modifiziert auf andere Abteilungen, bisweilen auch auf Abteilungen aus anderen Vorstandsbereichen übertragen. Meistens jedoch war es so, daß man, selbst aktiv mit der Mitlösung eines Problems in einer Abteilung beschäftigt, Erkenntnisse gewann oder zu überprüfen Gelegenheit hatte, die nachher auf andere Abteilungen übertragen wurden. Der immer gleiche, immer neue Verallgemeinerungs- und Vereinzelungsprozeß in Wechselwirkung. Problemlösungen waren mein Geschäft geworden. Insofern neige ich heute dazu, meine allerdings allzu abstrakten Verbesserungsvorschläge im vorigen Unternehmen, zumindest für mich selbst, nicht mehr ganz so pauschal zu verdammen.

Probleme zu entwirren, auf ihre meist ebenso personellen wie sachlichen Implikationen hin zu durchleuchten und schließlich mit Paukenschlag und Kinderchor als gelöst zu vermelden, das entwickelte sich zu einer gewissen Leidenschaft. Nun kam ich auch hier kaum mit den von uns hergestellten Produkten direkt in Berührung, was möglicherweise nicht zu meinen Interessen zählt, sondern behandelte mehr die Problematik von Problemlösungen für Produkte, etwas mehrfach Abgeleitetes, Abstraktes also. Wer sagte denn, daß ich mich in einer Welt hochgradiger Abstraktion nicht wohlzufühlen, zu behaupten vermochte? Wichtig genug zu sein, wichtige Fragen zwischen wichtigen Leuten lösen zu helfen, das machte Lust. Etwas auch Schauspielerisches war dabei. Den Reiz erhöhte, daß ich an Wirklichkeit wie an Kulissen herumschieben, daß ich Personen ohne ausgeleierte Rollen frisch bewegen und manchmal sogar schubsen konnte. Ebenso wie ich selber ohne vorherige Kenntnis von Stichworten »frisch« geschoben und geschubst wurde. Zum ersten Mal in meinem Berufsleben arbeitete ich ausreichend hart, vor strengsten Kritikern, an der Spitze dem Chef selbst und dann den Abteilungsleitern, die es in sich hatten.

Mein Chef, der alle diese Figuren tagtäglich zu bändigen hatte, schickte mich vor und zurück, verteidigte mich wohl auch, ohne daß ich es sonderlich merkte. Nur aus der Tatsache, daß ich über die ersten Steine, die bald herumzuliegen begannen, nicht stolperte, konnte man schließen, daß ich offenbar nicht ganz ohne Netz arbeitete. Da war mein engster Mitarbeiter – ich war in Personalunion Vorstandsassistent und Leiter der zentralen Exportabteilung mit fünfzehn Angestellten geworden –, der sich selbst

Hoffnungen auf meinen Posten gemacht hatte und der zumindest die Exportabwicklungsfragen: Versand, Versicherung, Kredite an Ausländer, Bankpapiere, Zollfragen, trockene und nasse Grenze, Versandart, zehnmal besser beherrschte als ich und sich nun anschickte, meine Schwachstellen zu massieren und so vielleicht doch nachträglich noch zu avancieren. Und ich sagte mir – junggeselliger Konsument von Wein und Kriminalromanen am Abend –, nach dem dritten Mal wird zurückgeschossen. Ich schoß nicht. Nach seinem »dritten Mal« stellte der Mann fest, daß seine Arbeit weniger wurde. Das meiste davon machte inzwischen ich, den Rest delegierte ich an weniger heimtückische Leute meiner Abteilung. Erst nach Monaten bekam ich überhaupt eine Ahnung, was der Mann so über seinen akademisch ahnungslosen Chef verbreitet hatte. Ein stiller Mann, der hetzt, ist etwas Furchtbares. Und erst als ich durch Arbeitsbeweis und nachgeholte Erfahrung ein wenig Vertrauen gefunden hatte, beichteten mir meine Sparringspartner aus den Abteilungen, wie mein Bild zunächst ohne der Parteien Gunst geschwankt hatte. Der Mann war schon ein schlimmer. Und ich war ein kluger. Wo hatte ich denn das gelernt? Ich vertraute auf die Nervosität, die in manchen Köpfen bei abnehmender und immer unwichtiger werdenden Arbeit entsteht. Kurze Zeit, und er hatte sein Pulver verschossen. Die Anspielung auf meine Ahnungslosigkeit hatte sich überlebt. Jetzt mußte er entweder massiver werden, eben eine Intrige von Format bauen, oder kuschen. Er tat weder das eine noch das andere. Er wurde ausfällig. Meinem Chef gegenüber verlangte er ultimativ, an meine Stelle gesetzt zu werden. In den Worten meines Chefs hörte sich das so an: Der ist komisch geworden, da habe ich ihn rausgeschmissen. Er arbeitete hinfort in unserer Tochtergesellschaft unter meinem Vorgänger, der die Ranküne gegen mich übrigens aktiv unterstützt hatte, aber in der neuen Umgebung bald selbst nicht mehr allzu viel von seinem Matador hielt. Da fortan die Zahl der Probleme wuchs, konnte nicht ausbleiben, daß ich weiterhin mit anderen zusammenrasselte, aber in Maßen.

In Nachfolge meines Vorgängers übernahm ich jetzt auch den Vorsitz im Exportleiterkreis auf Handelskammerebene, was meinem naturwüchsigen Hang zur Repräsentation sehr entgegenkam. Bald aber lernte ich das für meine Zukunft Wichtigste kennen, einen Geschäftstyp, den man das Anlagengeschäft nennt. Gemeint ist die Planung, Lieferung und Finanzierung ganzer Fabrikanlagen, meistens für das Ausland und da meist für die sogenannten Entwicklungsländer und den Ostblock. Für mich wurde dieses Anlagengeschäft bald die ganze Wirtschaft in einer Hand, so wie wir auch Waren und Leistungen, Maschinen, Management, Montage und Kredit im Paket, als *package deal*, offerierten. Schwer, die Faszination zu beschreiben, die von dieser Geschäftsart ausgeht. Es geht immer um Millionen, oft um »zig«. Immer um andere Länder, die man persönlich bereisen muß. Und

ganz bestimmt sind Mengen von Maschinen, Werkzeugen, Vorrichtungen, Apparaturen und Geräten verschiedener Unternehmen und manchmal Branchen unter einen Hut zu bringen, zusammen mit Banken, Verfahrens- oder Lizenzgebern, Bauingenieuren etc.

Angefangen hatte das damit, daß meine Dienststelle von den übrigen Vertriebsabteilungen gelegentlich als Papierkorb benutzt wurde. Kamen Anfragen, meistens aus dem Ausland, die sich ganz oder teilweise auf Produkte bezogen, die man nicht herstellte, so landete das fast immer auf meinem Schreibtisch. War keine der angefragten Maschinen etc. Bestandteil unseres Programms, dann konnten vielleicht andere Firmen unserer recht weit verzweigten Gruppe sie liefern. Fielen ein oder zwei der angefragten Produkte in unser Programm, der Rest der Anfrage aber nicht, so handelte es sich meist um besagten *package deal*. Den Kunden, wie gesagt meist in Entwicklungsländern und Osteuropa, interessierte nicht die Einzelmaschine – wie perfekt, preiswürdig etc. auch immer –, ihn interessierte das Ganze, nämlich alle für sein Investitionsvorhaben erforderlichen Maschinen aus einer Hand, inklusive fachgerechter Planung und Finanzierung. Da es nicht anging, solche stark variierenden Maschinenanforderungen durch eigene Produktion abzudecken oder stattdessen laufend neue Produktionen durch Firmenzukauf dem Konzern anzugliedern, war Kooperation das Gebot der Stunde. Kooperation mit anderen, in der Mehrzahl kleinen und mittelständischen Herstellern von Maschinen und sonstigen Gesamtanlagenbestandteilen, die man nicht selber herstellte, die vom Auslandskunden aber unbedingt zusammen mit den eigenen Produkten geordert wurden, das war mein Geschäft. War es wahr, daß man in dieser Wirtschaft nur nach oben kam, wenn man etwas Besonderes, gerade Aktuelles und Hochwichtiges, aber Schwieriges auf seine Fahne schrieb – wie wir es unter uns Leitenden Angestellten in Kantinengesprächen oder bei Privatgesprächen, die auch immer wieder auf die Firma hinausliefen, oft feststellten –, so mußte diese Gelegenheit hier beim Schopfe gepackt werden.

Ich begann das Anlagengeschäft zu betreiben. Denn, das bezweifelte keiner, es war eine Notwendigkeit geworden. Besonders im Maschinen- und Apparatebau taten sich überall Planungsfirmen auf. Allen voran bei den großen Konzernen und den Hamburger und Bremer Exporteuren. Der Kunde aus weniger entwickelten Ländern, aber auch der Kunde aus Staatshandelsländern, der damit u. a. seine Planungsverantwortung absicherte, begann die schlüsselfertige Gesamtleistung für sein Investitionsprojekt zu verlangen. Für die Geschäftsbeziehungen im Inland unter den Kooperationspartnern bedeutete das: Federführer mußte man sein.

Da in Deutschland und Europa fast alle Maschinenerzeugnisse mehrfach und etwa gleichwertig von zwischen fünf und fünfzig (!) Herstellern, Konkurrenten also, angeboten werden, verstand es sich, daß der Federfüh-

rer, der Auswahl und Zusammensetzung der Maschinen und sonstigen Bestandteile eines Projekts bestimmte, den dominierenden Einfluß ausübte. Er war es, der gelassen verkünden konnte, bei mehreren gleichwertigen Erzeugnissen entscheidet der Preis – was übrigens auch nur bedingt richtig ist –, und der die entsprechend harten Preisverhandlungen führte, d. h. entschied. Er auch machte den Gesamtpreis, d. h. die Kalkulation, in der sein Gewinn, aber auch Rückstellungen für sein Federführer-Risiko, für Zinsen des meist obligaten Lieferantenkredits, Versicherungs-, Verschiffungs- und Montagekosten und -zeiten eine Rolle spielten.
Dafür wurde er seinerseits von den Kunden in oft tage- und nächtelangen Verhandlungen in die Mangel genommen. Denn auch ganze Industrieanlagen konnten Kunden von einer ganzen Reihe von Federführern, deutschen und internationalen, Japan eingeschlossen, beziehen. Da ging es hart zu. War das Anlagengeschäft übrigens ursprünglich bei den größeren Firmen des Maschinenbaus notgedrungen aufgenommen worden, um den eigenen Maschinenabsatz zu sichern – es war wegen des hohen Planungs- und Garantierisikos gefürchtet und meistens gerade kein Geschäft –, so verbot sich solches Schielen nach dem nur eigenen Maschinenprogramm mehr und mehr; verantwortlich für das Ganze, nahm man die Teile, woher man sie am besten und billigsten bekam; bei übrigens bald beginnenden und sich ausweitenden Beistellungswünschen für Waren und Leistungen aus dem unterentwickelten Bestellerland selbst (»Für die Blech- und Schweißkonstruktionen bitte nur die Zeichnungen, das fertigen wir bei uns«).
Meine offenbare Neigung, mich nicht mit einzelnen Produkten selbst zu befassen, dafür um so lieber mit einer ständig wechselnden Vielzahl von Produkten und Problemen, war für das Anlagengeschäft wie geschaffen. Dazu entdeckte ich meine Lust und erstaunlicherweise auch Fähigkeit, komplizierte Vertragstexte relativ mühelos und schnell zu entwerfen und in aller Regel auch fundiert abzusichern, und, nicht zuletzt, ein wohl überdurchschnittliches Verhandlungstalent. Und wenn ich als Einzelkind wie auch auf meinem hektischen Studienweg eher dem Einzelgängerischen zuneigte, hier schlug meine gesellige Stunde. Anlagenprojekte waren stets Gemeinschaftsprojekte. Fachleute der verschiedensten Funktionen und Fertigungsbereiche mußten an einen Tisch gebracht oder entsprechend ihrer Bedeutung einzeln aufgesucht und koordiniert werden. Daß ich kein Maschinenbauer, kein Produktspezialist für XYZ war, was machte das schon. Einer mußte sich auf das Allgemeine konzentrieren, das Ganze in seinen Teilen gleichmäßig, wenn auch bei weitem nicht so intensiv wie die Fachleute, beherrschen. Hier also die allgemeine Führungsschwierigkeit, nicht oder doch nicht in allen Teilen Fachmann zu sein und doch entscheiden zu müssen, in neuem Gewand.
Anderthalb Jahre brauchte ich, bis ich meinen Chef sowie den Gesamtvor-

stand davon überzeugt hatte, daß nicht nur das Anlagengeschäft eine Notwendigkeit, sondern ich auch ein passabler Kandidat für seine Leitung war, dann bekam ich zu meiner Exportabteilung die Anlagen-Exportabteilung, die mich bald ausschließlich beschäftigte, so daß ich meine anderen Funktionen abgab. Ich war respektiert. Und einunddreißig. Aber noch längst nicht oben. Mitten in meinem bereits gewonnenen Kampf um Etablierung der neuen Abteilung unter meiner Leitung bekamen wir einen zweiten Vertriebsvorstand, dazu bestimmt, meinen Chef bei Erreichen der Altersgrenze zu ersetzen. Der gab dem ob seiner Anlagen-Exportentscheidung noch höchst unsicheren Gesamtvorstand – ich hatte die Leute durch mein ständiges Werben wohl mehr entnervt als restlos überzeugt – den letzten Stoß in die richtige Richtung. Die Leute fühlten sich bestärkt, aber gleichzeitig aufs Neue irritiert.

Denn hatte ich von einem Umsatz – im Anlagengeschäft zu 80% identisch mit Lieferantenkreditvolumen – von vielleicht zehn Millionen gesprochen, zu erreichen im zweiten, dritten Jahr, so sprach der von fünfzig bis hundert, und das relativ kurzfristig, und auch noch auf relativ riskanten Gebieten, wie z. B. dem der chemischen Verfahrenstechnik. Ihn interessierte das Anlagengeschäft kaum noch in bezug auf unser verzetteltes Produktionsprogramm, das es abzurunden und so schlagkräftiger zu verkaufen galt. Und so sehr ich mich durch diese Erhöhung meiner Idee in eine neue, fast gigantische Größenordnung in meinem eigenen Kampf einerseits bestätigt fühlen konnte, so war auf der anderen Seite auch nicht zu verkennen, daß ich selbst für die neue Größenordnung bei weitem nicht das Format besaß, um auch hier – unterhalb des Vorstandes zwar – die dominierende Rolle zu spielen. Verhandlungen mit den etablierten Figuren des Anlagengeschäfts wurden bereits eingeleitet, um die zu schaffende Stelle angemessen zu besetzen.

Unterdessen war die von mir durchgesetzte kleine Lösung fast ein Jahr auf dem Markt, erste kleinere Geschäfte wurden getätigt, wenn auch bei weitem noch nicht kostendeckend – wir waren sechs und kosteten alles in allem im Jahr etwa zweihunderttausend –, die große Lösung sah einen Jahresetat von drei Millionen vor, bei eher noch länger dauernder Anlaufszeit. In der nächsten Sitzung von Vorstand und Aufsichtsrat aber wurde beschlossen, wegen gerade stark zurückgehender Konjunktur und erheblich zunehmender Geldverknappung (Lieferantenkreditvolumen) das Anlagengeschäft ganz einzustellen. Ich hatte ja meine guten Gründe gehabt, den äußerst risikoreichen Geschäftstyp auf kleiner Flamme zu propagieren, und übrigens meinem anlagenbegeisterten Vorstand damit reichlich Gelegenheit gegeben, über meinen »Waschküchenbetrieb«, meine »Lehrlings-Werkstatt« zu scherzen.

Nun hatten wir den Salat. Ich konnte meinen zwei oder drei Spezialisten,

die ich für viel Geld anderen Anlagenbauern abspenstig gemacht hatte, mit gesetzlicher Frist – sechs Wochen zum Quartalsende – kündigen. Sie saßen ihrerseits auf längerfristigen Mietverträgen. Wer hatte denn auch geahnt, daß ein nicht ganz kleiner Konzern das für ihn lebenswichtige Planungsgeschäft heute aufmachte und morgen schloß. Obwohl mich keine Schuld traf und mir sogar schriftlich versichert wurde, daß wir in dem knappen Jahr gute Anfangserfolge erzielt hatten, war mir bei dieser hektischen Kündigungsaktion nicht wohl. Die Leute guckten mich vielleicht an! Was hatte ich da angestellt, auch ohne es formell vertreten zu müssen?

Ich selber war besser dran, meine Kündigungsfrist betrug volle drei Monate – ich war jetzt fast vier Jahre hier tätig –, und außerdem wurden mir zwei Positionen angeboten, eine von meinem alten und eine von meinem neuen Vertriebsvorstand. Beide durchaus vergleichbar und eher weniger mühsam als die Anlagendirektion. Ich lehnte ab mit der Begründung, mich jetzt über drei Jahre mit einer bestimmten Sache so intensiv beschäftigt zu haben, daß ich nicht so einfach mir nichts dir nichts davon loskönnte. Ich legte – sozusagen im Gegensatz zum Konzern – Wert auf eine gewisse Kontinuität.

In Wirklichkeit hatte ich mich bereits vor etwa zwei Monaten, als mir von meinem neuen Vorstand – der sich meine Abteilung hatte unterstellen lassen, immerhin – eine Bagdad-Reise abgelehnt wurde – so was würde ohnehin bald Sache der Anlagen-Nummer Eins, des A-Mannes sein, ich war höchstens B – innerlich von meiner Firma getrennt und begonnen, eine Anlagenplanungsorganisation nach eigener Regie aufzuziehen und zwar nach kooperativem Muster. Waren die Sparten des Konzerns gleichsam als kleine, mittelständische Firmen, Maschinenbauer, Apparatebauer, unter einem Dach anzusehen: warum sollte eine Gruppe mittelständischer Firmen nicht auch ohne Konzerndach und ohne Konzernrückhalt zusammenzubringen sein, wenn meine These stimmte, daß die einschlägige deutsche Industrie dazu übergehen mußte, mehr und mehr anlagenmäßig, eben im Paket, zu exportieren? Gedacht, getan. Die sauerste Arbeit meines Lebens.

Ich begann Geschäftsleitungen von Firmen aufzusuchen, mit denen ich bei Projekten oder Projektvorbereitungen schon zusammengearbeitet hatte, ließ mir von ihnen und von Produktfachleuten Firmen mit ergänzenden Programmen – Maschinen für die Textilindustrie, die Holz-, Kunststoff- und Metallverarbeitung etc. – empfehlen, gab jedem, der mitmachen wollte, viel Gelegenheit, machte es sogar zur Auflage, seinerseits auf die weitere Zusammensetzung der Gruppe durch Empfehlung weiterer Firmen und Fachleute Einfluß zu nehmen, plante eine Aktiengesellschaft mit Maschinenfabriken als Zeichnern, richtete ein Sperrkonto ein, das ein Rechtsanwalt verwaltete, auf das Gründerinteressenten einzahlen konnten und von

dem dieselben Gründerinteressenten ihr Geld zurückerhalten sollten, falls innerhalb einer bestimmten – abenteuerlich knappen – Frist nicht eine Mindestanzahl von zehn Zeichnern eingezahlt und die AG auch tatsächlich gegründet hätte. Wau. Ob ich das heute noch einmal täte, weiß ich nicht. Eine fast übermenschliche Anstrengung, mich mit einem gewaltigen Böllerschuß in die Spitze des deutschen Industriemanagements zu katapultieren.

So sah ich das damals. Ich hatte ja noch nicht erfahren, wie man sich mit jedem weiteren Aufstieg eigentlich auch seiner eigenen Mickrigkeit noch deutlicher bewußt wird, weil von da aus immer wieder höhere Spitzenlagen ins erweiterte Blickfeld kommen, so daß das Erreichte – sowieso als Erreichtes langweilig geworden – dagegen verblaßt. Ich wurde Vorstand, sogar Sprecher des Vorstandes der neuen Gesellschaft. Zu einem meiner beiden Kollegen machte ich den Anzettler – aber bei weitem nicht einzigen Rädelsführer – einer Verschwörung unter einem Teil der Aktionäre bereits vor der Gründung, die beinahe das ganze Projekt zum Scheitern gebracht hätte, und wir fingen an.

Als Gehalt wurde mir großzügig, nach Kämpfen, der gleiche Betrag vom Aufsichtsrat genehmigt, den ich zuvor als Abteilungsleiter, allerdings für einen solchen überdurchschnittlich, verdient hatte. Auch meine Reise-Kilometer – ich mußte mit zweihundert bis dreihundert Firmen verhandeln oder korrespondieren, um zehn Gründer tatsächlich zusammenzubekommen – wurden schließlich, nicht gerade fröhlich, erstattet. Kurz, wenn ich mir die saure Vorarbeit zuweilen mit der Aussicht, für meine Firmen wirklich etwas Großes, Schwieriges, Nützliches zu tun, versüßt hatte, so brauchte ich diese Ansicht jetzt mit niemandem zu teilen. Mehr oder weniger hatte ich das Ganze doch ausschließlich zu meiner eigenen Bereicherung und Rangerhöhung betrieben. Ich meine, daß ein Gutteil davon stimmt, meine aber auch, daß dies meine Leistung – saure Arbeit mit dem Risiko, mit nichts und ohne etwas (das wenige Ersparte z. B.) dazustehen, wenn es scheiterte – keinesfalls schmälerte.

Möglicherweise wurde während dieser Gehaltsdiskussion des Aufsichtsrats eine berufliche Epoche meines Lebens hier zum ersten Mal und noch ganz verhalten ausgeläutet, die unter einer fast uneingeschränkten Idealisierung, Romantisierung des Managementjobs gestanden hatte. Jedenfalls muß ich mir nach so vielen Stationen Industrie heute eine gewisse, instinktartige, blitzartige Hellsichtigkeit zuerkennen für etwas, das plötzlich vor meinen Augen nicht mehr das ist, was es soeben noch war. Der Managementjob hatte an Reiz verloren, als ich zum ersten Mal in meinem Leben, wenn auch in kleinsten Proportionen, das Gerangel an der Spitze um Bezüge und Positionen selber mitmachte. Ich war vermutlich nicht der richtige Mann dafür. Hatte ich die Härte, in künftigen, sicher ungleich gröberen Rempe-

leien mich durchzusetzen nicht nur, sondern kühl sachlich, wie unbeteiligt dabei zu bleiben? War ich nicht einer, der viel lieber Dank als beispielsweise Gehorsam erwartete, der ehrpusselig war bis zur Sentimentalität?
Das Geschäft begann. Briefe an Adressen in aller Welt machten unseren kooperativen Zusammenschluß im Rahmen einer AG, der besonders leistungsfähig, ehrgeizig, anpassungsfähig sein wollte, bekannt, zugleich mit einer Liste von Anlagenprojekten, die wir aus dem Maschinen- und Apparateprogramm unserer Aktionäre zusammenstellen konnten. Anfragen kamen herein. Die Projekte wurden ausgearbeitet. Ich, zwei Planungsspezialisten, eine Sekretärin und Buchhalterin bildeten das Team der ersten Stunde. Ungleich größer war die Zahl der Mitarbeiter und Spezialisten bei den einzelnen Aktionären, die zusätzlich für eine gemeinsame Sache tätig wurden, wenn diesen in einem unserer Gemeinschaftsprojekte eine gewisse Schlüsselrolle zufiel.
Ich war praktisch alleiniger Chef, und auch meine Zusammenarbeit mit Vorstandskollegen und Aufsichtsräten wurde durch gegenseitiges Kennenlernen besser. Aber die Knochenarbeit, die ich mir da aufgeladen hatte, ging doch möglicherweise über meine Kräfte, meine Intelligenz und vor allem meine Erfahrung. Ich war ja tatsächlich noch kein A-Mann im Anlagengeschäft und mußte fast alles mühsam unter Fehlschlägen und Rückschlägen noch lernen. Aber gerade das war nicht unbeabsichtigt. Ich hatte mich ins Wasser gestoßen, und hielt ich mich nicht über Wasser, was tat's. Dann war ich nicht der, für den ich mich trotz anfänglicher Irrwege – drei Stellen in zweieinhalb Jahren und nichts getan – nun gerade nach den Erfolgen in den vier Jahren Konzernarbeit wieder – noch – hielt.
Und ich schluckte Wasser, was mich aber nicht mal so sehr verdroß. Wenn ich mir heute ein Selbstportrait verpassen müßte, würde darin meine wirklich erstaunliche Zähigkeit, auch am Rande von Niederlagen zu operieren, dominieren. Was mir vielmehr zunehmend Verdruß bereitete, war das ganze Drum und Dran. Man war ja auch als alleiniger hauptamtlicher Vorstand dauernd an die strengen aktienrechtlichen Vorschriften über mehrheitliche Genehmigungen bestimmter Aktionen durch Vorstand und Aufsichtsrat und Hauptversammlung der Aktionäre vergattert. Und dieser ganze Apparat, den ich bei der Gründung fast bravourös beherrscht hatte, stellte sich, wie ein Routinier wohl vorausgesehen hätte, in der Alltagsarbeit doch als ziemlich schwerfällig heraus.
Aktionen, Projekte, Maßnahmen, Personalentscheidungen mußte man, d. h. meistens ich allein, nicht nur für sich selbst erarbeiten, man mußte sie auch in jenen Gremien verkaufen. Nun zeigte sich aber eine Tatsache, die ich an früheren Chefs oft kritisiert, an mir selber aber noch nie praktisch in führender Position erlebt hatte, daß nämlich Maßnahmen, gerade im Geschäftsleben, heute richtig und morgen falsch sein können, wenn Situatio-

nen und Konstellationen sich ändern. Selten, daß mir ein Beschluß, den ich durch all die Instanzen geboxt hatte, am Ende noch so gefiel wie am Anfang meiner Überzeugungskampagne. Ja, es waren gar nicht die gleichen Beschlüsse, am Anfang und am Ende. Das ist die abstrakte, verallgemeinernde Beschreibung konkreter Fälle, wie der Gründung einer Tochtergesellschaft im Ausland, um näher an bestimmten Märkten zu sein, der Einstellung eines teuren Stellvertreters für mich, der ich immer mehr auf Reisen war, der Verdoppelung und schließlich fast Verdreifachung der ursprünglichen Aktionärszahl etc. Immer lief es dabei auf solche gefährliche Verkettung von Bewegungsabläufen im Genehmigungsverfahren mehr oder weniger hinaus.

Dabei benötigte ich Rat und kritische Aussprache dringend. Besser wäre es zweifellos gewesen, hätte ich diktatorischer regiert und nicht die Entscheidungsmechanismen auch noch überakzentuiert. Aber im Grunde besaß ich überhaupt keinen Führungsstil, wollte ich nicht wirklich Autorität, wollte ich nicht schalten und walten über Menschen. Merkwürdig, das. Oder waren die Trauben nur zu sauer? Verschleiere ich ein Nichtkönnen durch ein angebliches Nichtwollen?

Ich weiß es nicht genau. Ich denke, meine Motivation geriet aus dem Lot. Die Arbeit war zu reichlich bemessen, zu schwer, der Anreiz gleich Null, etwaiger Dank ein Minuswert. Ich brachte es auf einen Umsatz von einer Million mit ersten Gewinnen, einen Auftragsbestand von knapp drei Millionen und hatte keine Lust mehr. Ich griff sofort zu, als mir in einem etablierten Konzern die Position eines kaufmännischen Geschäftsführers mehrerer Tochtergesellschaften geboten wurde, alle auf dem Anlagensektor tätig und erfolgreich, und das seit Jahrzehnten – keine Pionierarbeit –, mit zusammen hundert Millionen Jahresumsatz. Ich fühlte mich müde und abgespannt, sogar bis in die ersten Monate meiner neuen Tätigkeit hinein, und gestand mir zum erstenmal in meinem Leben ein, nicht mehr nach den großen und schweren Aufgaben zu suchen, sondern nach den leichteren, ob nun groß oder klein. Ich hatte wieder einmal – auch einmal – Dusel gehabt. Es war der Höhepunkt meiner Karriere im angestellten Management.

Im Grunde konnte mir aber auch der ganze Glanz der neuen Position den Schwung der letzten Jahre vor meiner Vorstandstätigkeit nicht zurückgeben. Ich hatte Höhen kennengelernt, die schlimmeres Dickicht enthielten als die Niederungen, denen ich mit meiner Karriere hatte entkommen wollen. Ich wurde in der neuen Position einfach nicht warm. Es hatte sich wohl schon längst im Inneren entschieden, daß eine totalere Neuorientierung notwendig war als nur der Wechsel des Arbeitgebers. Wie zur Bestätigung meines angeknacksten Selbstbewußtseins – man könnte fast meinen, magisch von ihm heraufbeschworen – ergaben sich bald Änderungen in diesem Konzern, die auch eine Reorganisation der Tochtergesell-

schaften erforderlich zu machen schienen. Eine meiner Firmen suchte ich sogar zuvor schon selber los zu werden, weil Bilanzierungsprobleme zu Meinungsverschiedenheiten geführt hatten, in denen ein kaufmännischer Geschäftsführer immer Farbe bekennen muß; eine zweite wurde aufgelöst, die dritte gerade der Anlagenplanung beraubt und auf reinen Außenhandel reduziert.

Das wars. Ich fand beim Aufsichtsratsvorsitzenden Verständnis. Mein noch laufender Vertrag wurde nach nur einem Jahr Dauer ausgezahlt, ich erhielt ein Jahresgehalt und war frei. Mein Mißtrauen gegen das, was alles so im bezahlten Management passieren konnte, wenn man von Aktionären und Aufsichtsräten und natürlich von Kollegen und Mitarbeitern abhängig war, ohne selber Anteile oder aktionärsähnlichen Einfluß in der Gesellschaft zu besitzen, war auf dem Höhepunkt. Mein Optimismus war irreparabel dahin. Müde und abgespannt war ich zwar nicht mehr, sonst hätte ich einen gepolsterten Stuhl auf den Abstellgleisen des letzten Konzerns angenommen. Oder müde war ich schon, aber ich hatte keine Wahl. Aus Gründen der Selbstachtung und einer, wie ich das sah, langfristig stabileren Existenzsicherung mußte ich mich selbständig machen.

Selbständig, das Wort geisterte in der Vergangenheit des öfteren durch die Diskussionen. Ein wohlwollender Chef, auch einmal ein steinreicher Auslandsvertreter, der eine oder andere Kollege hatten es schon mal ins Gespräch gebracht, wenn sie mir raten wollten, meine »Fähigkeiten« sinnvoller und vor allem endlich lukrativer zu verwerten. Ich haßte das Wort. Selbständige waren für mich kleinkarierte Wichtigtuer, die die großen, die richtigen Unternehmen, die Industriellen, umwuselten, dabei jene ausschließlich abgeleiteten Dienste leisteten, nicht Front waren, nicht Kommandohöhe, nicht Schalthebel der Macht. Nur eins war da eben vor ein paar Jahren schon mählich mir ins Bewußtsein gesickert, daß die verdienten, jedenfalls in der vordersten Reihe; mehr als Vorstände, wenn man einmal die großen, die von Bayer und Daimler, zu denen ich ohnehin nie würde vorstoßen können, beiseite ließ.

Die Selbständigen verdienten Geld. Natürlich auch wieder nur die Erfolgreichen, aber eine Probe war das schließlich wert. Bei meiner ja wirklich ohne Übertreibung umfassenden theoretischen wie praktischen Investitionsgüterindustriekenntnis bot sich als Gegenstand meiner Selbständigkeit im freien Beruf die Unternehmensberatung für Unternehmer an. Investitionen, neue Produktionsprogramme, Vertriebssysteme und Verfahren. Das machte ich. Wichtig war dabei, daß man sich möglichst die schwierigen – da war es wieder – Aufgaben vornahm. Die schwierigen, komplizierten, seltenen, die brachten das Geld. Zunächst einmal mußte man aber für Referenzen sorgen. Selbständige – die erste Stufe des Unternehmertums, zumindest steuerlich – leben von dem Namen, den sie sich gemacht haben.

Nun, ich konnte hier zumindest indirekt – planend und organisatorisch tätig in verschiedenen unternehmerischen Zusammenhängen – auf einiges verweisen, was sogar schon in der Zeitung gestanden oder sich sonstwie herumgesprochen hatte. Ich war schon was, bloß dieses Etwas unter den ganz anderen Gesetzen selbständiger Existenz – am Monatsende kommt kein Scheck – zu reaktivieren, war am Anfang nicht ganz leicht. War sogar ähnlich saure Arbeit und vergleichbar riskant wie die Gründung einer Aktiengesellschaft für andere.

Eins war verschieden. Was ich auch tat, ich tat es ganz allein für mich selbst, aus mir selbst, durch mich selbst, selbst. Keiner half, aber auch keiner mischte sich ein und forderte Stellungnahmen über Planungen und Realisierungen, über Gründe und Absichten und auch darüber, warum ich gestern jener und heute dieser Ansicht war. Ich war frei. Ich änderte meine Ansichten täglich, startete und bremste Aktionen zur Akquisition von Beratungsaufträgen, konferierte mit diesem und jenem früheren Geschäftsfreund aus angestellter Zeit, versuchte mal mehr im Ausland, mal mehr im Inland aktiv zu werden. Und befreite mich nur mit Mühen aus jener Managermentalität, die da meint, man dürfe nichts selber machen, müsse für alles einen Apparat haben, ein Vorzimmer, eine Sekretärin, Assistenten, Telefone, Knöpfe und Tasten.

Ich arbeitete zu Haus. Im Wohnzimmer. Ich war seit zwei Jahren verheiratet und wir hatten ein kleines Kind. Ich hatte manchmal Pantoffeln an, wenn wichtige Telefonate kamen. Ich fühlte mich scheußlich. Die meisten Leidensgenossen, die aus dem Management in die Selbständigkeit fliehen – bei dem rauhen Wirtschaftsklima nicht wenige, sondern immer mehr, die das Heer der Selbständigen, das seinerseits laufend Abgänge in Angestelltenpositionen verzeichnet, ständig »auffrischen« –, die meisten dieser Leidensgenossen suchen so schnell wie möglich ihre alte Streßwelt aus Managerzeiten zu rekonstruieren, mieten ein Büro in der Innenstadt, fahren morgens und kommen abends.

Nicht ganz so ich. Einmal mußte ich mit meiner Vertragsauszahlung haushalten, weitere Ersparnisse hatte ich immer noch kaum, zum anderen wollte ich gerade diese Chance der Selbständigkeit zum Legèren, Improvisierten nutzen. Ich hatte mich lange genug nach einem natürlicheren, vernünftigeren, originelleren Leben gesehnt. Wenn also gelegentlich Telefonate in Pantoffeln, womöglich mit Babygreinen im Hintergrund, dann hopsassa und in Gottes Namen. Es galt sich ganz auf das Wesentliche zu konzentrieren, eben ohne allen apparativen Schnick-Schnack, der ja doch nur die Außenhaut der Wirklichkeit ziert. Geschäfte wurden im Kopf und nicht im Konferenzzimmer gemacht, und öfter als man in Management-Handbüchern meint, reicht ein Kopf völlig aus für geschäftliche Transaktionen. War die Idee gut, und danach fragte man nicht den Vorgesetzten,

sondern viel unvermittelter die Wirklichkeit, kam auch der Erfolg. Allerdings, früher oder später. Das war das Risiko im freien Beruf. Natürlich kopiert man tagtäglich doch Szenen aus abhängigen Managementzeiten. So weitgehend sich zu befreien vermag man nicht, und es wäre wohl auch nicht einmal ratsam. Mein direkter Bezug zur früheren Praxis war die Idee, von zwei oder drei oder vier Unternehmern gleichzeitig, quasi als Leitender mit Sonderaufgaben für Produkt und Vertrieb, engagiert zu werden und so monatlich das Gehalt aus zwei oder drei oder vier Schecks zusammengesetzt zu erhalten. Sicherlich keine schlechte Idee, aber diese zwei oder drei zu finden, war vergleichbar dem Schwierigkeitsgrad, aus zweihundert bis dreihundert Firmen zehn Gründungsaktionäre für meine Planungs-AG zu finden. Doch ich hatte Glück. Der erste Monat brachte kurioserweise den ersten, der zweite den zweiten Auftraggeber. Dann Pause über ein halbes Jahr bis zum dritten, dann verlängerte der zweite um ein weiteres Jahr, dann kam der vierte, gleichzeitig der teuerste. Ich begann Selbstbewußtsein zu entwickeln und zu verkaufen. Langsam löste ich mich von jenem zusammenstoppelnden Gehaltsschema, jenem Quasi-Management im Leasing-Verfahren auf Zeit, und bedang mir Prozente vom Erfolg aus, der durch meine Tätigkeit entstanden war. Fünf Prozent vom neuen Umsatz, den ich vermittelte, zehn oder zwanzig vom Geschäftsgewinn, der durch meine Planung realisiert worden war. Da mußte zuerst ich etwas zeigen, ehe ich selber etwas bekam. Immer weniger Worte.

Stattdessen: Wollen Sie das und das. Ich kann das und das. Wieviel ist es Ihnen wert. Sie hören von mir. Aus. Auch kaum große Verträge, vielmehr kleine Briefchen mit Wenn–Dann-Sätzen. Einfach. Gegen diese Praxis kam mir meine – wohl gemerkt nur *meine* – Management-Erfahrung wie ein einziges großes Geschwätz vor. Ich hatte, glaube ich, meinen Platz in der Wirtschaft gefunden.

So jedenfalls stellte sich am Anfang meiner neuen Laufbahn mir das dar.

Unternehmer-Schulung

Public-Relations-Entscheidungstraining in einem Jungunternehmer-Seminar

1. Zum Programm

(Runde von Jungunternehmern im Foyer des Tagungshotels. Seminarleiter, 5 Teilnehmer, Kamerateam. Es geht um die Einführung in die Seminarplanung. Die Tagung bezweckt die Verbesserung der Redeweise der Jungunternehmer in der Öffentlichkeit.)
Seminarleiter: Der Bundesverband junger Unternehmer ist eine Organisation, die von 3200 Mitgliedern getragen wird. Die Gesamtmitarbeiterzahl der Betriebe, denen junge Unternehmer vorstehen, beläuft sich auf etwa 1 Million. Der Gesamtumsatz liegt bei etwa 10 Milliarden DM, das entspricht ungefähr 10% des Brutto-Sozialproduktes. Der BJU ist eine unpolitische Organisation, er hat also keine politische Bindung oder Fixierung in irgendeiner Art und hat sich zum Ziel gesetzt, dem Unternehmer Hilfe zu geben, ihm durch Seminare usw. Unterstützung zu geben, die heutigen Probleme und die Probleme von morgen besser zu bewältigen. Sollte man noch irgend etwas hinzufügen?
1. Teilnehmer: Nicht daß ich wüßte. Ach ja, vielleicht den sozialpolitischen Aspekt. Der BJU bemüht sich, die sozialpolitische Stellung des Unternehmers herauszuarbeiten und in der Öffentlichkeit vielleicht etwas stärker darzustellen.
Seminarleiter: Ja.
2. Teilnehmer: Und vielleicht ein weiterer wesentlicher Punkt ist, daß der junge Unternehmer im BJU die Grundmöglichkeit der Fortbildung hat in allen Bereichen. Wir machen über 30 Seminare im Jahr, nicht?
Seminarleiter: Ja.
[. . .]

2. Fernsehinterview-Übung

Kursleiter: . . . Ich schlage vor, wir machen einen ersten Versuch. Herr W., kommen Sie doch bitte her zu einem ersten Interview. Sie sind also praktisch das Versuchskaninchen, das Opfer Nr. 1. Wenn Sie hier bitte Platz nehmen wollen. Und Sie sagen mir nun, zu welchem Thema Sie einvernommen werden sollen, um mal dieses neudeutsche Wort zu gebrauchen.

- Welche Chance hat ein junger Mann heute, Unternehmer zu werden?
- Oh, hat er sie noch?
- Ich glaube ja, er hat sie.
- Okay. Also dann mal, Kamera ab.
- Läuft.
- Ton ab.
- Läuft.
- Okay. Herr Wulf, Sie zählen noch zu den jungen Unternehmern. Wie sind Sie ein junger Unternehmer überhaupt geworden?

- Ja, das. Ich bin zur Schule gegangen wie jeder normale Mensch, habe eine Lehre betrieben in Bremen, in einem Wollhandel. Für diese Lehre habe ich 2 Jahre benötigt, bin dann anschließend nach Afrika gegangen für eine Zeit, habe eine Auslandstätigkeit wahrgenommen, bin dann nach England gegangen, bin nach Amerika gegangen, alles für ein Unternehmen.
- Und das zählt nun alles zum Bereich der eigentlichen Vorbildung? Haben Sie Ihr Unternehmen selbst aufgebaut oder haben Sie es vom Vater oder auf andere Weise übernommen?
- Ich habe kein Unternehmen von meinem Vater geerbt, mein Vater ist tot und wir haben auch keine Familie, die einen Besitz besitzt in Form von Unternehmen oder dergleichen, sondern ich bin durch verschiedene Berufe jetzt in meinen heutigen Beruf eingestiegen.
- Sie haben sich also selbständig gemacht?
- Nein, ich bin Teilhaber eines Unternehmens geworden, die mich vor 8 Jahren eingekauft haben.
- Gibt es heute noch Chancen für einen jungen Menschen, Unternehmer zu werden?
- Ja, natürlich. Sie sehen es an meinem Beispiel. Ich habe also kein Kapital, ich habe also keine Familie, ich habe also keinen Besitz ererbt, sondern ich bin als junger Mann fleißig vielleicht gewesen und bin jetzt Teilhaber eines altrenommierten Unternehmens, das 110 Jahre alt ist.
- Könnten Sie mir einen Geheimtip verraten, der zum Erfolg führt?
- Fleißig sein, nur fleißig. Fleiß, sauber, ehrlich, offen.
- Gehört eine bestimmte Begabung auch dazu?
- Nein. Ich war in der Schule immer schlecht. (Gelächter)
– Nun, die erste Lehre, die wir aus diesem Interview ziehen, meine Damen und Herren, ist die, daß man auf die Fragen, wie sie präzise kommen, auch kurze präzise Antworten geben kann. Das hat den Vorteil, daß ein Interview entsprechend gesendet wird. Um so eher ist auch der Zuschauer geneigt, selbst dann, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, der ihn von Hause aus nicht primär interessiert, daß er Ihrem Gespräch folgt. Also, man erzielt eine entsprechende Wirkung und beim Zuschauer setzt man neue Informationsmöglichkeiten ab. Bitte, gewöhnen Sie sich daran, kurz und präzise zu antworten, dann erst wird ein Interview lebendig. So, für die erste Runde bin ich eigentlich ganz zufrieden. Herr B., wollen Sie der Zweite sein?
(. . .)
– Also, Herr B. ist Geschäftsführer oder Unternehmer, und zwar verkörpert er die Rolle eines Unternehmens, das im Kraftfahrzeughandel tätig ist, 500 Beschäftigte, wie es also der Praxis entspricht, und er hat nun die Absicht, freiwillige Publizität zu betreiben. (. . .) Herr B., meine erste Frage an Sie, Ihr Unternehmen ist ein altes Unternehmen, Sie beschäftigen 500 Personen und sind im KFZ-Handel tätig. Sie haben zum ersten Mal nun freiwillig publiziert, Sie haben die Presse eingeladen zu einer Pressekonferenz. Frage: Was hat Sie bewegt, diesen Schritt zu gehen?
– Wir haben seit einiger Zeit versucht, unsere Mitarbeiter stärker zu motivieren, sie am Geschehen im Unternehmen teilhaben zu lassen und ihnen die Möglichkeit zu geben, auch mitzuwirken und mitzubestimmen. Die Voraussetzung dazu ist sicherlich, daß die Leute auch wissen, was im Unternehmen vor sich geht. Ehe man nun aber Fakten und Zahlen vom Unternehmen nach außen gibt, ist es sicher erforderlich, daß auch innerhalb des Unternehmens Zahlen gebracht werden und den Mitarbeitern transparent werden. Unser erstes Ziel war also, zunächst intern eine Aufklärungsarbeit zu leisten, darüber hinaus haben wir aber auch vor, die Öffentlichkeit, vor allem aber auch unseren räumlich begrenzten Kundenkreis auf die Entwicklung unseres Unternehmens aufmerksam zu machen, denn wir sind der Meinung, daß nur über die Darstellung der Entwicklung unseres Hauses und der wirtschaftlichen Situation die Öffentlichkeit Verständnis hat für unser Unternehmen und es auch recht zu würdigen weiß, wenn wir in Schwierigkeiten kämen.
– Haben Ihre Mitarbeiter diese Tatsache gewürdigt, daß Sie nun versuchen, nach innen und

nach außen transparent zu werden, daß Sie auch gewisse Bilanzkennzahlen bekannt gegeben haben, was also für Pensionsrückstellung erfolgt ist, welche Investitionen geplant sind, und haben Sie auch für die Zukunft irgendwelche Pläne aufgezeigt und den Mitarbeitern gesagt, daß sie an diesen Plänen in bedeutendem Maße teilhaben werden? Wie ist also Ihre Absicht von den Mitarbeitern aufgenommen worden?
– Die ist ganz unterschiedlich aufgenommen worden. Einige haben gesagt, das ist prima, jetzt erfahren wir endlich, was los ist, andere haben gar nicht verstanden, worum es ging, sie haben die Zahlen, die wenigen Zahlen, die wir zunächst einmal geboten haben, um dann später mehr zu bieten, sie haben die wenigen Zahlen gar nicht begriffen, so daß wir weiterhin gezwungen sein werden, noch mehr Aufbauarbeit zu leisten, in der Richtung, daß die Leute überhaupt erzogen werden, die Zahlen zu verstehen.
– Glauben Sie, daß es eine Aufgabe des Unternehmers in der Zukunft sein wird, sich besser darzustellen, sein Unternehmen transparenter zu gestalten? Ich meine nicht nur gegenüber Mitarbeitern, sondern auch gegenüber Kunden, Banken, der gesamten Öffentlichkeit?
– Selbstverständlich.
– Sehen Sie das als gesellschaftspolitische Aufgabe, oder weshalb tun Sie das? Ist es eine betriebswirtschaftliche Notwendigkeit, die Sie erkennen? Weshalb gehen Sie in die Öffentlichkeit?
– Ich glaube, es hat mehrere Aspekte. Ich glaube, es ist wichtig, es aus wirtschaftlichen Gründen zu tun, weil nur das Unternehmen, was bekannt ist und sich selbst glaubhaft darstellt in der Öffentlichkeit, auch akzeptiert wird aus wirtschaftlichen Gründen, aber auch als Faktor in der Gesellschaft.
– Ja, Dankeschön.
(. . .)

3. Ein Planspiel

(Teilgruppe des Seminars unter Leitung des Seminarleiters, der zunächst einführt; sodann erarbeitet die Planspielgruppe zum Public-Relation-Entscheidungstraining ihre Lösungsvorschläge. 11 Teilnehmer.)

- So, meine Damen und Herren, nachdem Sie jetzt die zwei ersten Spiele bereits hinter sich gebracht haben und zwar sowohl die Einzel- und Gruppenentscheidung, wollen wir nun in diesem Public-Relations-Entscheidungstraining, in diesem Planspiel zum dritten Bereich kommen. Wir werden uns hier mit Problemen auseinandersetzen, wie sich der Unternehmer mit verschiedenen Situationen, die von Seiten der Öffentlichkeit auf ihn zukommen, auseinandersetzt. Sie wissen, wir verfolgen hiermit das Ziel, in der Simulation in diesem Planspiel verschiedene Situationen durchzuspielen, um Entscheidungsmöglichkeiten und Entscheidungsalternativen für die eigene Praxis zu erkennen. Nachdem Sie ja nun zu diesem Komplexbereich schon einzeln eine Entscheidung getroffen haben, möchte ich Sie nun bitten, wie wir das besprochen haben, eine gemeinschaftliche Entscheidung zu den dargestellten Alternativen in der Gruppe zu finden. Vielleicht trägt einer von Ihnen die Situation noch einmal vor. Herr B., vielleicht sind Sie so freundlich?
- Ja.
- Und Sie versuchen dann die hier, insgesamt 7, zusammengestellten Alternativen zu diskutieren.
- Ja. Also, ich lese vor: Im Rahmen der Aktion freiwillige Publizität hat unser Unternehmen, eine Eisengießerei, einen Bericht an die Presse gegeben. In der Regionalzeitung ist darauf zu lesen, daß unser Unternehmen bei einem Umsatz von 52 Millionen DM mit dem erzielten

Gewinn vor Steuern von 8,3% des Umsatzes nicht ganz zufrieden ist. Da der Betriebsrat und die Mitarbeiter besonders in der Gelbgießerei mehrfach einen Gefahrenzuschlag für die Mitarbeiter gefordert haben, kommt es am Tag der Presseveröffentlichung zu einer Arbeitsniederlegung in unserem Unternehmen. Und jetzt steht als erste Alternative folgendes zur Debatte: Wir lassen verkünden, daß jeder Mitarbeiter, der nicht binnen einer Stunde seine Arbeit wieder aufgenommen hat, fristlos entlassen wird. Sollen wir das akzeptieren?
- Nein.
- Wieviel Antworten haben wir denn insgesamt da?
- Wir haben 7.
- Für eine von denen müssen wir uns entscheiden.
- Also diese können wir gleich streichen, das ist mittelalterlich.
- Darf ich eins zur Technik nochmal deutlich sagen.
- Ja.
- Wir haben Ihnen hier ganz bewußt von Seiten der Spielleitung nicht die ideale Lösung gegeben. Die würden Sie sehr schnell herausfinden und sagen aha, das ist also das Optimale, das machen wir jetzt, sondern wir haben Ihnen Dinge gegeben, die auch noch richtig sind, aber auch teilweise falsch sind.
- Hm, hm.
- Versuchen Sie bitte herauszufinden, welche dieser Maßnahmen geeignet sind, um das Problem zu lösen.
- Es gibt mehrere.
- Es gibt mehrere gangbare Lösungen. Für Sie sollen das praktisch Denkimpulse sein, damit Sie die verschiedenen Alternativen für Ihr eigenes Unternehmen mitdenken können und nicht sagen, es gibt einen Idealfall, den gibt es vielleicht für Ihr Unternehmen, beim nächsten ist es anders und im dritten Fall ist es wieder anders.
- Wir sollten jetzt hier in der Gruppe klären, wer sich für »A« entschieden hat.
- Aber das ist praktisch nur eine Entscheidung aus der Sicht der PR?
- Ich habe mich dagegen entschieden.
- Da später bessere Lösungen kommen, kann man die streichen.
- Ich möchte hier nur eines sagen, oben ist ja dieses Mißverständnis, daß 8,3% aus dem Umsatz und deshalb, daß man jetzt dem Betriebsrat sagt, wir werden darüber später wieder verhandeln, klärt ja die Mißverständnisse nicht auf. [Betrifft Lösung B]
- Genau.
- Und das hat, wir müssen jetzt warten, ob noch bessere Lösungen kommen.
- Gut.
- Ich bin auch der Ansicht . . .
- Das ist ja auch eine gewisse Form der Erpressung . . .
- daß es eine Erpressung ist, ein Nachgeben ist, daß man damit eine Stärke aus der Hand gibt, und das sollte man nicht tun, wenn es noch andere Möglichkeiten gibt.
- Sicherlich keine klare unternehmerische Entscheidung.
- Ist auch letztlich nur eine hinhaltende Maßnahme, die letztlich nichts bringt.
- Die bringt nichts.
- Kein guter Stil.
- Jetzt sind wir bei C.
- Jetzt kommt die dritte Version. Exemplarisch entlassen wir denjenigen Arbeiter fristlos, der die Forderung seiner Kollegen der Geschäftsleitung überbracht hat. Gleichzeitig drohen wir an, daß die nicht gearbeitete Zeit in Überstunden nachgeholt werden muß.
- Das können wir auch streichen.
- Das lehnen wir aber alle gemeinsam strikt ab.
- So geht es wahrscheinlich nicht.

- So geht es Gott sei Dank nicht.
- Vierte Version.
- Ja.
- Wir bitten eine von den Arbeitern selbst festzulegende Delegation von 10 Arbeitern, zusammen mit dem Betriebsrat, zur Geschäftsleitung und klären das Mißverständnis auf. Wir bitten den Betriebsrat und die 10 Mitarbeiter, ihre Kollegen entsprechend zu informieren.
- Dafür habe ich mich z. B. entschieden.
- Ja.
- Ich habe das auch angekreuzt.
- Das ist eine Lösung, eine Möglichkeit.
- Eine Lösung ja, aber auch eine sehr positive Lösung, weil man wirklich den Arbeiter mit hineinzieht in diese Entscheidung.
- Man sucht das Gespräch.
- Man hat die Sache geklärt, man sucht das Gespräch.
- Nur eine kleine Gefahr, daß beispielsweise die 10 Kollegen eventuell im Gespräch dann die Dinge nicht ganz so weitergeben, wie man es sich vorstellt.
- Ja, aber das Risiko, finde ich, muß man immer laufen.
- Das muß man laufen, und wenn es keine bessere Lösung gibt, ist das sicher eine gute Lösung. Die beste der bisher dagewesenen Lösungen.
- Ich bin da ganz glatt überzeugt. Wenn wir heute im Betriebsrat eine klare Information geben, dieser Betriebsrat gibt die Information klar weiter, das ist doch logisch.
- Ja, wobei ich das sehr hübsch fand hier, daß nicht nur der Betriebsrat einberufen wird, sondern daß auch 10 neutrale Arbeiter, und ich finde . . .
- 10 Neutrale sind das aber doch nicht direkt. Ich würde es doch bevorzugen, wenn es machbar ist, daß der Unternehmer oder auch der Geschäftsleiter in dem Fall direkt mit den Betroffenen spricht . . .
- Das ist aber manchmal nicht machbar, gleich alle zu erwischen . . .
- Wenn es machbar wäre . . .
- Es wäre schlechte Kompensation auf diesem Weg, da kommt ganz bestimmt was anderes an.
- Diese können wir als positiv und gangbar ankreuzen.
- Vielleicht gibt es noch was besseres.
- Als eine von vielen . . .
- Ich bin noch nicht überzeugt, denn in dieser Situation hier, wenn ich nur mit 10 Mitarbeitern zusammen diskutiere, dann habe ich doch wieder nur einen kleinen Kreis. Muß ich nicht vor die gesamte Mannschaft hintreten, und ist das nicht nur die einzig denkbare Form, die wir hier akzeptieren können? Daß wir hier vor die gesamte Mannschaft hintreten und ihnen das erklären?
- Aber ich finde, das kann ja noch kommen. Wir können ja noch weitere Lösungen erarbeiten. Ich finde dies bloß, dies ist eine mögliche . . .
- Vor allem steht ja vorne in unserer . . . wir sollen zusätzlich alle Möglichkeiten ausschöpfen, alles, was in etwa möglich wäre.
- Ja, natürlich ist das eine Möglichkeit, aber ob das . . .
- Also kreuzen wir das erst einmal an.
- Eine zusätzliche . . .
- Wenn Sie also jetzt mal die nächste Lösung . . .
- In der technischen Abwicklung nicht gute Lösung . . .
- Also würden Sie sie auch ablehnen?
- Ja.
- Nein, ich würde sie nicht ablehnen, weil ich mir einfach sage, es ist eine zusätzliche Lösung, die uns weiterbringen kann, und das ist nie verkehrt, und die auf jeden Fall nicht schaden kann.

Ich finde, das Gespräch soll man immer suchen.
- Bei Mißverständnissen kann sie schaden.
- Ja, aber es steht ja extra da, es soll eine Klärung stattfinden, man soll diese 10 Arbeiter und den Betriebsrat doch nochmal aufklären über die 8,3% Umsatz, was das zu den 52 Millionen im Verhältnis bringt. Man kann das gar nicht oft genug betonen, daß das nur »vor Steuern« ist, kein reiner Gewinn ist.
- Ob die das weiter richtig mitteilen, das ist fraglich.
- Aber sie teilen es bestimmt nicht mit, wenn man es ihnen gar nicht erklärt und sich gar nicht bemüht, mal die Karten auf den Tisch zu legen.
- Also ich würde sagen, wir klammern es aus und sehen am Schluß, was wir noch für Lösungen haben, und kommen dann eventuell darauf zurück.
- Ja, aber ich finde, da würde ein Kreuz nicht schaden.
- Dies ist aber nur eine Antwort in diesem Spiel. Im Unternehmen ist sie sicherlich keine.
- Entschuldigung, Herr W., aber das sind ja alles Antworten, die wir akzeptieren können.
- Aber das ist *eine* richtige.
- Die anderen drei waren falsch . . .
- Das bezweifle ich, ob sie richtig ist.
- Ich bin der Meinung, daß sie richtig ist.
- Ich bin der Meinung, wir gehen weiter und stimmen nachher ab, wenn wir uns gar nicht einigen . . .
- Wir müssen uns einig werden.
- Wir müssen weiter.
- Wir werden die Frage nachher nochmal aufnehmen.
- Ja.
- Nächste Version: Die Geschäftsführung informiert alle Betriebsangehörigen in einer sofort einberufenen Betriebsversammlung über die Besteuerung des Gewinns, über die Gewinnverwendung (Investitionen, Rücklagen usw.) und begründet erneut die Unmöglichkeit in der derzeitigen Unternehmenssituation, den geforderten Gefahrenzuschlag zu bezahlen. Die Geschäftsführung sichert in dieser Betriebsversammlung jedoch zu, daß der Gefahrenzuschlag als Priorität Nr. 1 angesehen wird und in der geforderten Höhe dann sofort in Kraft treten wird, wenn die Unternehmenssituation das ermöglicht.
- Da sage ich bravo.
- Ja, das ist die Lösung.
- Ich habe es angekreuzt.
- Ich auch.
- Das ist die Lösung Nr. 1.
- Hätten wir denn nicht sagen können, wenn wir das hier so vorbehaltlos akzeptieren, daß damit zugleich die vorherige Lösung eben ad absurdum geführt ist?
- Nein, ich finde nicht. Ich finde, es gibt noch ein zusätzliches Angebot an Möglichkeit, ein zusätzliches Gespräch.
- Alle richtigen Lösungen, die meisten richtigen Lösungen ankreuzen. Wir wollen ja die möglichst hohe Punktzahl hier uns holen. Und daß die Lösung 10 Mitarbeiter, von den Mitarbeitern selbst gewählt, nicht falsch ist, darüber sind wir uns doch einig. Sicher, sie ist nicht ideal, aber bestimmt auch nicht falsch.
- Ich habe starke Bedenken.
- Wir haben insgesamt 7 Antworten. Und hier bei der ersten, fristlos gleich entlassen und den gleich rausschmeißen, das ist natürlich Mist.
- Ich finde, das haben wir nun alles abgehakt und das sollen wir nun auch lassen, nicht?
- Also gut, wir können das noch offen lassen, ob wir ein Kreuz hin machen oder nicht. Wir haben noch F und G zu diskutieren.

- E ist ganz eindeutig von Vorteil.
- Betriebsversammlung, alle Mitarbeiter werden direkt informiert.
- Ja.
- Also die nächste Version: Um sicher zu gehen, daß diese Arbeitsniederlegung nicht noch größere Kreise zieht, Kunden, Lieferanten und vor allem die Presse könnten davon erfahren, zahlen wir ab sofort den geforderten Gefahrenzuschlag, obgleich er aufgrund der schlechten Unternehmersituation zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vertretbar ist.
- Lehne ich strikt ab.
- Keine Lösung.
- Aus wirtschaftlichen Gründen nicht.
- Ja, ich kann doch nicht irgendwas vertreten, was wirtschaftlich nicht vertretbar ist.
- Meine Geschäftsleitung ist ja für die Firma verantwortlich.
- Ganz abgesehen davon . . .
- Die kann ja nicht Entscheidungen treffen, die langfristig für die Arbeitsplätze gefährdend sind.
- Wir hätten aufgrund des Mißverständnisses bei den Arbeitnehmern das im Raum stehen lassen und gesagt, ihr habt recht, wir verdienen vier Millionen im Jahr . . .
- Und die Ermutigung zum Streiken geben wir dann selbst . . .
- Vier Millionen ist viel Geld, aber in diesem Zusammenhang ist es eben doch zu wenig, um die Firma weiterzubetreiben.
- Vier Millionen sind ja »vor Steuern«, das ist es ja, worum es geht.
- Genau.
- Das halte ich für äußerst gefährlich.
- Diese Lösung scheidet aus.
- Das kann man gar nicht zulassen, denn dann würde pausenlos immer erneut gestreikt werden.
- Klar.
- Gut. Das ist eine schwache Unternehmensführung.
- Ja. Genau.
- Die sich mit den Problemen des Unternehmens nicht bereit ist auseinanderzusetzen. Und ich glaube, das Entscheidende ist doch die Kommunikation zwischen Arbeitgeber, Arbeitnehmer über Probleme.
- Und dieses ganze Problem ist nur entstanden durch die Presse, durch eine falsche Interpretation, die nicht ganz klar verstanden worden ist, die aber doch letzten Endes wieder geradegestellt werden soll, sowohl im Betrieb als auch nach draußen.
- Ich finde, durch solche Handlungsweise kommt der Schrei nach Mitbestimmung auf.
- Hm.
- Gut. Gehen wir noch zur letzten Version: Sie kündigen oder wir kündigen für die übernächste Woche eine außerordentliche Betriebsversammlung an, in der dieses »Mißverständnis« aufgeklärt werden soll.
- Sehr schlecht.
- Die übernächste Woche stört mich.
- Also Sie meinen, das sei zu spät?
- Bis dahin sind zwei Wochen gestreikt.
- Das sehe ich ein.
- Das geht ja nicht. Sofort klare Antwort.
- Gut.
- Einverstanden.
- Dann sind wir durch. Steht noch an, ob wir bei D ein Kreuz machen oder nicht.
- Ja.

- Nehmen wir den Punkt nochmal.
- Ich bin also eindeutig dafür, daß das eine richtige Lösung ist, eine von . . . nicht die beste, aber die zweitbeste.
- Würden Sie das bitte nochmal wiederholen?
- Es ist auf jeden Fall zu 51% richtig, daß auf jeden Fall eine Kommunikation erfolgt ist. Ob sie gut oder schlecht ist, das ist die zweite Frage. Es könnte ja auch z. B. Gründe geben, warum jetzt im Augenblick keine Betriebsversammlung einberufen werden kann. Daß beispielsweise die Streikenden, weil es kurz vor Feierabend ist, theoretisch nach Hause gegangen sind und daß tatsächlich nur noch besonders interessierte und engagierte Mitarbeiter, die dageblieben sind, zu dem ersten Gespräch eingeladen werden können.
- Ja.
- Also ich finde das auch gut und das schadet doch auch gar nichts, das kann doch gar keinen Schaden für die Firma ergeben.
- Genau.
- Der Schaden wäre nach meiner Meinung der, möglicherweise der, daß wir eben wieder eine kleine Clique, eine kleine Gruppe nur herausgefunden haben, aber ich lasse mich davon überzeugen, es kann von der Situation des Unternehmens einfach erforderlich sein, daß man sich zunächst nur etwa, d. h. die Arbeitszeit ist beendet und sie wollen nach Hause gehen, die Mitarbeiter.
- Herr L. hat das ganz fabelhaft formuliert.
- Für mehrere Fragen, die wir beantworten, kriegen wir unterschiedlich Punkte von hier, unserem Mann da.
- Ja.
- Und kriegen wir hier Minuspunkte oder kriegen wir Pluspunkte?
- Ich würde sagen, wenn wir 5 Punkte verteilen, kriegen wir vielleicht noch einen Punkt plus.
- Ja wir kriegen für je die vollen 5 Punkte . . .
- Daß wir was getan haben . . .
- Dieses sind 2 Punkte mehr.
- Wir wollen doch hier nicht nach Punkten schielen.
- Doch, wir brauchen sie.
- Aber ich finde, Herr L. hat es eben doch ganz praktisch durchleuchtet und das ist einleuchtend. Es ist Feierabend und es gibt noch Grüppchen, die da sind. Warum soll man mit denen nicht sprechen? Es setzt natürlich voraus, daß man am nächsten Tag sofort alle zusammenruft.
- Gut.
- Sind wir uns einig?
- Sind wir überstimmt?
- Ja, gut.
- Auf jeden Fall werden wir ja hinterher sehen, ob wir recht haben oder nicht recht haben.
- Ja.
- Es lebe die Demokratie.
- Fabelhaft.
- Na ja.
- War sehr gut. War sehr, sehr gut. Ich finde es interessant, daß die Dynamik so . . .

Literatur der Arbeitswelt

Peter Kühne
Arbeiterklasse und Literatur
Dortmunder Gruppe 61
Band 6506 / DM 4,80

Walter Fähnders / Martin Rector
Literatur im Klassenkampf
Eine Dokumentation
Band 1439 / DM 4,80

Arbeitersongbuch
Band 1403 / DM 4,80

Ludwig Turek
Ein Prolet erzählt
Band 1571 / DM 5,80

Werkkreis Literatur der Arbeitswelt

Helmut Creutz
Gehen oder kaputtgehen
Band 1367 / DM 3,80

Liebe Kollegin
Band 1379 / DM 3,80

Stories für uns
Band 1393 / DM 3,80

Schichtarbeit
Band 1413 / DM 3,80

Herbert Somplatzki
Muskelschrott
Band 1429 / DM 3,80

Der rote Großvater erzählt
Band 1445 / DM 4,80

Geht dir da nicht ein Auge auf
Band 1478 / DM 3,80

Josef Ippers
Am Kanthaken
Band 1489 / DM 3,80

Heiner Dorroch
Wer die Gewalt sät
Band 1510 / DM 4,80

Dieser Betrieb wird bestreikt
Band 1561 / DM 4,80

Mit 15 hat man noch Träume...
Band 1535 / DM 4,80

Hermann Spix
Elephteria
oder Reise ins Paradies
Band 1576 / DM 3,80

Margot Schroeder
Ich stehe meine Frau
Band 1617 / DM 4,80

Die Kinder des roten Großvaters erzählen
Band 1681 / DM 5,80

Weg vom Fenster
Band 1682 / DM 4,80

Zwischen den Stühlen
Band 1642 / DM 5,80

FISCHER
TASCHENBÜCHER

EIN KRITISCHES
VETO GEGEN
DIE INFLATION
EINES ELEMENTAREN
BEGRIFFES.

Uwe Schultz (Hrsg.):
Lebensqualität.
Konkrete Vorschläge
zu einem abstrakten
Begriff. DM 1o.-

---

aspekte verlag
6 Frankfurt am Main
Zeppelinallee 77

WW

Psychologie

Jacques Lacan Schriften II

(Ecrits) Aus dem Französischen von Chantal Creusot, Norbert Haas u. a. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas. Mit einem Nachwort zur deutschen Ausgabe von Jacques Lacan. 277 Seiten. Leinen DM 44,–

Mit diesem zweiten Band, der sieben Arbeiten vereinigt, schließt die erste deutschsprachige Sammlung von Texten des großen französischen Psychoanalytikers, der auch im deutschen Sprachraum in den letzten Jahren zusehends an Einfluß gewinnt.

Bereits erschienen:

Schriften I

(Ecrits) Aus dem französischen u. a. von Norbert Haas und Klaus Laermann. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas. 240 Seiten. Leinen DM 43,–

bei Walter

Dossier:
Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke
Materialien zur Naturgeschichte und zum Sozialcharakter der in Deutschland herrschenden Klasse

III. Die Macht ohne Herrlichkeit (Bundesrepublik)

Das Statistische Bundesamt, das Jahr für Jahr ausgewählte Obstkulturen, abgemagerte Schlachttiere und die Freunde des deutschen Männergesangs akribisch zählt, durfte die Klassenunterschiede in der westdeutschen Gesellschaft nie erforschen.
(*Der Spiegel*, 28. 7. 1969)

1. Die Rekonstruktion

Die berufliche und politische Vergangenheit von Elitegruppen der BRD (in %)

n	Gruppe	1956 gleiche Beschäftigungsart wie				Verfolgung, Exil
		vor 1933	1933-40	1940-44	1946	
17	Kabinett	30	0	0	59	36
74	Länderregierungen	15	1	1	32	15
44	Parlament	18	7	2	57	29
23	CDU-Spitze	27	0	0	57	45
29	SPD-Spitze	38	(35)*	(17)*	72	68
66	Verwaltungsspitze	48	60	53	45	12
42	Diplomatischer Dienst	62	71	55	0	18
54	Generalität	62	100	100	0	6
47	Wirtschaftselite	36	41	37	33	4
16	Gewerkschaften	50	0	0	63	31
19	Protestantische Kirche	74	100	84	100	47
19	Katholische Kirche	84	95	95	100	5
41	Kommunikation	56	34	29	56	43
529	zusammen	43	44	38	53	23

* Ein Teil der SPD-Führung setzte seine Tätigkeit im Exil fort.

Die Rekrutierung der neuen deutschen Eliten in der Zeit von 1946 bis 1956 folgte drei verschiedenen Mustern. Eines zeigt die Kontinuität zwischen totalitärer und nachtotalitärer Beschäftigung – und auch des Elitestatus – wie im Fall der katholischen Hierarchie und, in geringerem Ausmaß, der protestantischen Bischöfe und der führenden Hochschullehrer.
Ein anderes war typisch für die politische Elite und die Gewerkschaftsführer. Hier nahmen einige, die von Hitler 1933 entfernt worden waren, ihre politische Karriere wieder auf. Häufiger wurden indessen ganz neue Karrieren erst durch den Fall des totalitären Systems ermöglicht. Schließlich war ein Muster für die Bürokratie typisch – besonders für den auswärtigen Dienst und das Offizierskorps – und wahrscheinlich für einen Teil der Wirt-

schafts- und Industrieelite ebenso. Ihre allgemeine Erfahrung war die zeitweilige Entfernung aus dem Amt: ein Ergebnis der Entnazifizierung, Entmilitarisierung und des Untergangs staatlicher und nationaler Institutionen in Deutschland. Mit der Restauration dieser Institutionen wurden die neuen Elitepositionen . . . weitgehend mit Menschen besetzt, die dieser oder einer ähnlichen Beschäftigung im totalitären Staat nachgegangen waren . . .
(L. J. Edinger, »Post-totalitarian Leadership: Elites in the German Federal Republic«, in: *The American Political Science Review* LIV (1960), S. 68 f.)

Trotz des Zerbrechens der alten Monopole, trotz der schwindenden Bedeutung des Adels, weist die Rekrutierung deutscher Elitegruppen von 1918 bis zur Gegenwart eine durchgehend ausgeprägte Bevorzugung mittlerer und höherer Gruppen der Dienstklasse und der Mittelschicht sowie ein außerordentliches Maß an Selbstrekrutierung auf . . .
Die Dienstklasse ist nicht sehr groß. Sie umfaßt jenen Teil des neuen Mittelstandes, der kraft beruflicher Stellung im eigentlichen Sinne bürokratisch tätig ist, also insbesondere nicht-technische Beamte und Verwaltungsangestellte aller Ränge. Diese Ränge sind vielfältig. Es ist ein weiter Weg vom Inspektor zum Ministerialdirektor und vom Angestellten der Lohnbuchhaltung zum Prokuristen eines Großunternehmens. Aber es ist ein Weg auf derselben Straße, selbst wenn diese an einigen Punkten durch nahezu unüberwindliche Barrieren – die erforderlichen Berechtigungsscheine der Mittleren Reife, des Abiturs, des akademischen Abschlusses – verbarrikadiert ist. Die Straße führt zumindest geradewegs in eine Richtung, nämlich in die Richtung des Dienstes an den Herrschenden.
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (1968), dtv München 1971, S. 244, 98)

Mit der Ausweitung der Funktionen der öffentlichen Verwaltung in den fünfziger Jahren ging eine beträchtliche Vermehrung der Beamtenzahlen einher, von denen allerdings nur ein Anteil von weniger als 1% zur Schicht des mittleren und oberen Staatsmanagements und damit zur kapitalistischen Bourgeoisie gehörte. Pendant der monopolistischen Kapitalleitungen aber war die oberste Staatsbürokratie, die die Führung der politischen Geschäfte des kapitalistischen Systems innehatte . . . Die Einheit des arbeitsteiligen Funktionszusammenhangs, durch die sich die Kapitalherrschaft realisiert, zeigte sich darin, daß auch in den fünfziger Jahren in der BRD »der Austausch« der verschiedenen Personifikationen der Kapitalherrschaft, wie W. Zapf festgestellt hat, »in auffälliger Weise an[stieg]«.
(Margarete Tjaden-Steinhauer, Karl Hermann Tjaden, *Klassenverhältnisse im Spätkapitalismus*, Stuttgart 1973, S. 124 f.)

Wir alle sind . . . der Überzeugung, daß ein entscheidender Anteil an einer guten Entwicklung auch dem deutschen Unternehmer zufällt, ja, daß von seiner Bereitwilligkeit, führend in die gesellschaftliche und *politische* Gestaltung des Staatswesens einzugreifen, viel abhängt . . . Somit geht es entscheidend um das *Vorangehen* in die Politik. Nicht als eine fremde, sondern als die eigene Welt des Unternehmers. Es geht um die Führung des Staates, nicht als Interessent für Zölle, Subventionen oder Aufträge. Es geht um den Staat . . .
(G. Stein, Hauptgeschäftsführer des BDI (Hrsg.), *Unternehmer in der Politik*, Düsseldorf 1954, S. 7, 10 f.)

Heute wie in der Weimarer Republik sind die Führer der größeren Interessenverbände der deutschen Wirtschaft entschlossen, ihren wirklichen und potentiellen Einfluß über die öffentliche Meinung, Parteien, gesetzgebende Körperschaften und Regierungen so voll wie irgend möglich auszunutzen.
(K. W. Deutsch u. L. J. Edinger, *Germany Rejoins the Powers*, Stanford 1959, S. 99)

Woher kommt es, daß das deutsche Management seine Stellung so erfolgreich halten konnte? Und was bewegt das deutsche Management zu dem Versuch, seine Autorität über ihren gegenwärtigen Geltungsbereich hinaus auszudehnen? . . .
Die Verschwommenheit der Begriffe des deutschen Unternehmertums kann durch den Hinweis auf die letzten Werte erklärt werden, die zur Definition dieser Begriffe benutzt werden. Einige dieser Werte sind das Privateigentum, die Berufung und die der Elite-Ideologie inhärenten Werte. Alle sind nichtrational und genügen sich selbst . . . Letzte Werte sind in der Organisation des deutschen Industrieunternehmens allgegenwärtig. Ihr wichtigster Stützpunkt jedoch liegt an der Basis der Autorität des Unternehmertums . . .
Die Autorität des deutschen Unternehmertums, die sich auf derartige Werte gründet, ist auch insoweit total, als sie für ihren Geltungsbereich nur wenige Beschränkungen kennt . . . Der Unternehmer . . . behält sich eifersüchtig das Recht zum Einschreiten und zu unabhängigen Entscheidungen vor, selbst in unwichtigen Fragen . . .
Die Tendenz zu totaler Autorität, die den Werten bereits in ihrer Basis innewohnt, zwingt den Unternehmer, Anerkennung auch außerhalb der Firma zu beanspruchen. Auf lokaler Ebene scheint die Expansion der Autorität des Unternehmertums einigermaßen beschränkt . . . (Aber) auf nationaler Ebene erhebt eine ungewöhnlich aggressive Ideologie Ansprüche auf eine Stellung von überlegener Autorität. Die extremen Stellungnahmen rufen nach einer »Übernahme des Staates« . . .
(Heinz Hartmann, *Der deutsche Unternehmer: Autorität und Organisation* (1959), dt. Frankfurt 1968, S. 265, 270)

Die vielleicht sichtbarste Konsequenz dieser Entwicklung liegt darin, daß die Oberschicht der westdeutschen Gesellschaft heute stark von den wirtschaftlichen Eliten geprägt wird. Während die leitenden Männer der Wirtschaft sich im kaiserlichen Deutschland an die älteren Eliten nach Kräften anpaßten (Bürgeradel, Reserveoffiziere usw.), während sie noch in der Weimarer Republik eher defensiv, in Nazi-Deutschland klar untergeordnet waren, finden sie sich nunmehr an der Spitze der Gesellschaft: ohne eine andere Schicht über ihnen, die ihnen das Gesetz ihres Handelns diktieren oder ein Muster zur Nachahmung entwerfen könnte. Übrigens handelt es sich hier – trotz der seit Jahrzehnten vertrauten, immer noch wichtigen Namen von Flick und Thyssen, Krupp und Stinnes – auch personell weitgehend um eine »neue Klasse«, die daher alle Eigentümlichkeiten neuer Oberschichten aufweist . . . Auch in ihren mächtigsten Teilen ist die gegenwärtige Oberschicht der westdeutschen Gesellschaft durch eine merkwürdige Unsicherheit des Verhaltens ausgezeichnet, die erst allmählich dem Bewußtsein Raum gibt, daß die eigenen Werte ja nunmehr die Normen der Gesellschaft sind. Es kommt erschwerend hinzu, daß die Oberschicht der westdeutschen Gesellschaft keineswegs eine homogene herrschende Klasse bildet, sondern aus mehreren konkurrierenden Gruppierungen besteht: aus alten und neuen Wirtschaftsführern, politischen, rechtlichen und militärischen Eliten, den Spitzen der Kirche, des Erziehungswesens und mancher nichtwirtschaftlicher Verbände.
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, München 1961, S. 314 f.)

Selbsteinschätzung der westdeutschen Bevölkerung 1955, nach Janowitz

Oberschicht	1,9%
Mittelschicht	43,2%
Arbeiterschicht	48,5%
Unterschicht	5,3%
Keine Angabe	1,1%

[Unter den 64 Personen – 1,9% des Samples –, die sich in die Oberschicht einstuften, waren: 10 Landwirte, 5 Arbeiter, 18 mittlere Angestellte und Beamte.]

Soziale Herkunft deutscher Eliten
(Schichteneinteilung nach Janowitz)

	1 Westdeutsche Bevölkerung	2 Obere Mittelschicht	3 Elite (Zapf)	4 Elite (Zapf)	5 Elite (Zapf)	6 Studenten	7 MdB. 4. Bundestag	8 Bundesminister 1949–1963	9 Polit. Elite (Deutsch/Ed.)	10 Polit. Elite (Zapf)	11 Höh. Beamte d. Innenministerien	12 Richter an OLG	13 Attachés im AA	14 Generale	15 Verwaltungselite (Deutsch/Ed.)
	1955	1955	1925	1940	1955	1955/6	1963	1964	1956	1955	1962	1959	1962	1963	1956/7
Obere Mittelschicht	4,6	27,7	46,9	31,7	42,9	47,2	15	30	62,9	36,7	30	60,1	73	91	95,1
Untere Mittelschicht	38,6	55,5	18,0	30,1	22,4	47,4	20	30		36,7	44	33,0	25	9	
Obere Unterschicht	13,3	9,7	4,1	1,6	7,5	5,0	4	4	23,7	11,7	5	2,7	2	–	4,9
Untere Unterschicht	38,6	5,8	1,2	0,4	2,0		3	6		3,2	–	0,1	–	–	
Unklassifizierbar	4,9	1,3	29,8	36,2	25,2	0,4	57	11	13,4	11,7	1	2,1	–	–	–
n	3385	155	244	259	251	210,688	544	54	186	60	738	856	389	57	163

	16 Verwaltungselite (Zapf)	17 Wirtschafts-führer	18 Unternehmer (Deutsch/Ed.)	19 Wirtschaftselite (Zapf)	20 Kirchenführer (Deutsch/Ed.)	21 Kirchenführer (Zapf)	22 Chefredakteure (Zapf)	23 Kommun.-Elite (Deutsch/Ed.)	24 Schriftsteller	25 Professoren	26 3. Volkskammer DDR	27 Regierung DDR	28 »Staatsapp.« DDR	29 Generale DDR	30 Manager DDR
	1955	1955	1956	1955	1956	1955	1955	1956	1960	1963	1959	1962	?	1963	1960
Obere Mittelschicht	61,7	74	81	44,4	63	42,8	36,3	75	73,2	65,8	8	–	27	15	25,3
Untere Mittelschicht	16,6	26		15,2		38,2	4,6		24,4	31,8	34	27		7	36,8
Obere Unterschicht	–	–	–	–	6	9,5	9,1	2	2,4	2,4	11	58	73	78	20,8
Untere Unterschicht	–	–				–	–		–		43				17,1
Unklassifizierbar	21,7	–	19	40,4	31	9,5	50,0	23	–	–	3	15	–	–	–
n	60	52	47	52	38	12	22	79	127	4155	474	26	?	28	991

(Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 266.)

Die schmale Oberschicht der Inhaber großer Unternehmen bzw. deren Generaldirektoren und die relativ wenigen Menschen in Prestige-Berufen, in Politik, Wirtschaft, Finanzwesen, Rechtswesen mit sehr hohen Einkünften sind verständlicherweise schwer zu untersuchen. Es wären dabei derartig viele Positionen, Verbindungen und Verflechtungen zu berücksichtigen, daß kaum Klarheit über die Zusammensetzung dieser Gruppe und über ihr politisches Bewußtsein und ihren »Lebensstil« erbracht werden könnte . . .
Die Abgrenzung der Gruppe der »freien Berufe« in der BRD ist mindestens ebenso schwer vorzunehmen wie die einer »Machtelite«. Es soll heute ungefähr 300 000 Personen mit freiberuflicher Tätigkeit geben, doch ist diese Zahl nicht eindeutig zu belegen. Einige tausend unter ihnen mögen nicht nur zur Oberschicht, sondern z. B. als bedeutende Rechtsanwälte oder »Lobbyisten«, d. h. Verbindungsmänner zwischen Wirtschaft und Politik, auch zur »Machtelite« zu rechnen sein.
(Claessens, Klönne, Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*, Düsseldorf/Köln 1973, S. 312 f.)

Zum alten Mittelstand gehören auch die selbständigen Unternehmer der Industrie. Nicht alle von ihnen sind Großunternehmer oder angestellte Manager geworden; es gibt nach wie vor eine beträchtliche Zahl mittlerer Unternehmer in Deutschland. Aber auch deren Haltung ist vorwiegend defensiv. Wenngleich sie weniger oft und vor allem weniger laut nach dem Staat rufen als Bauern, Handwerker und Einzelhändler, haben sie doch jede eigene Initiative jenseits des unmittelbaren Bereiches aufgegeben. Selbst noch in ihren Beziehungen zur organisierten Arbeiterschaft ist die unternehmerische Haltung eine Haltung der Unsicherheit und der Unterschätzung der eigenen Position.
(Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 101)

Angesichts des ständigen Rückgangs der Schicht der wirtschaftlich Selbständigen gerät die weitverbreitete Auffassung, daß eben diese Schicht das soziale und wirtschaftliche System der Bundesrepublik entscheidend kennzeichne, in ein merkwürdiges Licht . . .
Schon aus den statistischen Angaben über das Verhältnis von wirtschaftlich Selbständigen und wirtschaftlich Abhängigen in der Bundesrepublik wird deutlich, daß die übergroße Majorität der Bevölkerung vom Besitz an Produktionsmitteln ausgeschlossen ist und die Tendenz der ökonomischen Entwicklung dahin geht, die Gruppe der Produktionsmittelbesitzer weiter zusammenschrumpfen zu lassen. Da gleichzeitig der Wert der privatwirtschaftlich zur Verfügung stehenden Produktionsmittel in der Bundesrepublik insgesamt ständig ansteigt, kann auf eine eindeutige Konzentrationsbewegung des Besitzes an Produktivkapital geschlossen werden.
(Claessens, Klönne, Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*, S. 219 f.)

Tagtäglich steigen in der Bundesrepublik sechs bis acht Familien in die Schicht der Millionäre auf. Seit ich dieses Buch zu schreiben begonnen habe, hat sich die Anzahl der bundesdeutschen Vermögensmillionäre von rund 16 000 im Mai 1962 auf etwa 18 500 im Mai 1963 erhöht. Selbst wenn man den steigenden Kaufkraft-Schwund der Deutschen Mark berücksichtigt, kann es keinen Zweifel daran geben, daß wir immer reicher werden und unsere Millionärsschicht breiter und breiter wird. Trotzdem besteht noch längst keine Aussicht dafür, daß wir ein Volk von Millionären werden, bei dem nur noch ein paar Millionen Gastarbeiter keine siebenstelligen Bankkonten haben. Denn selbst wenn es in ein paar Jahren . . . hundert- oder gar zweihunderttausend Millionäre in der Bundesrepublik geben wird, auch dann werden das höchstens 0,3 Prozent der Bevölkerung sein, also ein Luxus von so kleinen Ausmaßen, daß ihn sich noch ein minderbemitteltes Volk durchaus leisten kann.
(Bernt Engelmann, *Meine Freunde – die Millionäre*, Darmstadt 1963, S. 313 f.)

Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen

Jahr*	Bruttoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen	Direkte Steuern		Einkommen des Staates aus Unternehmertätigkeit u. Vermögen	Nettoeinkommen der Privaten aus Unternehmertätigkeit und Vermögen		
	Mio DM	Mio DM	1960 = 100	Mio DM	Mio DM	Zuwachs	1960 = 100
1950	31 970	6 740	32	510	24 720		36
1951	38 710	7 810	37	900	30 000	21,4	43
1952	44 910	9 960	48	1 410	33 540	11,8	49
1953	46 770	11 610	56	1 500	33 660	0,4	49
1954	49 160	11 950	57	1 540	35 670	6,0	52
1955	57 310	12 050	58	2 150	43 110	20,9	62
1956	62 750	13 230	63	2 180	47 340	9,8	68
1957	68,420	14 970	72	2 610	50 840	7,4	74
1958	71 650	14 990	72	2 540	54 120	6,5	78
1959	78 930	17 460	84	2 290	59 180	9,3	86
1960	92 870	20 890	100	2 840	69 140		100
1961	97 500	24 060	115	3 390	70 050	1,3	101
1962	99 970	26 310	126	3 580	70 080	0,0	102
1963	105 320	27 310	131	3 730	74 280	6,0	107
1964	115 830	28 710	137	3 930	83 190	12,0	120
1965	125 260	29 190	140	3 810	92 260	10,9	133
1966	129 530	30 210	145	3 710	95 610	3,6	138
1967	128 090	29 860	143	3 100	95 130	-0,5	137
1968	150 550	32 390	155	3 620	114 540	20,4	166
1969	160 510	36 090	173	4 060	120 360	5,1	174
1970	176 000	34 960	167	4 160	136 880	13,7	198
1971	182 560	37 110	178	4 580	140 870	2,9	204
1972	195 540	39 790	190	3 690	152 060	7,9	220

* Von 1950 bis 1959 Bundesgebiet ohne Saarland und West-Berlin
(*Basisdaten*, Bonn/Bad Godesberg 1974, S. 467).

Die hohen Gewinne, die ein Unternehmen in marktbeherrschender Stellung erzielen kann, sind die Quelle hoher persönlicher Einkommen von Unternehmern und Großaktionären; diese Einkommen werden wiederum zum größten Teil in industrielles Anlagevermögen umgewandelt . . . Die Reichen werden um so schneller reicher, je reicher sie sind. Die interdependenten Prozesse von Unternehmens-, Einkommens- und Vermögenskonzentration drängen kleinere Unternehmen aus dem Mark[t] und fördern die Entstehung von Riesenvermögen. Wirtschaftliche Macht wird bei wenigen konzentriert.
(D. Grosser (Hrsg.), *Konzentration ohne Kontrolle*, Köln-Opladen 1969, S. 13)

Steuerliche Großvermögen natürlicher Personen am 1. Januar 1966

Vermögensgruppe von . . . bis . . . (Mill. DM)	Anzahl der Steuerpflichtigen absolut	in %	Gesamtvermögen* absolut	in %
1 - 2,5	10 841	70,4	16 270	32,9
2,5- 5,0	2 886	18,7	9 866	19,9
5,0- 10,0	1 082	7,0	7 463	15,1
10 - 20	393	2,6	5 385	10,9
20 - 50	152	1,0	4 251	8,6
50 -100	28	0,2	1 810	3,7
100 -200	16	0,1	2 163	4,4
200 und mehr	6	0,0	2 220	4,5
	15 404	100	49 428	100

* Das Gesamtvermögen ist das um Schulden und bestimmte Abzüge verminderte Rohvermögen.
(*Wirtschaft und Statistik*, Heft 12, 1968, S. 588)

Anteile der oberen Vermögensgruppen am privaten Gesamtvermögen in der Bundesrepublik und in Westberlin am 1. Januar 1960

Gesamtvermögen von . . . bis . . . DM	Zahl der Haushalte	in % aller Haushalte	Gesamtvermögen der Klasse in Mill. DM	Anteil am privaten Gesamtvermögen in %
über 10 Mill.	460	0,0026	12 170	4,01
1 -10 Mill.	13 540	0,0758	27 810	9,16
0,1- 1 Mill.	291 000	1,627	66 550	21,90
unter 0,1 Mill.	17 585 000	98,295	197 070	64,90
Alle	17 890 000	100	303 600	100

Anteile der oberen Vermögensgruppen an den Vermögensarten, in %, am 1. Januar 1960

Gesamtvermögen von . . . bis . . . DM	Gesamtvermögen	Landw. vermögen	Grundvermög.	Betriebsvermög.	Kapitalanteile	Geldvermögen
über 10 Mill.	4,01	0,89	0,21	6,70	15,70	1,92
1 -10 Mill.	9,16	2,02	2,02	18,84	27,50	4,33
0,1- 1 Mill.	21,90	7,77	13,77	45,10	26,20	14,05
unter 0,1 Mill.	64,90	89,32	84,00	29,36	30,60	79,70
	100	100	100	100	100	100

(Wilhelm Krelle, Johann Schunck, Jürgen Siebke, *Überbetriebliche Ertragsbeteiligung der Arbeitnehmer. Mit einer Untersuchung über die Vermögensstruktur der Bundesrepublik Deutschland*, Band II, Tübingen 1968, S. 378 f.)

33% des Gesamtvermögens dieser Art [Betriebsvermögen und Kapitalanteile] entfielen auf Haushalte mit einem Gesamtvermögen über 1 Mill. DM. Das Vermögen von Haushalten von mehr als 1 Mill. DM besteht zu 80% aus Eigentum an Unternehmungen. Und das ist eine recht erhebliche Konzentration, wenn man bedenkt, daß es etwa nur 14 000 solcher Haushalte gab. (Krelle, a.a.O., S. 490)

Produktivvermögen in den Händen von Privatpersonen kann sich darstellen in der Form von Anteilen an Kapitalgesellschaften (insbesondere AG und GmbH) oder in der Form des Betriebsvermögens bei Einzelunternehmen und Personengesellschaften.
Die wichtigste Form des Produktivkapitals stellt das Aktienkapital dar. Nach einer Berechnung des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts des DGB, die sich auf Daten der bundesamtlichen Einkommens- und Vermögensstatistik stützt, entfielen 1969 im Gebiet der Bundesrepublik 85 bis 90 v. H. des gesamten privaten Aktienkapitals auf etwa 1,8 v. H. der Haushalte (absolut: weniger als 400 000 Haushalte). 77 v. H. der privaten Vermögensanteile an Kapitalgesellschaften waren bereits bei einer Gruppe von 0,8 aller privaten Haushalte konzentriert. Bei den Einzelunternehmen und Personengesellschaften waren hiernach zum gleichen Zeitpunkt 72 v. H. des Kapitals in der Verfügung von 1,3 v. H. aller privaten Haushalte . . .
Konzentrationsbewegungen zeigen sich auch in der Struktur der Aktiengesellschaften: Die Zahl der AG in der Bundesrepublik sank von 2552 im Jahre 1961 auf 2165 im Jahre 1969; das Kapital dieser Gesellschaften stieg im gleichen Zeitraum von 35,6 Mrd. auf 53,6 Mrd. DM an [1973: 67,3 Mrd.]. Diejenigen AG, die in der Kapitalgrößenklasse über 100 Mill. DM liegen und die im Jahre 1969 4,4 v. H. aller AG ausmachten, hatten im gleichen Jahre schon einen Anteil von 61,2 v. H. am (erheblich ausgeweiteten) Gesamtkapital der Aktiengesellschaften, während sie 1961 erst 52,8 v. H. des (damals weitaus geringeren) Gesamtkapitals besaßen . . .
An einer außerordentlich starken und wirtschaftlich kaum zu kompensierenden Konzentration und Machtstellung des privaten Unternehmenskapitals in wenigen Händen kann nach alledem kein Zweifel bestehen. Lediglich für einen kleinen Bereich von etwa 10 v. H. des personenbezogenen Aktienkapitals, das sich jedoch auch nur in den Händen eines geringen Prozentsatzes aller Haushalte befindet, kann von einer breiteren Streuung die Rede sein. Die Verfügungsmacht über dieses Kapital liegt aber überwiegend bei den Banken, die in ihren Depots faktisch das gesamte Aktienkapital in Händen von Privatpersonen verwalten und über den größten Teil des Streubesitzes mit Hilfe der Depotstimmrechte disponieren.
Die Banken wiederum sind sachlich und personell eng mit den führenden Kapitalgesellschaften verbunden.
(Claessens, Klönne, Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*, S. 225 f.)

Gleichermaßen wünschen Manager und Großaktionäre, daß hohe Gewinne hereinkommen und im Unternehmen bleiben. Ersterer drängt auf Einbehaltung des Profits und auf eine niedrige Dividende, weil er dieser Mittel bedarf, um das Unternehmen erhalten und ausweiten, das heißt aber auch, um seine Position festigen und ausdehnen zu können. Aus verschiedenen Motiven bildet sich bei Managern und kontrollierenden Besitzern prinzipiell die gleiche Einstellung heraus, die sie beide in Gegensatz zu den freien Aktionären stellt; beide tendieren zur Anlage der Erträge in der Unternehmung und zu mäßigen Zahlungen an die außenstehenden Eigentümer; diese wiederum wünschen hohe Ausschüttungen und niedrige Reserven. Daher sind heftige Konflikte zwischen Oligarchie und Kleinbesitzern jederzeit möglich. Aller Kampf zwischen Managern und herrschenden Besitzern auf der einen, Kleineigentümern auf der anderen Seite geht um die Verfügung über den Gewinn . . .
(Helge Pross, *Manager und Aktionäre in Deutschland*, Frankfurt 1965, S. 123 f.)

Private Vermögensbildung 1950 bis 1969 (nach Siebke)

	Mrd. DM	v. H. des Gesamtzuwachses	Vermögen je Einkommensbezieher in DM 1950-1969
Arbeiter	73	12	6 000
Angestellte	95	16	13 000
Beamte	36	6	19 100
Arbeitnehmer insg.	204	34	9 500
Rentner	54	9	6 000
Unselbständige insg.	258	43	8 500
Landwirte	23	4	9 900
Selbständige (einschl. freie Berufe)	316	53	121 500
Selbständige insg.	338	57	68 700
Alle	597	100	16 700

Die klare Hierarchie des Vermögenszuwachses in der BRD wird hieraus deutlich . . . Für die Gruppe der Arbeiter [ergibt sich] ein Durchschnittsbetrag von DM 6000,–, für die Gruppe der Selbständigen (ohne Landwirte) von DM 121 500,–, also eine Relation von rund 1:20. [Nota bene: 1970 hatten von diesen Selbständigen nur 29% ein Nettoeinkommen von über 1800 Mark im Monat.] . . . Die oben angegebenen Zahlen [lassen] zwei wesentliche Komponenten des privaten Vermögens und seines Zuwachses außer acht . . ., nämlich die 1950 bereits vorhandenen Vermögen und den Vermögenszuwachs, der sich aus der Wertsteigerung der schon vorhandenen und der jeweils erworbenen Vermögensobjekte ergibt. Bezöge man diese Vermögenswerte und Wertsteigerungen mit ein, so würden sich die Abstände noch in extremer Weise weiter zugunsten der Selbständigen verschieben.
Aus Bestandsaufnahmen für das Jahr 1966 ergibt sich aus den Berechnungen Siebkes, daß rund 2 v. H. aller privaten Haushalte etwa 32 v. H. des privaten Gesamtvermögens besaßen (zum Vergleich noch einmal: im gleichen Jahr besaßen rund 1,7 v. H. der privaten Haushalte ca. 74 v. H. des Produktivvermögens).
(Claessens, Klönne, Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*, S. 230 ff.)

2. *Karrieren*

Weder Hermann J. Abs noch Joachim Zahn (von Daimler), weder Beitz noch Vogelsang (beide von Krupp), weder Hansen noch Sammet oder Timm (die »Generäle« der drei großen Chemiekonzerne), weder Plettner (Siemens) noch Groebe (AEG), weder Kemper von der Veba noch Sohl von Thyssen, weder Overbeck von Mannesmann noch Schmücker von Rheinstahl, weder Ulrich von der Deutschen oder Ponto von der Dresdner Bank noch Poullain von der Westdeutschen Landesbank – niemand von all diesen Männern, die ein Soziologe gewiß unter die »Mächtigen der Wirtschaft« einreihen würde, wurde in sein Amt hineingeboren. Ihre Väter waren (in willkürlicher Reihenfolge, um eine vielleicht unerwünschte Identifizierung auszuschließen) Getreidehandelskaufmann, Oberingenieur bei der Reichsbahn, Kaufmann in einem Automobilwerk, kleiner Beamter, leitender Angestellter einer

Hamburger Exportfirma, Rechtsanwalt, Militärjurist, Oberstudiendirektor, Hauptgeschäftsführer einer Handelskammer, noch einmal Kaufmann, noch einmal Rechtsanwalt, Arzt, kaufmännischer Angestellter in einer Chemiefabrik, Prokurist, Handwerker, Bankbeamter. Es sind durchweg bürgerliche Berufe. Kein General, kein Adliger, kein Staatsmann oder Diplomat. Die Oberschicht des Kaiserreichs hatte für ihre Söhne andere Ideale als die »gemeine Welt« der Wirtschaft und Finanzen . . .

Der Befund ist eindeutig. 14 Prozent der Manager kommen aus der obersten Schicht der Bevölkerung, also aus jenem sozialen Bereich, dem sie selbst heute angehören. Die anderen 86 Prozent sind sozial aufgestiegen . . .

Dabei bestehen interessante Verschiedenheiten nach dem Rang innerhalb der »Managerhierarchie«, den die Söhne jeweils erreicht haben. Die Beamtensöhne [33,7%] . . . sind in allen Managerposten etwa gleichmäßig vertreten . . . Dagegen sind die Söhne gehobener Selbständiger in auffallend großem Umfang auf den Spitzenpositionen zu finden, also als Vorstandsvorsitzende und Aufsichtsratsmitglieder. Das hängt vermutlich vor allem mit ihrer Ausbildung zusammen: Viele haben Jura studiert, ein Fach, das . . . offenbar in besonderem Maße als Qualifikation für Posten mit umfassender Verantwortlichkeit angesehen wird . . .

(Max Kruk, *Die großen Unternehmer*, Frankfurt 1972, S. 190 f., 20, 46)

Bis auf wenige Ausnahmen stammen die Führungsgruppen der westdeutschen Gesellschaft aus der Mittel- oder der Oberschicht. Diejenigen, die nach den einfachen Klassifikationen der Schichtungssoziologie selber der Oberen Mittelschicht oder der Oberschicht angehören, wurden überwiegend auch schon in diesen »Höhenlagen« geboren. Das ist ein gesichertes Ergebnis der Sozialforschung, in Studien über Minister, hohe Verwaltungsbeamte, Richter, Generale, Diplomaten, Professoren und ähnliche Gruppen verifiziert. Angesichts dieser Befunde überrascht es nicht, daß auch jeder zweite der von uns befragten Prokuristen, Direktoren und Vorstandsmitglieder in einer Familie der Oberen Mittelschicht oder der Oberschicht aufgewachsen ist. Die andere Hälfte stieg aus der Unteren Mittelschicht herauf. Nur fünf Prozent wurden in der Unterschicht geboren . . .

Etwa die Hälfte der Väter betätigte sich in einem wirtschaftlichen oder wirtschaftsnahen Beruf. Die andere Hälfte gehörte zum Mittelstand der Verwaltungsbeamten, Lehrer, Professoren und sonstigen Akademiker. Die wirtschaftliche Führungsschicht der Bundesrepublik, soweit sie aus leitenden Angestellten besteht . . ., rekrutiert sich demnach zu annähernd gleichen Teilen aus wirtschaftsnahen und wirtschaftsfernen Bezirken. Anders verhält es sich mit einer Kerntruppe des *Bildungsbürgertums*, den habilitierten Lehrkräften an den Universitäten. Sie kommen noch häufiger (50%) aus Beamtenfamilien und seltener (30%) aus Elternhäusern, die durch die Arbeit des Vaters mit der Wirtschaft vertraut gewesen sind. Auch in diesem Personenkreis bilden Arbeiter und Bauernkinder eine *quantité négligeable*. Sofern die Daten über die beiden Gruppen verallgemeinert werden können, erneuert sich das Bildungsbürgertum stärker als das Wirtschaftsbürgertum aus den eigenen Reihen. Beide Lager sind jedoch durch die große Zahl der Söhne, die in das jeweils andere hinüberwechseln, direkt miteinander verknüpft. Die Grenzen sind durchlässig. Wirtschaftsbourgeoisie sowie Verwaltungs- und Akademikerbürgertum scheinen sozial so eng verwandt, daß der Übergang keine Schwierigkeiten bereitet. Die horizontale Mobilität innerhalb der Mittelschichten ist unvergleichlich größer als der Austausch zwischen Mitte und unten . . .

Etwas günstiger fällt das Urteil über die deutsche Gesellschaft aus, wenn auch die Berufe der Großväter berücksichtigt werden. Im Ablauf von drei Generationen haben sich die Positionen stärker verschoben als vom Vater auf den Sohn . . .

Abermals wird deutlich, daß Deutschland ein Aufstiegsland für das Kleinbürgertum ist, aber den Grundschichten den Eintritt in die Konkurrenz um die begehrtesten Positionen verwehrt . . .

Schichtzugehörigkeit der Väter und Großväter und Stellung im Unternehmen

	Vorstands-mitglieder		Direktoren u. ähnliche		Prokuristen	
	Großväter	Väter	Großväter	Väter	Großväter	Väter
Oberschicht und Obere Mittelschicht	33,3	47,5	13,1	26,3	9,1	21,4
Untere Mittelschicht	52,7	47,5	71,8	68,4	74,4	70,8
Unterschicht	12,7	5,0	13,1	5,3	14,9	7,8
nicht identifizierb.	1,3	–	2,0	–	1,3	–
	100	100	100	100	100	100

Aus diesen Zahlen lassen sich typische Aufstiegsprozesse rekonstruieren . . . Leitende Angestellte, so können wir resümieren, verdanken ihren Erfolg nicht allein dem eigenen Bemühen. Um in Spitzenstellungen zu gelangen, muß man schon in ihrer sozialen Nähe geboren sein. Je besser die Familie vorgearbeitet hat, das heißt: je höher der Rang des Vaters und des Großvaters war, desto günstiger sind die Aussichten, das oberste Ziel der Karriere, den Vorstandsposten zu erreichen. Auch in jenen Großunternehmen, die nicht von ihren Eigentümern, sondern von angestellten Managern gesteuert werden, hängt der Erfolg von der Herkunft ab. Um über Produktionsmittel verfügen zu können, muß man heute nicht mehr Erbe eines großen Vermögens sein. Eigener Kapitalbesitz hat seine Bedeutung als einziger Schlüssel zu den wirtschaftlichen Machtzentren verloren. Damit wurde jedoch der Einfluß der Herkunft nicht annulliert. Nach wie vor entscheidet der Zufall der Geburt, ob man sich überhaupt am Wettbewerb um die Dispositionsbefugnisse beteiligen kann. Soziale Faktoren, auf die der Handelnde keinen Einfluß hat, ebnen oder verstellen ihm den Weg zur Macht.
(Helge Pross / Karl W. Boetticher, *Manager des Kapitalismus*, Frankfurt 1971, es 450, S. 31, 33 f., 44, 48 f.)

Wenn von der Gesamtbevölkerung noch nicht einmal 0,1 Prozent adlig sind, von den leitenden Männern der Wirtschaft dagegen 2,2 Prozent der Personen und 2,9 Prozent der Funktionen auf Adlige entfallen, dann zeigt dies, daß der Adel heute in einem relativ hohen Umfange an führenden Positionen in der Wirtschaft beteiligt ist. Von jeweils 10 000 Bürgern der Bundesrepublik und Westberlins stehen heute etwas mehr als fünf (5,3) an der Spitze eines Unternehmens oder gehören einem Leitungsorgan an, von je zehntausend Adligen jedoch fast hundertachtunddreißig (137,6). Das bedeutet, daß die unternehmerisch tätigen Personen unter den Adligen fast um 26mal (25,8) häufiger anzutreffen sind als im Gesamtdurchschnitt der Bevölkerung . . .
(Max Kruk, *Die oberen 30 000 – Industrielle, Bankiers, Adlige*, Wiesbaden 1967, S. 120)

Mehr als die Hälfte der deutschen Juristen sind Beamte; mehr als die Hälfte der Beamten des höheren Dienstes sind Juristen. Die deutschen Juristen haben denn auch den Rechtsstaat durch alle Versionen und Perversionen seiner Gestalt in den letzten hundert Jahren begleitet . . .
Die deutsche politische Klasse (läßt) sich in zentralen Elementen als eine Elite von Juristen beschreiben . . . Wenn wir ihr Porträt entwerfen, können wir hoffen, den Eigenarten deutscher Führungsgruppen auf die Spur zu kommen . . .
Bleiben wir bei unserer Voraussetzung, unter der Machtelite der deutschen Gesellschaft die etwa 2000 Träger von Spitzenpositionen zu verstehen, so darf man vermuten, daß von diesen

ungefähr die Hälfte Juristen sind. Das gilt für die Bundesrepublik und für die Weimarer Republik, mit Abwandlungen für das Kaiserreich, mit größeren Einschränkungen für die DDR und das Dritte Reich . . .
Die juristischen Fakultäten der deutschen Universitäten leisten für die deutsche Gesellschaft im Prinzip dasselbe wie die exklusiven *Public Schools* für die englische und die *Grandes Écoles* für die französische Gesellschaft. In ihnen wird eine Elite ausgebildet.
(Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 248 f., 252)

Die Absolventen einer rechtswissenschaftlichen Fakultät (werden) in jungen Jahren beim Aufstieg in die Unternehmensleitung gegenüber anderen Fachrichtungen bevorzugt befördert . . . Die Juristen unter den Unternehmern mit akademischer Ausbildung haben außerdem die relativ beste Chance, in einen oder mehrere Aufsichtsräte berufen zu werden. Mehr als die Hälfte der Dr. jur. ist gleichzeitig in Unternehmensleitung und Aufsichtsrat tätig . . . [Diese Gruppe] verzeichnet die relativ größte Zahl von Mitgliedern, die gleichzeitig in ein oder zwei Unternehmensleitungen und vier oder mehr Aufsichtsratsfunktionen tätig ist.
(Heinz Hartmann, *Unternehmer-Ausbildung*, München 1958, S. 161 f.)

Angesichts dieser Konzentration der gewerblichen Vermögen auf das große Kapitaleigentum und den kapitalistischen Staat gewinnen deren Besitzer und Vertreter – in Gestalt des ökonomisch-politischen Spitzenmanagements – ein erhöhtes Gewicht gegenüber dem übrigen Management und der übrigen Bourgeoisie. Dieses Spitzenmanagement ist in Hinblick auf Umfang und Zusammensetzung nach dem bisherigen Stand der Forschung nicht exakt zu bestimmen. Immerhin läßt sich soviel festhalten, daß die Struktur dieses Managements wesentlich durch die Komponenten des großkapitalistischen Privateigentums, des Konzernmanagements und der Staatsführung bestimmt ist und daß seine Funktion die ökonomische und politische Repräsentanz des Einzelkapitals übergreift und sich der Tendenz nach auf die Steuerung des gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozesses und seiner internationalen Verflechtungen erstreckt.
(Margarete Tjaden-Steinhauer, Karl Hermann Tjaden, *Klassenverhältnisse im Spätkapitalismus*, Stuttgart 1973, S. 175)

. . . daß die wesentlichen Teile der mit der Vertretung und Durchsetzung von kapitalorientierten Interessen verbundenen Macht in unserer Gesellschaft in den Händen von wenigen hundert Personen liegt.
Ausdrücklich sei erwähnt, daß es nicht so sehr die geringe Anzahl von nur etwa sechshundert Funktionsträgern ist, sondern daß es vielmehr die fehlende bzw. unzulängliche gesellschaftliche Kontrolle dieses Personenkreises ist, die zur Kritik herausfordert. Die Interessen und Ziele dieser Funktionselite bleiben weitgehend unerkannt bzw. im Halbdunkel sogenannter Sachzwänge, wobei sich diese Sachzwänge im wesentlichen aus der auf Privateigentum an Produktionsmitteln in wenigen Händen begründeten Marktwirtschaft ergeben.
Damit ist der machtmäßig entscheidende Teil unserer Gesellschaft mit den bisher entwickelten gesellschaftlichen Organisationsformen demokratisch nicht oder nur lückenhaft zu durchdringen. Zwar bestehen auch innerhalb dieser gesellschaftlichen Klasse Interessengegensätze und Meinungsverschiedenheiten, doch gilt dies nicht in den Fragen der Grundelemente unserer Wirtschaftsgesellschaft.
(Claessens, Klönne, Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*, S. 241 f.)

Wir können festhalten, daß die Machtelite der deutschen Gesellschaft nicht monopolistisch ist. Sie besteht weder aus einer einzigen geschlossenen Herrenkaste noch wird sie von einer Teilelite eindeutig dominiert. Es gibt gewisse Gemeinsamkeiten aller Teileliten, zu denen wohl

auch das Fehlen einer liberalen Tradition, wenn nicht eine gewisse Aversion gegen diese gehört; dennoch ist diese Elite als politische Klasse pluralistisch . . . Die »Multiformität« oder innere Vielfalt der deutschen politischen Klasse wird jedoch nicht in einer lebendigen Konkurrenz ihrer Elemente wirksam. Die Auflösung des Monopols hat zwar zur Vielfalt, aber nicht zur Konkurrenz geführt. An die Stelle der Konkurrenz ist vielmehr das Kartell getreten. In diesem Merkmal liegt die Eigenart der deutschen politischen Klasse wider Willen . . . Das Monopol der Tradition ist durch ein Kartell der Angst abgelöst worden . . .
Das Kartell der Eliten ist keine geeignete Basis für die Verfassung der Freiheit. So liberal und in diesem Sinne wohlwollend die einzelnen Eliten sein mögen – was man in Deutschland leider nicht für alle von ihnen unterstellen kann –, so illiberal ist die Wirkung ihres Stillhalteabkommens. Zumindest in seiner Wirkung führt das Kartell der Eliten zu einer Art autoritärer Regierung, einem modernen Autoritarismus, der alle Nachteile seiner historischen Vorgänger teilt, nur darin noch perfider ist, daß sich das Zentrum der Autorität in ihm nicht mehr identifizieren läßt.
(Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, S. 283 ff., 294)

3. Erbarmen mit den Bossen

In der Vorstellung der Öffentlichkeit steht heute Unternehmer für Macht und Reichtum zugleich; deshalb werden dem Unternehmer Oberschichtattribute zugeteilt. Er wird so geschildert, wie einmal Adel dargestellt wurde, als es noch Adel gab . . . Die Unternehmer werden zunächst als unermeßlich reich dargestellt. Sie sind ferner autonom gegenüber den Zwängen und den Verpflichtungen unserer Gesellschaft . . . Vor allem haben sie unendlich viel Macht über einzelne Personen. Sie leben also erstens ganz anders als wir, und der Reichtum wird von ihnen egoistisch genutzt. Sie sind autonom gegenüber Bezügen, die für andere gelten. Der aufwendige Lebensstil ist in der Darstellung die dritte Eigenschaft, die Größe der Macht die vierte und die Unerfreulichkeit als Mensch die fünfte Eigenschaft. Schließlich ist sechstens das kulturelle Niveau beklagenswert niedrig . . .
In fünfzehn von zwanzig ausgewählten Krimis sind die Handlungen des Unternehmers am Rande der Kriminalität oder direkt kriminell. Man bedenke: In mehr als dreiviertel aller Fälle kriminelle Handlungen als Thema unternehmerischen Verhaltens!
(Erwin K. Scheuch, »Das Bild der Wirtschaft in nichtwirtschaftlichen Sendungen der Massenmedien«, in: *Wirtschaft und öffentliche Meinung*, Köln 1972, S. 137 f., 144)

So kann man sich nicht wundern, daß das Bild vom Unternehmer die Frage, was Unternehmer sind und was sie leisten, ob und wofür sie nötig oder ob sie gegebenenfalls auch entbehrlich sind, in der öffentlichen Meinung höchst zwiespältig und kontrovers widerspiegelt; vor allem ist der Begriff des Unternehmers höchst vage und unklar, wenn man die Bevölkerung einmal darauf anspricht . . .
Ein interessanter Punkt im Fernbild des Unternehmers findet sich im Bereich der politischen Willensbildung. Hier glauben 73% aller Befragten, daß die Unternehmer, gemessen an anderen gesellschaftlichen Gruppen, einen sehr großen oder großen Einfluß auf die Politik ausüben, der jedoch in diesem Umfang vollkommen akzeptiert wird; 55% halten diesen sehr starken Einfluß der Unternehmer für richtig, 7% würden es sogar befürworten, wenn der Unternehmereinfluß noch größer wäre, aber 37% sind der Meinung, daß es besser wäre, der Einfluß der Unternehmer auf die Politik wäre geringer . . . Die Äußerung, die Unternehmer besäßen die eigentliche Macht im Staate, wird glatt abgelehnt, lediglich Schüler und Studenten stimmen ihr mit Mehrheit zu . . .

Die Unternehmer . . .	in % der Antworten Fremdbild (nah)*	Fremdbild (fern)	Selbstbild	vermutetes Fremdbild
. . . haben stets neue Ideen, die für den Fortschritt des Betriebes wichtig sind	23,8	78,1	86,1	57,9
. . . sind Voraussetzung des allgemeinen Wohlstandes	–	71,3	59,0	40,6
. . . tragen eine große Verantwortung, denn von ihren Entscheidungen hängt viel ab	29,4	85,5	90,6	66,7
. . . sind verantwortlich für die Arbeitsplätze	–	81,7	83,0	87,9
. . . haben einen großen Anteil am Wiederaufbau nach dem Kriege	–	82,5	91,5	62,1
. . . arbeiten mehr als die meisten anderen Leute	16,7	55,2	85,8	43,0
. . . tun viel für Wissenschaft und Forschung	–	59,7	55,5	25,2
. . . setzen sich für die Anliegen ihrer Leute ein	25,7	53,0	48,2	28,5
. . . setzen sich ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit für ihre Firma ein	15,2	62,2	78,2	41,8
. . . setzen die Preise ständig herauf, um noch mehr zu verdienen	–	55,6	4,6	86,4
. . . verdienen oft ein Vielfaches, leisten aber auch nicht mehr als andere	13,1	55,5	6,4	80,6
. . . haben die eigentliche Macht im Staat	–	47,6	5,5	68,5
. . . leben von der Arbeit anderer	–	55,7	7,9	77,0
. . . sind auf Kosten anderer Leute reich geworden	–	56,7	5,5	78,2
. . . sind überflüssig, denn die Wirtschaft liefe auch ohne sie	–	16,4	2,4	27,3
. . . sehen die Gewerkschaften als Feinde an	–	67,7	27,6	82,4
. . . werden vom Staat unterstützt, wenn es ihnen mal schlecht geht	–	57,6	1,5	69,7
. . . sind nur deswegen freundlich, weil die Arbeitskräfte knapp sind und sie sie brauchen	10,0	52,6	14,5	76,4
. . . haben ihr Vermögen über die Währungsreform gerettet	–	63,3	16,7	79,7
. . . kommandieren ihre Leute herum	7,7	38,5	4,8	68,5
. . . gehen, wenn es sein muß, über Leichen	–	46,2	11,2	68,2
. . . lassen sich nicht gerne in die Karten gucken	25,2	85,4	57,9	91,2
. . . sind zu wenig sozial eingestellt	9,6	57,7	15,8	83,3

* [bezieht sich auf den Unternehmer, mit dem der Befragte unmittelbar zu tun hat]

Die Neigung zu einem negativen Unternehmerbild ist natürlich (!) am meisten unter den Arbeitern verbreitet; Beamte und Hausfrauen besitzen ein einigermaßen neutrales Unternehmerbild, während dieses bei den Angestellten weitaus positiver ist. Befragte mit geringer Berufsausbildung haben ein ausgesprochen negatives Unternehmerbild, in der mittleren Ausbildungskategorie ist es dagegen sehr gut, während viele Akademiker, Lehrer und Hochschullehrer tendenziell wieder eher negativ über den Unternehmer denken. Je höher das Einkommen ist, desto günstiger denkt man vom Unternehmer; mit der sozialen Stellung eines Befragten wächst auch seine Neigung, die Werte der Gesellschaft, in der er lebt, zu bejahen . . .
Verblüffend ist vor allem das »vermutete Fremdbild«, d. h. das, was die Unternehmer für ihr »Image« in den Augen der Öffentlichkeit halten. In dieser Beziehung zeigen sie sich zutiefst skeptisch, wenn nicht gänzlich »frustriert«; die allgemeine Meinung billigt ihnen nach ihren eigenen Vorstellungen viel weniger an Leistungen zu, als sie selbst für sich in Anspruch nehmen und als die Öffentlichkeit in Wirklichkeit auch durchaus anerkennt. Alle positiven Aspekte der Unternehmerfunktion erscheinen im »vermuteten« Fremdbild halbiert, gedrittelt oder bis zur Bedeutungslosigkeit herabgestuft; alle negativen Aspekte werden mit hohen Prozentsätzen hervorgehoben und z. T. zehnfach übersteigert.
(Günter Schmölders, *Die Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft*, Essen 1973, S. 65, 76 ff., 108 f.)

In der Unternehmerschaft scheint das Unternehmertum als Institution die Funktion eines . . . verpflichtenden Wertsystems zu besitzen. Mit den legitimierenden Werten des Eigentums, der Elitezugehörigkeit und der Berufung, mit dem handlungsstabilisierenden Wertsyndrom der unternehmerischen Persönlichkeit sind dem Unternehmer Orientierungshilfen geboten, die ihn gegen die faktische Status-Heterogenität seiner Kategorie weitgehend immunisieren . . .
Das grundlegende Dilemma des Unternehmers scheint indessen darin zu bestehen, daß jede Effektivierung seiner Tätigkeit durch Verwissenschaftlichung und Rationalisierung seinen Entscheidungen zwar Leistungsstandards verschafft, die objektiv evaluierbar sind, zugleich aber auch die Delegierbarkeit dieser Leistungen begründet. In der Unternehmerschaft führt die Erfahrung dieses Zusammenhanges zu einer entschiedenen Zurückweisung aller Forderungen nach fachlicher Spezialisierung der Führungsspitze . . .
Das wachsende Interesse an Führungslehren aller Art, das man im Bereich der Wirtschaft findet, könnte in erster Linie dem Bedürfnis entspringen, die Führungskräfte mit einem Fachwissen eigener Art auszustatten, das als einziges formale Autorität nicht tendenziell untergräbt, sondern geradezu voraussetzt. Das so vermittelte Leitungswissen, um dessen Verbreitung sich insbesondere private Institutionen der wirtschaftlichen Führungsausbildung in Kursen der »Allgemeinen Führungslehre« oder »Menschenführung« bemühen, verwissenschaftlicht freilich nicht die unternehmerische Entscheidung. Es soll vielmehr dazu helfen, Entscheidungen gleich welcher Art unter möglichst geringen Kosten bei formal Untergebenen durchzusetzen, mit deren Konsensus und Koordination nicht von vornherein gerechnet werden kann . . .
(Benno Biermann, *Die soziale Struktur der Unternehmerschaft*, Stuttgart 1971, S. 186, 195)

Zum Teil wird sogar behauptet, eine Deutung der spezifisch unternehmerischen Leistung, welche die natürliche Autorität oder andere persönliche Eigenschaften in den Vordergrund rücke, sei nichts anderes als eine Schutzbehauptung der Unternehmer, die dazu diene, »die eigene Tätigkeit gegen die sachliche Durchleuchtung und sachliche Überprüfung abzuschirmen und irrationale Herrschaftsmacht zu bewahren« [Pross/Boetticher] . . . Solche Feststellungen sind absurd und haben mit der Realität nichts zu tun . . . Sachverstand und Führungsqualitäten sind zwei verschiedene Dinge . . .

Am wichtigsten – und in der Tat unerläßlich – ist der Besitz jenes Schlüssels, der »Tor Nummer eins« öffnet, die persönlich-individuelle Qualifikation zur Führung. Sie kann durch Schulung und Ausbildung gefördert werden, aber sie läßt sich nicht entwickeln, wenn sie nicht von Natur aus im Keim vorhanden ist, bei Unternehmern ebenso wie bei großen Staatsmännern, Philosophen, Künstlern und – nicht zuletzt – bei überragenden Wissenschaftlern. Es gäbe viele geniale Geister, wenn sich das Genie unabhängig vom »biologischen Potential« hervorbringen ließe.
(Max Kruk, *Die großen Unternehmer*, Frankfurt 1972, S. 102 f., 103 f.)

. . . daß [1970] 65% der Befragten angeben, andere Personen könnten die Aufgaben des Chefs [in ihrem Betrieb] jederzeit ebenso gut wahrnehmen, und nur 13% finden, es gäbe im Betrieb so schnell niemanden, der seine Funktion übernehmen könnte.
(Günter Schmölders, *Die Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 83)

Eigentümerkontrolle – Managerkontrolle in den 110 größten Aktiengesellschaften 1958

Kontrolltypus	*Zahl der Unternehmen*	
Reine Eigentümerkontrolle	5	
Kontrolle durch einen Mehrheitsbesitzer	61	
Davon öffentliche Verwaltung als Großaktionär		
(Bund, Länder, Kommunen)		19
ausländische Firmen als Großaktionär		17
deutsche Firmen als Großaktionär		8
Aktienmehrheit in Familienbesitz		17
	Summe	61
Kontrolle durch mehrere Minderheiten (einschl. Gesellschaften mbH, deren Kapital nicht einer Familie oder allein einem Besitzer gehört)	21	
Managerkontrolle (einschl. bedingter Managerkontrolle)	22	
Nicht klassifiziert	1	

Während noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vornehmlich natürliche Personen mit umfangreichem Aktienbesitz die Kommandopositionen in den Großunternehmen besetzten, haben kontrollierende Bevollmächtigte ohne größere, Herrschaft gewährende Kapitalbeteiligung ihnen seither den Rang abgelaufen . . .
Diese Tatsache deutet darauf hin, daß in der kapitalistischen Industriewirtschaft tatsächlich eine Tendenz zu fortschreitender Trennung von Eigentum und Verfügungsmacht besteht . . .
Damit zeichnet sich die Möglichkeit ab, daß sich die Managerkontrolle auf immer mehr Unternehmen ausdehnen und die Kontrolle durch kapitallose Funktionäre das allein typische Kontrollverhältnis werden wird . . .
Ihre materiellen und immateriellen Interessen sind mit den Profitinteressen des Unternehmens so verknüpft, daß die Verwirklichung jener ganz von der Verfolgung dieser abhängig ist . . .
Damit schließt sich der Kreis: Ob Manager oder Eigentümer die Großunternehmen kontrollieren – die der wirtschaftlichen Entwicklung die Richtung weisenden Antriebe bleiben prinzipiell die gleichen. Grundsätzlich orientieren sich die Entscheidungen *beider* Gruppen an demselben, vom kapitalistischen System vorgegebenen Zweck . . .
Daher sind Manager eine konservative, Änderungen des status quo, und das heißt auch:

Eingriffen in die Eigentumsrechte abholde Macht. Das Privateigentum schützt sie und sie schützen das Privateigentum.
(Helge Pross, *Manager und Aktionäre in Deutschland*, S. 113, 171 ff., 176, 179)

In der Großwirtschaft, so zeigt sich, dominiert der Nichteigentümer, dessen Amt nicht auf erworbenem oder ererbtem Eigentum beruht, sondern auf seiner Qualifikation. Manager beherrschen die Szene, also Männer, die keinen Erbschein vorweisen, keinen anderen Anspruch auf ihr Amt geltend machen können als die eigene Qualifikation. Wir leben in einer offenen Gesellschaft. Auch die Unternehmerfunktion ist in einem Maße »demokratisiert« worden, wie sich das vor fünfzig oder hundert Jahren kaum jemand hätte vorstellen können . . .
(Max Kruk, *Die großen Unternehmer*, Frankfurt 1972, S. 27 f.)

Während die politischen Führer der westlichen Staaten ihr Amt und die damit verbundene politische Macht einer demokratischen Wahl durch die Gesamtbürgerschaft verdanken, gelangen die maßgebenden Führer der korporativen Wirtschaftsunternehmen in ihr Amt durch Zuwahl seitens der kleinen Gruppe ihrer bereits im Amt befindlichen Kollegen. Es versteht sich also, daß die Zuwahl als Instrument der wirtschaftlichen Führungsauslese für die Wirtschaftsdynamik und damit auch die allgemeine Politik eine ähnliche Bedeutung gewonnen hat wie die demokratische Wahl für den politischen Prozeß. Anders und vereinfachend ausgedrückt: Die politische Führung eines Staates beruht auf der demokratischen Investitur; die wirtschaftliche Führung aber, die für den politischen Prozeß vielfach entscheidend ist, auf der oligarchisch-elitären Kooptation. Damit ergibt sich: Ein politischer Führer, ein Bundeskanzler oder Ministerpräsident, untersteht der demokratischen Verantwortung, ein oft nicht minder machtvoller Wirtschaftsführer aber nur der Kontrolle durch seine im Leitungsgremium befindlichen und nicht minder unverantwortlichen Kollegen, die man je nach der Einstellung als seine Genossen oder seine Spießgesellen bezeichnen mag. Die politische Demokratie hat kein Gegenstück in einer wirtschaftlichen Demokratie. Dank der Kooptation befindet sich das Wirtschaftsleben noch im Feudalzeitalter.
(Karl Loewenstein, *Kooptation und Zuwahl*, Frankfurt 1973, S. 148)

Die Sicherheit, mit der die Unternehmerschaft es zurückweist, die geltenden Standards politischer Legitimation auch auf die Führung im wirtschaftlichen Bereich anzuwenden, ist institutionell verbürgt. Solange Unternehmertum als Institution mit den legitimierenden Werten der Berufung, des Eigentums und der Elitezugehörigkeit in weiten Teilen der Öffentlichkeit Anerkennung genießt, ist zu erwarten, daß Bestrebungen zur Änderung der Verfassung von Unternehmen auf halbem Wege stehenbleiben.
(Benno Biermann, *Die soziale Struktur der Unternehmerschaft*, Stuttgart 1971, S. 108)

Ich glaube, um ein Unternehmen richtig zu führen, bedarf es der ganzen Kraft und Arbeit eines Mannes. Und darüber ist bisher leider die Politik vergessen worden. Die Unternehmer sind apolitisch. Aber ich glaube, das wird sich jetzt ändern. Jawohl, die Unternehmer werden politischer. Sie werden in Zukunft ihre (!) Soziale Marktwirtschaft stärker verteidigen und deren Vorteile allen plausibler und transparenter machen. Nicht ohne Grund habe ich mich bereit erklärt, mich zum Präsidenten des Verbandes der Chemischen Industrie wählen zu lassen.
(Konrad Henkel, am 17. 1. 1972; zit. nach: Engelmann/Wallraff, *Ihr da oben – wir da unten*, erw. Ausgabe, Köln 1975, S. 93)

4. Höhenluft

Revolution nach unserem Geschmack
Franz Beckenbauer rief [an seinem 30. Geburtstag], alle kamen: Minister, Präsidenten, Bankiers und Schriftsteller. Herr Beckenbauer ist ein sehr bekannter Fußballspieler – die Symbolfigur für einen Sport, der endlich gesellschaftsfähig geworden ist. Vorbei sind die Zeiten, wo nur die Arbeiter auf der Wiese kickten und die Vornehmen naserümpfend dran vorbei zum Tennisplatz gingen . . . Eine schöne, stille Revolution – und dazu noch so gesund.
(*Bild-Zeitung*, September 1975)

Gibt es ein deutsches Establishment? Gibt es eine Power Elite? . . . Beide Fragen kann man nicht mit Ja beantworten . . . In Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg sind die einzelnen Sektoren: Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Gewerkschaft, Kirche, Kommunikation in sich recht homogen. Zwischen ihnen aber bestehen deutliche Distanzen. Der Austausch innerhalb der Sektoren ist teilweise hoch, nimmt aber »nach außen« hin eindeutig ab. Es gibt keinen freien Austausch innerhalb der Elite; sie ist in Westdeutschland in feststrukturierte Einheiten von langer Tradition und weithin ähnlichen Schicksalen zwar nicht gespalten, aber doch getrennt. Diese Tatsache vermag vielleicht einige der Charakterzüge der Nachkriegsgesellschaft verständlicher zu machen: die Unsicherheit in der Spitze, das Fehlen einer »guten Gesellschaft«, die den Ton angibt, oder die relative Trennung von Macht, Einkommen und Prestige.
(Zapf, *Wandlungen . . .*, S. 199 f.)

Einerseits haben die vehementen Angriffe der »neuen Linken« das »Establishment« sicher näher zusammenrücken lassen. Andererseits zeigte sich davon vielleicht nicht völlig unabhängig bereits vorher eine Tendenz zur »Refeudalisierung« des persönlichen Lebensstils, die man Ende der 50er Jahre nicht ohne weiteres vorausgesagt hätte. Schien sich damals der Lebensstil der »Manager« zu versachlichen, so rückt heute wieder das »Dienstmädchen« ein, ein untrügliches Zeichen für eine Versnobung, der das gute Gewissen nicht mehr fehlt. Entsprechend dimensionieren sich Zuschnitte von Haus oder Wohnung und Ausstattung neu, und zwar neofeudal. Auch hierüber ist neues Einverständnis entstanden, so daß an das warnende Wort Alexis de Tocquevilles (in: Demokratie in Amerika, ursprünglich 1837) zu denken ist, daß nur eine Bewegung die fortschreitende Egalisierung und Demokratisierung brechen könne, nämlich ein aus der großen Industrie kommender neuer Feudalismus.
(Claessens, Klönne, Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*, S. 314)

F. Scott Fitzgerald: Laß mich von den Superreichen sprechen. Sie sind ganz anders als du und ich. Sie besitzen und genießen früh, und das hat seine Wirkung. Es läßt sie sanft sein, wo wir hart sind, und zynisch, wo wir vertrauen. Es ist schwierig, das zu verstehen, wenn man selbst nicht reich geboren ist. Tief im Herzen denken sie, daß sie besser sind als wir, die wir den Ausgleich und die Auswege im Leben selbst zu entdecken hatten. Selbst wenn sie weit in unsere Welt eindringen, oder tief unter uns sinken, denken sie immer noch, daß sie besser sind als wir. Sie sind anders.
Ernest Hemingway: Ja. Sie haben mehr Geld.

Zusammengestellt von Karl Markus Michel

Bernt Engelmann
Eure Elite

Natürlich weiß heutzutage jeder, was (und wer) *Elite* ist und wie die Elite-Angehörigen, die sehr Reichen und Mächtigen also, ihren elitären Alltag verbringen (oder verbringen lassen). Es gibt ja, Burda und Bauer sei Dank, allwöchentlich wahrlich genug ausführliche und reich bebilderte Berichte darüber, beileibe nicht nur in der Regenbogenpresse und in den vielen, eigens zu diesem Zweck erscheinenden Hochglanz-Zeitschriften. Auch die sogenannten seriösen Blätter lassen dem breiten Publikum wenig vom High Life seiner Leitbilder in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft verborgen. Und dennoch: manches bleibt auch in den allerbesten Beschreibungen des Lebens feinster Kreise im Dunkeln, und hier gilt es, Lücken zu füllen – wie, das sei an einem Beispiel erläutert, und zwar an dem fast, aber eben auch nur *fast* perfekten Bericht, den Peter Brügge in einem Hamburger Nachrichtenmagazin veröffentlicht hat:

». . . trat der katholische Schriftsteller Reinhard Raffalt in den nach vielen Frühlingsblumen duftenden grünen Salon des Ehepaars Dr. Konrad und Gabriele Henkel und sprach vor sechzig Gästen über ›Gotteslästerung‹. Alsdann speiste man: Möveneier auf Morcheln, Essenz von jungen Tauben, getrüffelten Kapaun, Käseplatte, Erdbeeren ›Aurora‹ . . . Das Deckblatt der Menükarte zeigte die Reproduktion einer ›Allegorie des Frühlings‹ von dem Florentiner Renaissance-Maler Andrea Boscoli, deren Original die Hausfrau ihrer eigenen kleinen Sammlung von Handzeichnungen entnehmen konnte. Während die Gäste tafelten, trat Künstler Karl-Heinz Schaeffner mit einer Renaissance-Laute vor sie hin und spielte, was eine elegante Programmkarte angekündigt hatte: Musik an englischen und spanischen Fürstenhöfen des 16. und 17. Jahrhunderts . . .«, weshalb diese Party als *Soirée* bezeichnet werden konnte.

So erfuhren die Leser des Nachrichtenmagazins, wie hochkultiviert es beim Abendbrot im Hause der Düsseldorfer Waschpulver-Fabrikanten zugeht. Und natürlich wurde ihnen auch noch berichtet, welche prominenten Gäste gekommen waren; was die Hausfrau sich angetan hatte (ein Renaissance-Kleid aus Goldbrokat, wie sich fast von selbst versteht) oder was es nach dem Vortrag über Blasphemie zu trinken gab (zunächst 58er Wiltinger Gottesfuß feine Auslese – was sonst?). Hingegen wurde den Lesern manch anderes interessante Detail vorenthalten, etwa: wieviele Milliarden Mark

Konzern-Umsatz, vertreten durch Großaktionäre und Generaldirektoren, in den Genuß der Essenz von jungen Tauben kamen; welche ungefähre Anzahl von Arbeitern und Angestellten zum Gelingen des Abends beigetragen hatten (etwa 87 000) oder auch, daß die Kosten dieser Soirée im kleinen, ganz intimen Kreis voll von der Steuer abgesetzt werden konnten, so daß die Endverbraucher von Henkel-Produkten kaum (und jedenfalls nur indirekt) belastet wurden.

Ebensowenig – und das ist besonders bedauerlich, weil man sich die rein wirtschaftlichen Informationen auch anderweitig beschaffen kann, etwa von *Hoppenstedt's Archiv* – wurde dem Leser des im übrigen, wie Gaby Henkel meinte, ganz, ganz reizenden Berichts ein Eindruck von dem vermittelt, was doch – zumindest für die Gastgeberin – das Wichtigste war: Wie haben die Gäste auf den (nach Ansicht der Henkels: unheimlich dezenten) Protz reagiert? Lauschten sie mit offenem Mund den Fantasias und Pavanas des Lautenschlägers? Fanden sie das Vortragsthema, ›Gotteslästerung‹, überhaupt noch *›in‹?* Wirkten Möveneier auf Morcheln nicht ein bißchen ärmlich? Hat man bemerkt, daß die Henkels damit *Akzente setzen* wollten – kein Kaviar, solange es kriselt und die Roten in Bonn regieren! – und nur deshalb streng *Maß hielten*? Oder müssen nun Gaby und Dr. Konrad um ihre weitere Zugehörigkeit zur bundesdeutschen Elite bangen?

Fragen über Fragen, die sämtlich offen blieben.

Aber glücklicherweise liegen *uns* weitere, bislang unveröffentlichte Informationen vor. Sie werden auf alles Antwort geben und den fachlich interessierten Leser zufriedenstellend unterrichten. Es handelt sich zudem um Original-Tondbandaufzeichnungen einiger Gespräche bei Tisch und auch nachher, und wir blenden uns an einer Stelle ein, wo uns auch gleich Auskunft darüber zuteil wird, was man in wirklich elitären Kreisen unter ›Elite‹ versteht:

»Also, ich hab das gestern der Babs, meiner Tochter aus erster Ehe, erklärt . . . – Ja, geben Sie mir noch 'n Stückchen, aber diesmal gefälligst mit Trüffeln! – Ich hab ihr gesagt: ›Paß mal auf, also, ich und der Onkel Ralf-Heidam und die Heidrun und das Rehlein und die Tante Mirzl und der Boms, der Ötsch, der Freddy und natürlich auch die Großeltern in Baden-Baden, meinetwegen auch noch die Tante Gaby, der Onkel Hanns-Martin, die Uschi, die Mausi und die Musch Werhahn – na, vielleicht die Mausi nich, aber der Onkel von der Musch, der mit dem lila Kleid und dem goldenen Kreuz, das is zusammen ELITE, *nich wa? Und du natürlich auch, wenn du groß bist! – Die Mammi? Also, als sie noch mit mir verheiratet war, da war sie natürlich auch Elite, so wie jetzt die Heidrun . . . Aber man kann eben nicht alles haben!‹ – Gut, wie?« »Also, ich weiß nicht . . . Mich hat die Babs nämlich auch gefragt, was Elite ist – komisch, wie? Also, ich habs ihr so erklärt: Nehmwama an, wir gehn zusammen mit dir und deinem Pappi Eis*

essen, auf der Kö, meinetwegen. Und bei Bittner auf der Terrasse isses sehr voll, gell? Und da sind viele Leute, die wollen auch Eis essen, finden aber keinen Platz. Und dann stürzt der Geschäftsführer raus und läßt für uns 'n Extra-Tisch auf die Terrasse stellen, gleich vorn am Mittelgang, wo ein' alle sehen, und entschuldigt sich auch noch, daß wir hamm warten müssen – das is Elite! Für Freddy und Rehlein und Musch Werhahn und Ralf-Heidam und Gudrun und Mausi – da hätt' er das nämlich nich gemacht!«

Ein anderes Stück des Tonband-Protokolls betrifft das Abendbrot, das die Gaby Henkel ihren sechzig handverlesenen Gästen verabreichte, zumindest indirekt:

»Also, in Le Rosey hab ich gelernt: Was auf den Tisch kommt, wird gegessen . . . – aber man sollte ihr auch mal klarmachen, daß man sich nich alles bieten läßt – also, würklich! Findste nich?« – »Bei uns is auf den Menükarten immer was von der Kollwitz – als Kontrast, aber unheimlich gut, nich?« – »Wir geben nach dem Bliny mit Kaviar und dem Süppchen meist ein Suprême von frischen Haifischflossen und dann Biermast-Kobe-Filetsteak von handmassierten japanischen Angus-Rindern – toll, was?« – »Möveneier sind doch nun würklich ganz out *– na ja, Persil bleibt eben Persil . . .!«*

Wie stark und nachhaltig Gaby Henkels Gäste von dem dreißigminütigen Vortrag über ›Gotteslästerung‹ beeindruckt waren, zeigen die sonstigen Tischgespräche, wobei man sich eine Geräuschkulisse – Klappern von Besteck, Lautenmusik wie an spanischen Fürstenhöfen der Renaissance, viel Gläserklirren sowie das gelegentliche Schmatzen des miteingeladenen ›Bunte Illustrierte‹-Reporters – hinzudenken muß:

»Essenz von jungen Tauben? Ich würde glatt auf Hühnerbrühe tippen . . .! Wie stehen eigentlich jetzt Degussa *. . .?« – »Ralf-Heidam hat zur Zeit unglaublich viel zu tun! Er verhandelt mit dem Oberst, der das Industrieministerium leitet, seit Wochen wegen dem Orden – nein, nicht den einfachen Stern, den hat jeder! Das Großkreuz mit Brillanten natürlich . . .! Hans-Marquart und Hanns-Martin werden platzen . . .« – »Also, ich bin ja würklich nich abergläubisch, aber an 'nem 13., noch dazu freitags, also, da würd' ich nich ma' Daimler zu pari kaufen . . .« – »Als Unternehmer sage ich Ihnen: Was interessieren mich die Sozialrenten? Die Dividenden sollte man dynamisieren, liebe gnädige Frau!« – »Was is die Boms eigentlich für ne Geborene? Wir waren da neulich zu ner Party, aber es war ziemlich fad . . . Bei Liesenfelds war es ganz ganz reizend, nur das Essen war zum Kotzen . . .« – »Wir fusionieren jetzt mit ITT – na ja, wir geben den Amis die Mehrheit und sie geben uns ein nettes Paket – dann wird mir Kai-Ingo endlich die kleine Motoryacht kaufen – Monte Carlo? Um Himmels willen, Liebste, das is doch so* out, outer *gehts gar nich! Ich dachte an die Bahamas, da is man noch unter sich, nich?« – »Also, ich werde mit Gunter reden, der*

steht ganz gut mit dem Heini Thyssen, diesem Arschloch, und kann ihm – aber wenn Sie den Posten an ihn loswerden, müssen Sie mich mit mindestens fünf Prozent – na gut, sagen wir: vierdreiviertel . . .« – »Also, ich finde, der Mann sieht faabelhaft aus, nein, würklich, faaabelhaft! Und wie er in Hessen gegen die Sozis Front macht, das imponiert mir! Jedenfalls ist er der beste Verteidigungsminister seit FJS . . .« – »Wirklich geschultes Hauspersonal wird auch immer knapper, nich? Heidi Horten hat da ein wirkliches Schnäppchen gemacht – nee, nich in Korea, in Hongkong! Natürlich hat der Mann Schlitzaugen, aber er kann sogar reine Seide bügeln . . .!« – »Meine Frau schickt die Oberhemden immer nach Dahlem zum Waschen. Wenn sie der Chauffeur abends zum Lufthansa-Schalter bringt, kriegen wir sie am nächsten Nachmittag mit der 17.10-Maschine zurück. Ja, ich habe den Tip vom Beitz, der hat in Essen ja auch kein chlorfreies Wasser . . .« – »Nein, wir lassen bei der Buchela hellsehen – die is unheimlich gut . . .« – »Um Himmels willen, lieber Freund, das überlassen wir dem Axel Caesar – schließlich kann man doch nich die ganze Konzernpolitik mit 'nem siderischen Pendel planen, nich?« – »Rehlein sagt, der Gaekwar von Barodi is 'n wundervoller Liebhaber, nur schielt er ein bißchen . . . Apropos: Was war das eigentlich für'n Knilch, der uns da vor dem Essen mit diesem religiösen Zeug angeödet hat? Warum hat die Gaby nich 'n Zauberkünstler genommen – das is doch immer nett, nichwa? Wir hatten auch einen, als wir nach Opas Tod die Gelsenkirchner Hütte so günstig abgestoßen haben . . .« und so ad infinitum.

Das Gesamturteil über Gaby Henkels kleines Abendbrot in allerintimstem Kreis lautet daher: *Drittklassig!* Und da es nicht einmal mehr bei der Bundesbahn eine dritte Klasse gibt, bedeutet dieses Adjektiv soviel wie: ›einfach unmöglich‹. Das zeigen die aufgezeichneten Tischgespräche deutlich, und auch die Wertung der Zensur *›drittklassig‹* läßt sich, da das Wort in den Tonband-Protokollen häufig auftaucht, an drei Beispielen hinreichend dokumentieren:

». . . Da kannste wirklich nich hingehen, Mausi! Das is 'n drittklassiger Haut-und-Liebe-Doktor – er hat die Heidrun sogar gefragt, ob sie vielleicht 'n zu scharfes Geschirrspülmittel benutzt – als ob Heidrun je . . .« – »Ich dachte erst, der Münchner Rektor sei irgend so'n drittklassiger Politologe. Dabei is er ja 'n Prinz *Lobkowicz mit dem Prädikat ›Durchlaucht‹ und zudem der Schwager vom Waldburg-Zeil und von der Gaby Wittelsbach . . .!« – »Der Löwenthal macht seine Sache wirklich glänzend, aber er hat wohl 'nen drittklassigen Immitsch-Berater. Und vor jeder Sendung sollte er zwei Alka-Seltzer nehmen – man sieht ihm sonst sein Sodbrennen immer so an, nich?«*

Ein im Gegensatz zu der Persil-Soirée wirklich gelungenes Fest, an dem – außer Mausi, Rehlein, Heidrun, Musch und Boms sowie deren derzeitige

Gatten – auch die Großaktionäre der übrigen bundesdeutschen Konzerne teilnahmen, veranstaltete vor einiger Zeit Erbprinz Johannes von Thurn und Taxis, mit Abstand reichster Junggeselle unter den Multimilliardären der Europäischen Gemeinschaft. Auf dieser Party des lieben Johannes war auch, wie sich fast von selbst versteht, viel Hocharistokratie. Infolgedessen tat man sich dort nicht soviel Zwang an beim munteren Plaudern. Anstatt Lautenmusik, langweiligen Vorträgen und Möweneiern, gab es beim Erbprinzen zünftige Gesellschaftsspiele wie Topfschlagen und Sackhüpfen, ein von Meister Gerd Käfer geschaffenes Kaltes Büffet, das sich – zumindest in den ersten acht Minuten nach Beginn der Party – sehen lassen konnte. Und die Gespräche waren freier und offener, zumal neben zahlreichen Prinzessinnen und Herzögen auch einige Topmanager der bundesdeutschen Schwerindustrie sowie ein paar dekorative Künstler eingeladen waren.
Auch von der fürstlichen T. und T.'schen Party gibt es ein Tonband-Protokoll, außerdem einen mündlichen Bericht unseres Sonderberichterstatters. Hier ein kurzer Ausschnitt aus dem Exklusiv-Report:
». . . Man kennt sich, nickt sich mehr oder weniger freundlich zu, winkt der kleinen Blonden, mit der man im letzten Sommer in Kampen – oder war es Silvester in Moritz? – so nett gebumst hat, ein ›Hi, darling!‹ zu, überlegt, wie sie eigentlich heißt – Bambi oder Dörle oder Lämmchen? –, ruft der Gräfin Kitty, die gerade vorbeikommt, ein ›Na, du altes Sumpfhuhn . . .?‹ nach, was zugleich die Frage bedeutet, ob bei ihr nachher noch was zu machen sei, klopft dem lieben ›Bautz‹ Beitz und dem ›alten Kuddel‹ Jürgens auf die Schulter, grinst dem ›göttlichen Herbert‹ von Karajan ins Gesicht, nachdem man ›der lieben Eliette‹, der Frau des Maestro, soeben etwas sehr Anzügliches ins Ohr geflüstert hat, fragt einen Herrn, der gerade vorbeikommt und den man zu kennen glaubt, ob er es auch so ›zum Kotzen fad‹ finde, sieht dessen säuerliche Miene und erinnert sich, daß dies der Gastgeber, der ›liebe Johannes‹, war, eilt daraufhin zum kalten Büfett und sieht voller Grimm, wie sich die ›liebe Renate‹ von Holzschuher gerade den letzten halben Hummer nimmt, sucht vergeblich nach etwas anderem Eßbaren, trifft die kleine Blonde wieder – heißt sie nicht Micky? –, beschließt, da sie es auch ›zum Kotzen fad‹ findet, mit ihr abzuhauen, sagt ›Tschau‹ zu Prinzessin Ilonka Wittgenstein, bemerkt, daß diese keinen BH trägt und sich das leisten kann, bedauert nun bereits, daß man etwas voreilig gewesen ist, die kleine Blonde mit der Samthaut zum gemeinsamen ›Abhauen‹ aufzufordern, hört, wie einer gerade ›Hi, Bärbel!‹ zu ihr sagt – also ist es vielleicht gar nicht die Bambi? –, ruft ›Servus!‹ zur Gräfin Kitty hinüber, ›Addio, maestro!‹ zu Karajan, ›Tschüß, Eliette!‹ zu dessen Frau, geht, die kleine Blonde mit der Samthaut am Arm, zur Garderobe und sagt dort: ›Also, es war wirklich ganz reizend bei Ihnen, wirklich, leider müssen wir jetzt hopphopp zu einem Happening in Dingsda, haben es denen fest

versprochen, also, nochmals recht herzli . . .‹, unterbricht sich, weil man bemerkt hat, daß der Prinz Johannes drinnen eine Rede hält, der Mann, zu dem man geredet hat, also gar nicht der Gastgeber sein kann, beschließt wieder reinzugehen, weil man seine Zigaretten drinnen liegengelassen hat, erfährt von der kleinen Blonden – die wohl doch die Mirzl aus Kampen ist, eine Nichte der reichen Hohenlohe, so hat sie damals jedenfalls behauptet –, daß es sich bei der Rede Seiner Durchlaucht nur um die Ehrung der Sieger im Sackhüpfen handeln kann und daß sie nicht mit rein will, weil ihr sonst bestimmt schlecht würde, bittet sie also, einen Moment zu warten, trifft an der Tür den alten Zahn, nein, nicht den von Daimler, vielmehr dessen Bruder, den ›Gold-Zahn‹ von Trinkaus, bringt diesen zu einer so gut wie festen Zusage einer zinsgünstigen Zwischenfinanzierung des Dreiecksgeschäfts mit Nairobi – Leopard-Panzer gegen Palmkernöl aus Kenia –, spricht noch rasch mit Freddy, der zu Krauss-Maffei die besten Beziehungen hat und die Leoparden mit Sonderrabatt bekommt, geht wieder zurück in die Garderobe, findet dort nur noch den Herrn, den man vorhin für den ›lieben Johannes‹ gehalten hat, nicht aber die Mirzl – sie ist weg, wahrscheinlich mit diesem Griechen, diesem syphilitischen Tankerkönig, das verfluchte Luder! –, sagt zu dem Mann, der im Profil wie der Thurn und Taxis aussieht, daß das eine gottverdammte Scheiße sei, wundert sich, warum der Kerl auch dazu nichts sagt, beschließt, sich ihm vorzustellen – ›Kennen wir uns nicht? Ich glaube es war bei Julia von Siemens . . . Mein Name ist . . .‹ –, vernimmt erschrocken, wie der Kerl von draußen gerufen wird – ›Wo bleiben Sie denn, Wuttke? Ich warte schon seit Stunden!‹ – daraufhin ängstlich ›Ich komm ja schon, gnä' Frau!‹ schreit und sich eine Fahrermütze aufstülpt, dann davonstürzt, woraufhin man einen Drink benötigt, zur Hausbar geht, einen ›Chivas Regal ohne alles‹ verlangt, doch zur Antwort bekommt, es sei leider nur noch ›Vat 69‹ da, daraufhin sehr von oben herab erklärt, daß einem andere Getränke als ›Chivas Regal‹ vom Arzt streng verboten seien, was eine nerzgefiederte Endvierzigerin zum Anlaß nimmt, sich über ihre kürzliche Unterleibsoperation zu verbreiten, so daß man sich nur mit einem eilig gelispelten ›Verzeihen Sie, Gnädigste, aber ich muß absolut sofort etwas zu trinken holen, ich bekomme sonst einen Kreislaufkollaps . . .!‹ wieder losreißen kann, allerdings nur mit dem Resultat, daß man dem lieben Johannes in die Arme läuft, der einen zum Topfschlagen mit auf die Tanzfläche schleppen will; man zischt ihm zu, ›eine so beschissene Party wie diese‹ hätte man überhaupt noch nicht erlebt, tritt dabei versehentlich dem alten Zahn auf die Zehen, der sehr ausfallend wird – und das gerade jetzt, wo die Zwischenfinanzierung gesichert schien! –, entschuldigt sich umständlich, bis der ›Gold-Zahn‹ wieder versöhnt ist und die Zusage ausdrücklich bestätigt, sieht die Ilonka Wittgenstein, geht mit ihr zur Bar – ›Da saß eben eine Ziege, aufgedonnert wie eine prämierte Prachtsau, sag ich Dir . . .!‹ –, trinkt

mit Ilonka zwei doppelte Bourbon on the rocks, sagt zu Ihrer Durchlaucht: ›Also, weißt du, Pinki, ich hab schon viele beschissene Parties gesehen, aber was sich der Johannes, dieses Arschl . . .‹, bricht ab, weil man das Mikrofon entdeckt hat, das auf der Bar steht, sieht Scheinwerfer aufflammen und hört das Schnattern einer uralten Arriflex, sagt daraufhin ›Prinzessin‹ zur Pinki Wittgenstein, lacht und winkt, ruft ›Hi, Bautz!‹ zu Beitz hinüber, der nun sofort – wegen des TV? – mit großen Schritten angestelzt kommt, sagt etwas geziert: ›Also, vom rein Sportlichen her ist Anton weit überlegen, da kommt weder Cortina mit noch Kitz' noch Squaw Valley, findest du nicht auch, Liebling?‹, sieht die Scheinwerfer erlöschen und fährt fort: ›Also, Pinki, laß den Johannes, das alte Arschloch, seinen Scheiß-Bourbon allein saufen, ich hab noch Chivas im Wagen, hier ist es so stinklangweilig, daß einem die kalte . . .‹, wird von Freddy, der dazugetreten ist, unterbrochen mit der Bemerkung, daß der Sonderrabatt für die Leoparden einen Punkt unter dem Diskontsatz liegt – mehr als erwartet, also kann das Geschäft jetzt steigen! Abzüglich der zweihundert Mille für Freddy bleiben einem . . . –, wird beim Rechnen gestört von Frau Anneliese Grundig, die nach einem mißbilligenden Blick auf die BH-lose Prinzessin Pinki etwas sauersüß meint: ›Wegen der Elektronik hätten Sie ruhig auch mal mit meinem Gatten sprechen können . . .!‹ – ausgerechnet jetzt muß sie einen stören, wo man doch gerade die Pinki abschleppen wollte – beruhigt Frau Grundig mit einem ›Bestimmt das nächste Mal, liebste gnädige Frau!‹ und kann nun endlich Ihre Durchlaucht zum Parkplatz führen, wo . . .« Hier weigerte sich die ansonsten nicht prüde, aber mit feinsten Kreisen und ihrem Umgangston nicht vertraute Redaktionssekretärin, weiter mitzustenografieren, so daß der Bericht nicht zum Abschluß gebracht werden konnte.
Wir aber hoffen, zumindest einige der schmerzlichsten Lücken in der bundesdeutschen Berichterstattung über den streß-reichen Alltag unserer Geld- und Macht-Elite geschlossen und dem Leser einen Informationsvorsprung gegenüber den Abonnenten auch des ›Spiegels‹ gegeben zu haben.

1975

April: GEFÄNGNIS (Davis, Heinrich)
FRAUEN (Pezold, Schwarzer)
Mai/Juni: KRISE (Blechschmidt, Vigier)
GASTARBEITER (Nikolinakos)
Juli/August: ÖSTERREICH (Handke, Nenning)
PORTUGAL (Frade, Siegert)
September: Ö-Wahlen & linke Strategie
(Juso Revi Kozi Mao Trotzki)

NEUES FORVM

An NF-Vertrieb A-1070 Wien Museumstraße 5 Tel. 93 33 53 / Diese Anzeige fand ich in:
Ich bestelle das NF vom als kostenloses Probeheft
☐ 1 Jahresabo um öS 360 DM 53 sfr 58 (Studenten öS 270 DM 40 sfr 45 / Nachweis!)
NAME ADRESSE

Sammlung Luchterhand

Udo Mayer/
Norbert Reich (Hrsg.)
Mitbestimmung
contra Grundgesetz
Argumente und Materialien zu einer überfälligen Reform.
DM 14,80 (Bd. 197)

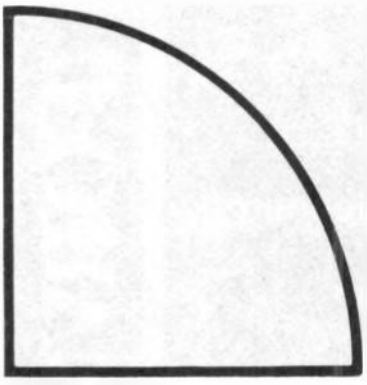
Es konnte nicht ausbleiben, daß die paritätische Mitbestimmung in das Sperrfeuer juristischer Verfassungskritik geriet. Die Autoren dieses Bandes wenden sich mit Entschiedenheit gegen dieses Ausspielen des Grundgesetzes gegen die paritätische Mitbestimmung.

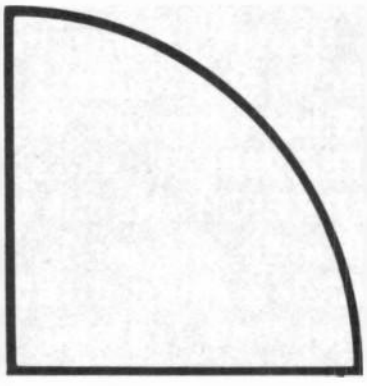
DM 13,80 (Bd. 205)

Dieses Buch gibt Auskunft über die Neue Frauenbewegung, über ihre Herkunft, ihre Kämpfe und Ziele.Die Autorin verbindet persönliche Erfahrungen mit den Erfahrungen vieler Frauen. Keine Erfahrung ist so persönlich, als daß nicht andere Frauen davon betroffen werden.

DM 12,80 (Bd. 202)

Für Ernst Krauter ist Leben „eine Demütigung, die sich ständig wiederholt".
Fels' erster Roman handelt von Pubertät, aber so als sei sie nicht Vergangenheit, sondern auf schmerzhafte Weise gegenwärtig.





Rudolf Hickel
Kapitalfraktionen

Thesen zur Analyse der herrschenden Klasse

I

Es sind vor allem zwei sich anscheinend widersprechende Tendenzen im aktuellen, theoretischen und politischen Marxismus, die paradoxerweise in heimlicher Konvergenz dazu beitragen, daß die Analyse der Klassen als Basis der Bestimmung ökonomisch-politischer Kämpfe zu einem spröden Definitionsraster einer Glaubens- und Standpunktslogik zu verkommen droht.

Die eine Tendenz findet in den Versuchen klassenanalytischer Absicherung beim unterschiedlichen »Aufbau« kommunistischer Parteien ihren Ausdruck. Die eigentliche Aufgabe konkret-historischer Analyse der gesellschaftlichen Klassen im heutigen Kapitalismus, die auf die Bestimmung der Widersprüche zwischen und innerhalb der Klassen zielt, verkehrt sich zu einer äußerlichen Vorgabe eines bipolaren Rasters von Lohnarbeit und Kapital, innerhalb dessen sich Freund und Feind scheinbar treffsicher verorten lassen. Wer nicht zur Arbeiterklasse gehört oder, in der bornierten Sprechweise der »Aufbau«-Konstrukteure, wer durch die je spezifische »neue« kommunistische Partei nicht zum Proletariat gezählt wird, gehört auf die andere Seite, gehört zum monolithisch begriffenen Block der Kapitalisten als einer einheitlichen und widerspruchsfreien Personifikation *des* Kapitals. Selbst die ohnehin seltenen Anmerkungen zu den Schichten zwischen den kohärent gedachten Klassen (sogenannte »Neue Mittelschichten«) gehen in diesem blutleeren Grundraster auf: je nach politischer Opportunität geraten sie das eine Mal in bündnisfähige Proletariatsnähe und das andere Mal in die hoffnungslose Rolle des monomanen Kapital-»Büttels«. In dieser schlichten Dichotomisierung – hier der einheitliche Block der Herrschenden, dort der der Beherrschten – gerinnt der Staat unbegriffenerweise zu einem widerspruchsfreien Instrument der herrschenden Klasse, zu einem »Gesamtausschuß der Bourgeoisie«.

Diese unmittelbare, von internen Widersprüchen befreite Identifikation der Klassen geht so weit, daß *das* Kapital in der politischen Propaganda die reale Existenz eines bewußt handelnden *»Supersubjekts«* annimmt, welches etwa *dem* Staat *die* Politik kommandiert. Unter umgekehrten Vorzeichen drückt sich diese fingierte Vorstellung vom unmittelbaren Agieren des »Supersubjekts« Bourgeoisie bzw. Kapital in einer entsprechenden proletarischen Politik aus. In einer Gleichsetzung von widerspruchsfreiem Proleta-

riat mit dem einen »Volk« kommt es auf die »Indienstnahme« der bisher von *dem* Kapital determinierten Verfügungsgewalten durch *das* Volk an. Diese politische Strategie unmittelbarer proletarischer »Umpolung« bisher kapitalistischer Herrschaft entspringt einer Klassenkonstruktion, die auf eine Bestimmung innerer und äußerer Widersprüche der Klassen zugunsten der Fiktion allmächtig agierender, kohärenter »Supersubjekte« verzichtet und damit die realen Entwicklungen ökonomischer und politischer Widersprüche nicht zu begreifen und im Klassenkampf aufzugreifen versteht. Klassenkampf gleicht dem Bild eines Schaukelstuhls in Bewegung.

Fatal muß in diesem Zusammenhang erscheinen, daß die Klassenanalyse für den entwickelten Kapitalismus auch durch eine zweite Tendenz innermarxistischer Diskussion kaum weiterführende Impulse erfährt. Es handelt sich dabei um das emsige Geschäft der sogenannten »Kapital-Rekonstrukteure« – nur sind dieses Mal mit *dem* »Kapital« die drei Bände des Marxschen *Kapital* gemeint. In diese lediglich kategoriale Nachzeichnung der Entfaltung der abstraktesten Fassung des realen Kapitalismus im »allgemeinen Begriff des Kapitals« hat sich eine Vorstellung von der »Logik des Kapitals« eingeschlichen, die mit der Klärung real existierender Widersprüche innerhalb und zwischen den gesellschaftlichen Klassen ebenfalls nichts mehr zu tun hat. Geschichte als reale Geschichte der Klassenkämpfe rückt in den Hintergrund; sie dient allenfalls zur Illustration logischer Gesetze.

Einer Ontologisierung von gesellschaftlichen Widersprüchen einerseits entspricht also andererseits die Ableitung von Kategorienhülsen, innerhalb derer historische Prozesse nicht mehr interpretierbar sind. Anstatt zu versuchen, die Geschichte des Kapitalismus auf den Begriff zu bringen, wird die Bewegung des Kapitals als *Entwicklung eines Begriffs* in den Mittelpunkt gestellt. Der methodische Hinweis auf einen »Königspfad« aus diesem Reich purer kategorialer Logizität (Begriffsanalyse) in eine interpretationsbedürftige Realität des Kapitalismus (Realanalyse) bleibt dabei eine uneinlösbare Versicherung. In heimlicher Konvergenz rückt an die Stelle des »Supersubjekts Kapital« das Kapital als logischer Automatismus.

2

Eine kapitalismusspezifische Klassenanalyse wird ihrem Anspruch, objektive Widersprüche herauszufinden, die die Klassen in ihrem Gegeneinander und Untereinander einschließlich ihrer ideologischen, politischen und ökonomischen Ausdrucksformen bestimmen, nur gerecht, wenn sie die spezifische Form kapitalistischer Vergesellschaftung bestimmt. Eine Konzentration der Klassenanalyse, wie es traditionellerweise der Fall war, auf den gebetsmühlenhaft wiederholten Widerspruch zwischen »Lohnarbeit und Kapital« reicht aber nicht aus, um die Vergesellschaftungsstruktur zu erkennen, innerhalb derer sich dieser Grundwiderspruch über innere Diffe-

renzierungen der Klassen durchsetzt. Dieser Mangel traditioneller Klassenanalysen kann auch nicht dadurch behoben werden, daß empirisch beobachtete Strukturdifferenzen innerhalb der Klassen dem Grundwiderspruchs-Raster einfach aufgepflanzt werden. Denn auch dann noch bleiben die besonderen Beziehungen *innerhalb* der Klassen und *zwischen* den Klassen weitgehend im Dunkeln.

Bei der Untersuchung der politischen Herrschaft, die durch den kapitalistischen Staat ausgeübt wird, zeigt sich sehr schnell die Notwendigkeit, klasseninterne Differenzierungsprozesse, die sich in unterschiedlichen politischen Interessen ausdrücken, zu analysieren. Wenn innerhalb der Kapitalistenklasse selbst Widersprüche bestehen, dann kommt es zuerst darauf an, die dahinterstehenden Bourgeoisiefraktionen herauszufinden, um verfolgen zu können, wie sich diese im politischen System durchsetzen.

Es gibt vor allem zwei neuere Studien, die sich im Kontext einer näheren Bestimmung politischer Herrschaft empirisch und theoretisch mit dem Problem der Bourgeoisiefraktionierung auseinandergesetzt haben. Während Kurt Gossweiler in seiner faszinierenden Studie *Ökonomie und Politik in Deutschland 1914-1932*[1] die Herausbildung und den Einfluß rivalisierender Kapitalfraktionen auf die Politik in der Weimarer Republik untersucht, zeigt Nicos Poulantzas in seinem Buch *Klassen im Kapitalismus – heute*[2] die Durchsetzungsformen widersprüchlicher Bourgeoisie-Interessen innerhalb des bürgerlichen Staates anhand seines Konzepts vom »Block an der Macht«. Beide Untersuchungen, die eine mehr historisch-empirisch, die andere vorwiegend theoretisch, räumen mit der falschen Vorstellung auf, das Verhältnis zwischen einer konkurrierenden Privatökonomie und staatlicher Politik lasse sich durch eindeutige und widerspruchsfreie *instrumentelle* Zuordnungen von »Kapital und Staat« beschreiben. Sie stellen demgegenüber die Frage, wo innerhalb des Staates die Selektionen widersprüchlicher Bourgeoisie-Interessen so vorgenommen werden, daß die Klasse insgesamt in ihrer Existenz nicht bedroht ist. Als Mangel erweist sich bei beiden Studien, daß sie die beobachteten Ausdifferenzierungsprozesse innerhalb der Gesamtbourgeoisie nicht in Teilbourgeoisien hinein weiterverfolgen. Oder anders ausgedrückt: der Zusammenhang zwischen Klasse einerseits und Konkurrenz andererseits als ein Verhältnis von Stabilität und Labilität der Bourgeoisie bleibt in diesen Studien ausgeblendet.

3

Der Kapitalismus, bei dem sich aus der »Scheidung zwischen den Arbeitern und dem Eigentum an den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit«[3] der Grundwiderspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital ergibt, verdeutlicht objektiv den Antagonismus der Klassen: »Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensät-

ze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.«[4] Diese Vereinfachung, von den »Aufbau«-Parteien kurzerhand als *unmittelbar* geltend aufgefaßt, gibt jedoch die Oberfläche, das herrschende Bewußtsein einer kapitalistischen Gesellschaft, nicht direkt preis. Die Kernstruktur des Kapitalismus, das »einfache« strukturelle Gewaltverhältnis von Lohnarbeit und Kapital, zeigt sich an der Oberfläche in der Form des scheinbar gewaltlosen, freien und gleichen Austauschs. Das aber ist nur schwer durchschaubar.

In dem objektiven Widerspruch zwischen Produktionsmittelbesitz und eigentumsloser Arbeit liegt die Basis für die Interessen der jeweiligen Klassen. Für die Klassenanalyse ergibt sich aber die weitergehende Frage, wie aus dieser dualistischen Determiniertheit der Klassenstruktur politisch konsequenzenreiche Differenzierungen *innerhalb* der Klassen erklärt werden können. Damit ist das Problem der Konstitution einer die Klassen übergreifenden Gesellschaftlichkeit angeschnitten: Wie findet die durch die Trennung von Eigentümern und Nichteigentümern an Produktionsmitteln und Arbeitsbedingungen zerrissene Gesellschaft eigentlich ihren Zusammenhang? Kurz: Der gesellschaftliche Bezug der bürgerlichen Subjekte ergibt sich über die Form des Austauschs von Waren. Die übermächtige Objektivität des Austauschs, innerhalb dessen sich Subjektivität ökonomisch nur bewegen kann, setzt sich mit der *Konkurrenz* durch. Der »allgemeine Begriff vom Kapital« als die abstrakteste Schreibweise vielfältiger kapitalistischer Realität deckt die »innere Natur« kapitalistischer Vergesellschaftung auf: Kapital ist sich selbst verwertender Wert, d. h. es kann sich nur im Bezug auf andere Kapitalien realisieren. Damit ist seinem ökonomischen Wesen die *Konkurrenz* eingepflanzt.

Oder anders ausgedrückt: seine »*innere* Natur«, der Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital, *entäußert* sich durch die Konkurrenz, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse strukturiert. Als Form *indirekter* Vergesellschaftung konstituiert die Konkurrenz die Klassen zueinander und untereinander: »Begrifflich ist die Konkurrenz nichts als die innere Natur des Kapitals, seine wesentliche Bestimmung, erscheinend und realisiert als Wechselwirkung der vielen Kapitalien aufeinander, die innere Tendenz als äußerliche Notwendigkeit.«[5] In der Konkurrenz also setzt sich der Grundwiderspruch kapitalistischer Vergesellschaftung durch. Damit wird der Zusammenhang zwischen *Klassen und Konkurrenz* deutlich: wenn sich die bürgerlichen Subjekte letztlich nur in der Konkurrenz aufeinander beziehen können, dann sind die inneren Strukturen der Klassen keinesfalls kohärent, d. h. widerspruchsfrei. Die Durchsetzung des Grundwiderspruchs innerhalb der Konkurrenz gibt die Grenzen von Stabilität der Klassen gegeneinander und von Labilität innerhalb der Klassen an.

4
Die gemeinsamen Interessen der Bourgeoisie haben in der Gemeinsamkeit der Produktionsmittelbesitzer gegenüber der Arbeiterklasse ihre ökonomische Basis. Gemeinsamkeit stellt sich über den objektiven Mechanismus der Konkurrenz her. Sie bringt die Partikularität zum Gesamtzusammenhang. Die Konkurrenz ist es aber auch gleichzeitig, die zum Ausdruck bringt, daß sich die Klasse der Bourgeoisie nicht unmittelbar, im Sinne des schon angesprochenen »Supersubjekts«, konstituieren kann. Gesamtkapital existiert nicht als bewußt handelndes Subjekt; es ist die in der Konkurrenz hergestellte Durchschnittsexistenz des Kapitals. Das reale Verhalten des Kapitals ist »die Beziehung des Kapitals auf sich selbst als ein anderes Kapital«.[6] Damit ist im Kern die ökonomische Basis des Widerspruchs zwischen Stabilität und Labilität der Bourgeoisieklasse benannt. Ihr objektiver Zwang zum gemeinsamen Interesse an der Ausbeutung der Arbeiterklasse setzt sich in der Konkurrenz der *Einzelkapitale* als *Element* der Bourgeoisieklasse durch. Lassen sich aber spezifische Widersprüche von Einzelkapitalien bündeln, so knüpft sich daran ein *Interesse* an, das den Begriff der Kapital*fraktion* rechtfertigt. Zwischen der Gesamtbourgeoisie und ihren konkurrierenden Elementen, den Einzelkapitalien, lassen sich Kapitalfraktionen definieren, die sich durch ökonomische, ideologische und politische Einheitlichkeit und relative Autonomie auszeichnen. Für diese Kapitalfraktionierungen innerhalb der Klasse ist ein *»Spezialinteresse«* konstitutiv, das Marx im Verhältnis zwischen Branchen und Einzelkapital skizziert: »Das Spezialinteresse, welches das Kapital einer Sphäre, im Unterschied vom Gesamtkapital, an der Ausbeutung der von ihm speziell beschäftigten Arbeiter [hat], hat der einzelne Kapitalist, im Unterschied von seiner Sphäre, an der Ausbeutung der persönlich von ihm ausgebeuteten Arbeiter.«[7] Das gemeinsame Interesse einer Kapitalfraktion konstituiert sich also innerhalb der ökonomischen Objektivität ihrer spezifischen Konkurrenzsituation.

5
Die aus dem Verhältnis von Klasse und Konkurrenz allgemein gewonnenen Einsichten in den Zusammenhang von Widersprüchen zwischen und innerhalb der Klassen, an denen Möglichkeiten der Fraktionierungen ansetzen, konzentrieren sich bisher auf die allgemeinen Bewegungszusammenhänge zwischen Einzelkapitalien und ihrer Zusammenfassung im Gesamtkapital. Für die Entwicklung einer *Theorie der Bourgeoisiefraktionierung* ist es jedoch erforderlich, die verschiedenen Stadien, die das Kapital in seiner Produktion und Reproduktion durchläuft, festzuhalten. *Geldkapital* etwa ist dem Prozeß produktiven Kapitals vorausgesetzt. Das Geld taucht am Waren- und Arbeitsmarkt auf, um die Elemente für den Produktionsprozeß

zu erwerben. Durch seine produktive Konsumtion dieser Waren ist das *produktive Kapital* (Industriekapital) charakterisiert. In der Funktion des Kapitals als produktives entsteht die Produktion des Mehrprodukts, des Mehrwerts. Produzierte Waren, die auf den Märkten angeboten werden, vergegenständlichen das *Warenkapital.* In seiner Realisation durchläuft das Kapital eine Metamorphose, innerhalb derer es Funktionen annimmt und wieder abstreift. Wenn diese Funktionen »selbst einen gesellschaftlichen Charakter annehmen«[8], ergeben sich funktional ausdifferenzierte Träger für unterschiedliche Kapitalfunktionen. Infolgedessen bilden die Elemente der Kapital-Metamorphose den Ansatzpunkt der Analyse von Fraktionierungen innerhalb der Bourgeoisie: »Geldkapital und Warenkapital, soweit sie mit ihren Funktionen als Träger eigener Geschäftszweige neben dem industriellen Kapital auftreten, sind nur noch durch die gesellschaftliche Teilung der Arbeit verselbständigte und einseitig ausgebildete Existenzweisen der verschiedenen Funktionsformen, die das industrielle Kapital innerhalb der Zirkulationssphäre bald annimmt, bald abstreift.«[9]

In der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Arbeitsteilung entstehen Geschäftszweige, die die Reproduktion des Kapitals übernehmen. Die umfassenden Vermittlungen des Geldkapitals, das sich als »fiktives Kapital« vom industriellen Kapital trennt, übernimmt die *Bankbourgeoisie.* Realisationsprozesse des Warenkapitals fallen in die Hände der *Handelsbourgeoisie.* Die Dominanz der *Industriebourgeoisie* bestimmt sich aus der eigentlichen mehrwertschaffenden Funktion des produktiven Kapitals. Wichtig ist dabei jedoch, daß die zu »Trägern eigener Geschäftszweige« ausdifferenzierten Kapitalfunktionen sich innerhalb von Konkurrenzbeziehungen realisieren, so daß auch für diese Bourgeoisiefraktionen der Widerspruch zwischen gemeinsamem Fraktionierungsinteresse (Stabilität) und innerfraktioneller Konkurrenz (Labilität) bestehen bleibt.

Die aus der Ungleichzeitigkeit der kapitalistischen Entwicklung überkommenen Klassen finden in dieser Skizze keine Berücksichtigung, z. B. die *Grundbesitzerbourgeoisie,* die gerade für die Entwicklung des deutschen Kapitalismus von größter Bedeutung war. Neben der hier vorgenommenen Beschreibung »reiner« Elemente müssen in einer konkreten Analyse der Bourgeoisiefraktionierung auch die »real existierenden« Momente innerhalb der Klassenbestimmung berücksichtigt werden.[10]

6

Die Entwicklungsdynamik des Kapitalismus, d. h. der Übergang vom Konkurrenz- zum Monopolkapitalismus verändert das bisher entwickelte Raster zur Analyse von Bourgeoisiefraktionen. Dabei ändern sich jedoch nur die Formen, innerhalb derer sich die Widersprüche der bisher entwikkelten *Elemente* aufeinander beziehen. Kapitalgröße und Kapitaldiversifi-

kation führen nun dazu, daß Monopole nicht nur die Ausbeutung der Arbeiterklasse zunehmend intensivieren, sondern auch die Ausplünderung und Expropriation kleinerer Kapitale betreiben. Diese zweite Form kapitalistischer Enteignung (»Expropriation der Expropriateure«) pflanzt in die Bourgeoisieklasse auf Dauer den Existenzkampf der kleineren und mittleren Kapitale ein. Die Industriebourgeoisie spaltet sich an ihren eigenen Widersprüchen – nahezu antagonistischen Interessen – in die *monopolistische* und die *nichtmonopolistische* Bourgeoisie. Die nichtmonopolistische Bourgeoisie gerät immer mehr zu einem »abhängigen Sektor«. Zu recht stellt jedoch Poulantzas fest, daß sich in diesem Abhängigkeitsverhältnis lediglich veränderte Formen von auch vorher schon vorhandenen Widersprüchen reproduzieren: »Die Reproduktion ihrer Widersprüche vollzieht sich von nun an im Inneren des Unterordnungsverhältnisses durch die Entwicklung und Konsolidierung eines vielfältigen Netzwerks der Abhängigkeit.«[11]

Die schweren Risse innerhalb der Bourgeoisie können schließlich nur noch durch eine klassenspezifische Ideologie der Gemeinsamkeit gekittet werden. So kommt es, und das läßt sich empirisch feststellen, daß vor allem die von der Expropriation bedrohten Kapitale besonders vehement der Ideologie des Systems anhängen. Die »expropriierte Bourgeoisie« bleibt als existentielles Systemopfer fest im Block ideologischer Systemverteidigung. Aus diesem Grunde ist es im übrigen sehr leichtfertig, die »expropriierte Bourgeoisie«, wie es die Konzepte eines »antimonopolistischen Bündnisses« vorsehen, als willkommenes Mitglied einer möglichst breiten Volksfront zu betrachten.

Mit dem Begriff der nichtmonopolistischen Bourgeoisie sind die Träger mittlerer und kleinerer Kapitale gemeint, die noch unter konkurrenzkapitalistischen Bedingungen produzieren. Die davon unterschiedene *Kleinbourgeoisie* – traditionellerweise zählten dazu der Kleinhandel und das Handwerk, neuerdings werden unter dieser Kategorie die »lohnabhängigen Zwischenschichten« (Angestellte in Banken, Handel, Büros und Dienstleistungsbetrieben) zusammengefaßt – sollen in diesem Argumentationszusammenhang nicht berücksichtigt werden. Ihre »proletarische« Polarisierung gegenüber der Bourgeoisie ergibt sich aus ihrer Zwitterstellung zwischen Lohnarbeit und Kapital. Für die Klassenanalyse ist ihre Ideologie aber von größter Bedeutung, da gerade sie für politische Rechtsbewegungen ein gefährliches Potential abgibt.

Die *Monopolbourgeoisie* kann nach allem, was hier zum Verhältnis von Klasse und Konkurrenz ausgeführt ist, nicht als monolithischer Block begriffen werden. Innerhalb der Monopolbourgeoisie verschärfen sich im Gegenteil die Widersprüche. Sie bestimmen sich aus den jeweils unterschiedlichen Verwertungsbedingungen, die innerhalb der Monopole zu

Interessenkonglomeraten führen. Vor allem die Art der Produkte sowie die unterschiedliche Durchsetzung des technischen Fortschritts geben Momente für die Bestimmung der *Monopolfraktionen* ab. Internationalisierungen der Produktion (multinationale Konzerne) erschweren allerdings die Fixierung *nationaler* Fraktionen innerhalb der Monopolbourgeoisie, die zwar in internationalen Zusammenhängen steht, jedoch Monopolinteressen nach »innen«, d. h. im Rahmen des Nationalstaats durchsetzt.

Kurt Gossweiler hat die Fraktionierungen der Monopolbourgeoisie im Hinblick auf ihre Einflußnahme auf das politische System der Weimarer Republik herausgearbeitet. Die objektive Basis ihrer Fraktionierungen sieht Gossweiler einerseits in der »Konkurrenz und der Ungleichzeitigkeit der Entwicklung im internationalen Rahmen« und andererseits in »geographischen, historischen und ökonomischen Gegebenheiten«.[12] Mit umfangreichem Quellenmaterial veranschaulicht er die Widersprüche und entsprechenden politischen Auseinandersetzungen zwischen der Schwerindustrie (Kohle–Eisen–Stahl) und den sogenannten »neuen Industrien« (Elektro- und Chemieindustrie) im Hinblick auf a) Handels- und Wirtschaftspolitik, b) Arbeiterbewegung und Sozialpolitik, c) Rolle des Staates in der Kriegswirtschaft, d) staatliche Lenkung der Wirtschaft sowie e) bürgerlich-parlamentarische Demokratie.[13] Im Fazit kommt Gossweiler zu der Aussage, daß die ökonomisch determinierten Widersprüche innerhalb des politischen Systems ihre Reproduktion finden.

In einer Fortschreibung dieser Analyse für die BRD käme es darauf an, grundlegende Widersprüche innerhalb der Monopolbourgeoisie herauszuarbeiten, um einerseits die daran angeknüpften unterschiedlichen politischen Interessen bestimmen zu können und andererseits die Struktur der Durchsetzungsprozeduren im politischen System zu erkennen.

Eine voreilige Identifikation jener Fraktionen innerhalb der Monopolbourgeoisie der BRD, deren Konkurrenzsituation durch bessere Verwertungsbedingungen gegenüber anderen gekennzeichnet ist, mit politisch »fortschrittlichen« Interessen wäre in doppelter Weise äußerst problematisch: einmal orientiert sich diese sogenannte politische Fortschrittlichkeit lediglich *innerhalb* der Monopolbourgeoisie an der Aufrechterhaltung besserer Verwertungsbedingungen, d. h. an der politischen Begünstigung der Ausbeutungssituation zwischen Lohnarbeit und Kapital *in* dem entsprechenden fraktionellen Bereich; zum anderen bleibt das Problem, daß dieses besondere politische Interesse verwertungsbegünstigter Monopolfraktionen innerhalb des Gesamtinteresses an Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ausbeutung untergebracht werden muß. Eine Zuordnung politischer Positionen zu fraktionell zusammengefaßten Verwertungsbedingungen erscheint also sinnlos. Vielmehr geht es darum, den politischen Ausdruck des Gesamtzusammenhangs von Lohnarbeit und Kapital innerhalb des Staates sowie spezifische Differenzierungen zu benennen. Eine Identifikation sozialdemokratischer Politik etwa mit den politischen Interessen sogenannter fortschrittlicher, d. h. verwertungsgünstigerer Monopolfraktionen gegenüber Rechtsparteien, die als politischer Ausdruck konservativer, d. h. verwertungsungünstigerer Kapitale interpretiert werden, führt in eine Sackgasse. Sozialdemokratische Politik ist im Vergleich zu Rechtsparteien dadurch zu charakterisieren, daß sie

den politischen Ausgleich des Grundwiderspruchs in seiner Entwicklung anders betreiben muß. Sie ist nicht dadurch unterschieden, daß sie veränderte Interessenmischungen innerhalb der Bourgeoisie politisch anders ausdrückt, sondern dadurch, daß sie aufgrund ihrer Geschichte und politischen Verankerung auf das politische Kräfteverhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital im Ausgleich spezifisch eingehen muß. Das politische Kriterium von »Fortschrittlichkeit« verankert sich damit widersprüchlich in einer Legitimation nicht nur gegenüber Monopolfraktionen, sondern auch gegenüber politisch-gewerkschaftlichen Entwicklungen der Lohnabhängigen. In der Auseinandertrennung dieses Zusammenhangs und der Identifikation von Fraktionen der Monopolbourgeoisie mit politischen Fraktionierungen im politischen System zeigt sich lediglich, daß die Funktionsweise des kapitalistischen Systems unbegriffen bleibt.

Eine Widerspruchsanalyse der Monopolbourgeoisie der heutigen BRD, die dringend geboten ist, könnte mancher Dogmatisierung und Trivialisierung der aktuellen marxistischen Debatte entgegenwirken. Die Redeweise von *der* Bourgeoisie in der BRD bleibt so lange abstrakt und trivial, als nicht aus dem Zusammenhang von Klassen und Konkurrenz die spezifischen Fraktionierungen dieser herrschenden Klasse entdeckt werden.
Mit der Herausbildung des Monopolkapitals geht eine weitere Differenzierung einher, die für die Klassenanalyse von großer Wichtigkeit ist. In der kapitalistischen Entwicklung – etwa zur Produktionsform der Aktiengesellschaft – spalten sich reale und formale Funktionen des Kapitals voneinander ab. Während sich das Geldkapital als »bloßes Eigentum« im Bankensystem zentralisiert, damit also »selbst einen gesellschaftlichen Charakter annimmt«, überträgt sich die Funktion des »fungierenden Kapitals« auf industrielle Manager, die im übrigen die Quelle für Spekulationen über die sogenannte neue »Seele« des Kapitalismus bilden (etwa Galbraith' Konzept der Technostruktur). Der Kapitaleigentümer verschwindet aus der unmittelbaren Produktion; ihm bleibt das Kapital in seiner reinen, »formellen« Eigenschaft als Eigentum. Das Auseinandertreten von Geldkapitalisten und industriellen Kapitalisten, wobei letztere in einem *Management-System* aufgehen, hat Konsequenzen für die Bestimmung von Fraktionen innerhalb der Bourgeoisie. Die zunehmende Ausdifferenzierung der Funktionen innerhalb einer Managerstruktur transzendiert das Problem der inneren Strukturierung der Bourgeoisie. Manager, vom unmittelbaren Eigentum an den Produktionsmitteln selbst getrennt, nehmen zwar die Funktionen des »fungierenden Kapitals« wahr; sie vollziehen diese jedoch in Formen spezifischer Entlohnung. Funktion und Form ihrer Leitungstätigkeit ist zwieschlächtig: das Top-Management stellt innerhalb der Bourgeoisie ein monopolgruppenspezifisches Moment für Fraktionierungen dar; das mittlere und vor allem das untere Management nähert sich in der ökonomischen und sozialen Lage immer deutlicher der Lohnarbeit an.
Die monopolistische Industriebourgeoisie rekrutiert sich zunehmend aus »fungierenden Kapitalagenten«, die, frei von den Atavismen großer Unter-

nehmerpersönlichkeiten, eine lückenlosere Profitproduktion anleiten können. In der Verselbständigung des Bankensystems gegenüber industrieller Produktion breitet sich dagegen ein Bankenmanagement aus. Die durch die Form der Aktiengesellschaft, welche breit verteilte Besitztitel bündelt, sich verändernde Privatproduktion schafft eine vom unmittelbaren produktiven Produktionsprozeß losgelöste »Finanzaristokratie« (Marx).

7

Die für die Entwicklung des Kapitalismus spezifische Zusammenfassung ausdifferenzierter Kapitalfunktionen auf erhöhter Stufenleiter, die den Ausgangspunkt für die Bestimmung von Fraktionen innerhalb der Bourgeoisie bildete, hat Lenin im Anschluß an Hilferding mit dem Begriff des *»Finanzkapitals«* ausgedrückt. Das »Fainanzkapital« und seine Personifikation in der »Finanzoligarchie« geht aus der Verschmelzung von industriellem und Bankkapital hervor. Mit dem Begriff der »Verschmelzung« scheint sich aber die bisherige Arbeit zur objektiven Bestimmung von Kapitalfraktionen unter der Hand wieder aufzulösen. Welchen Platz haben im »Finanzkapital« Fraktionen, wenn doch gerade hierfür die äußerliche Zusammenfassung von fungierendem und fiktivem Kapital konstitutiv ist? Wieder scheint der Topos eines kohärenten »Supersubjekts« hervorzutreten, das mit gebündelter Macht alle politischen Prozesse bestimmt. In der äußeren Verschmelzung zum »Finanzkapital« jedoch verschaffen sich die aktuellen Widersprüche zwischen den Bourgeoisiefraktionen adäquate Bewegungsformen. Oder, wie es Poulantzas treffend beschreibt: »Das Finanzkapital entspricht keinem integralen Kapital, sondern bezeichnet die Funktionsweise und den Beziehungsmodus der Kapitalfraktionen in ihrer wachsenden Abhängigkeit in diesem Prozeß. Anders ausgedrückt, der Begriff ›Finanzkapital‹ bezeichnet den widersprüchlichen Prozeß der Errichtung des Monopolkapitals.«[14]

Zwischen dem industriellen Monopolkapital auf der einen und dem monopolistischen Bankenkapital auf der anderen Seite etwa brechen heftige Kämpfe aus, die sich um die politische Hegemonie zentrieren. Die allgemeinen Widersprüche in den Elementen der Metamorphose des Kapitals vermitteln sich in »Verschmelzung«, d. h. innerhalb wachsender Abhängigkeiten im Gesamtsystem. Diese wachsenden Abhängigkeiten sowie die Internationalisierung der Produktion bestimmen die Form, in der sich die Kapitalfraktionierungen bewegen. Das Gesamtinteresse der Bourgeoisie setzt sich in der »monopolistischen Konkurrenz« durch, die durch strukturelle Differenzierungen gekennzeichnet ist. Mit der »monopolistischen Konkurrenz« wächst die Instabilität innerhalb der Bourgeoisie bzw. verschärfen sich nach Zeiten der Stabilität die Phasen des ruinösen ökonomischen und politischen Kampfes. In der »Verschmelzung« bleiben also die

Elemente, mit denen Bourgeoisiefraktionierungen bisher bestimmt wurden, innerhalb wachsender Gesamtabhängigkeit und Internationalisierung erhalten. Die veränderten Bedingungen der Konstitution des Gesamtinteresses der Bourgeoisie sind durch den Mechanismus der »monopolistischen Konkurrenz« gekennzeichnet. Somit nimmt die Labilität der Binnenstruktur dieser Klasse zu.

8

Im Verhältnis von konkurrierender Privatökonomie und Staat ist die politische Relevanz von Fraktionierungen der Bourgeoisie allgemein verortet. Wenn sich im Rahmen der Konkurrenz von Einzelkapitalen die gesamte Vergesellschaftung krisenfrei und »automatisch« herstellen würde, hätte die Bourgeoisie – Charaktermaske des Kapitalverhältnisses – eine diese überformende Interessenartikulation, wie sie im Staat besteht, nicht nötig. Ihre Interessen würden innerhalb der Konkurrenz aufgehen. Die konkurrierende Ökonomie ist jedoch wegen ihres Defizits an Gesellschaftlichkeit auf eine außer ihr stehende allgemeine Instanz angewiesen. In der dem Austauschprozeß entsprechenden allgemeinen, gleichen und freien Form sichert der Staat einerseits die allgemeinen Rahmenbedingungen und andererseits die die Konkurrenz des Kapitals übersteigenden gesellschaftlichen Produktionsvoraussetzungen sowie die Übernahme der sozialen Folgekosten der Produktion. Aufgrund zunehmender Vergesellschaftung hat sich die Staatstätigkeit zu einem breiten Katalog von Dauerinterventionen in das ökonomische System ausgeweitet. In dem ständigen, der Konkurrenz geschuldeten Versuch der einzelnen Kapitale, ihre besonderen Interessen innerhalb des Staats als *allgemeine* erscheinen zu lassen, liegt die eigentliche Relevanz bourgeoiser Fraktionierungen. Einzelkapitale fassen sich im Rahmen gemeinsamer Interessen zusammen, um zu einer verstärkten politischen Einflußnahme zu finden. Insoweit jedoch jede Bourgeoisiefraktion mit unterschiedlichem Erfolg versucht, ihre Einzelinteressen im staatlichen Apparat durchzusetzen, schlägt sich die widersprüchliche Konkurrenz auch im Staat nieder.

Die politische Stabilität bzw. Labilität hängt wesentlich von der Dynamik der Fraktionierungen ab. Poulantzas hat die Transmission dieser Widersprüche in den Staatsapparat mit dem Begriff vom »Block an der Macht« spezifiziert: »Diese Klassen und Fraktionen bilden auf diesem Gebiet ein spezifisches Bündnis, den Block an der Macht, der in der Regel unter der Führung einer der herrschenden Klassen oder Fraktionen, der hegemonialen Klasse oder Fraktion, steht.«[15] Dieser Block ist aufgrund innerstruktureller Konkurrenz kein widerspruchsfreies, geschlossenes Gebilde, sondern von den Widersprüchen innerhalb der Bourgeoisie selbst durchsetzt. Die dabei interessierende Frage nach der Art und Weise der Durchsetzung von

fraktionsspezifischen Interessen unter Berücksichtigung des Gesamtzusammenhangs der herrschenden Klasse wird in den Frontalideologien vom »Staat als Gesamtausschuß der Bourgeoisie« nicht einmal gestellt. Aus dieser Ignoranz folgt zwangsläufig eine undifferenzierte Konfrontationspolitik gegenüber dem Staat, der dabei zum lupenreinen Klasseninstrument, zum »Büttel« des Kapitals zurechtstilisiert wird. Solchem monomanen »Büttel«-Denken bleiben die gerade in den Widersprüchen des bürgerlichen Staats liegenden Chancen des politischen Kampfes völlig verborgen. Für die Entwicklung des politischen Kampfes kommt es jedoch darauf an, aus Form und Funktion des Staates Politisierungsmöglichkeiten innerhalb des Staats selbst herauszuarbeiten.

Wenn es richtig ist, daß die interessenspezifischen Fraktionierungen der Bourgeoisie das Gesicht des Staates entsprechend widersprüchlich prägen, dann können Tendenzen politischer Herrschaft nur durch eine genaue Analyse dieses Prozesses erkannt werden. Wer die Entwicklungen politischer Herrschaft in der BRD nicht nur oberflächlich an den Gallionsfiguren rechter Politikpropaganda festmachen will, dem bleibt die Arbeit nicht erspart, aus den spezifischen Strukturen des Kapitalismus die konkreten Gestaltungen der Fraktionen innerhalb der Bourgeoisie und ihren Einfluß auf die politische Herrschaft genau zu studieren. Diese für die rückblickende Faschismusinterpretation ebenso wie für die nach vorn schauende Beurteilung politischer Tendenzen wesentliche Aufgabe kann durch keine Parolenwirtschaft ersetzt werden, die die Komplexität des kapitalistischen Staates mit der Formel vom »Büttel des Kapitals« überspringt.

Anmerkungen

1 Kurt Gossweiler, *Ökonomie und Politik in Deutschland 1914-1932*, Berlin 1971.
2 Nicos Poulantzas, *Klassen im Kapitalismus – heute*, Berlin 1975.
3 Karl Marx, *Das Kapital*, Band 1, in: MEW, Bd. 23, Berlin 1962, S. 742.
4 Karl Marx / Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: MEW, Bd. 4, Berlin 1959, S. 462.
5 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*, Berlin 1953, S. 317.
6 Ders., a.a.O., S. 543.
7 Karl Marx, *Das Kapital*, Band 3, in: MEW, Bd. 25, Berlin 1964, S. 207.
8 Ders., a.a.O., S. 401.
9 Ders., *Das Kapital*, Band 2, in: MEW, Bd. 24, Berlin 1963, S. 61.
10 Vgl. dazu W. S. Semjenow, *Kapitalismus und Klassen. Zur Sozialstruktur der modernen kapitalistischen Gesellschaft*, Frankfurt 1974.
11 Nicos Poulantzas, a.a.O., S. 131.
12 Kurt Gossweiler, a.a.O., S. 18.
13 Ebd., S. 44 ff.
14 Nicos Poulantzas, a.a.O., S. 114.
15 Ebd., S. 82.

edition suhrkamp

H. Schlaffer
Der Bürger als Held
Sozialgeschichtliche Auflösungen literarischer Widersprüche.
es 624. DM 5,-

G. Heinsohn/R. Knieper
Theorie des Familienrechts
Geschlechtsrollenaufhebung, Kindesvernachlässigung, Geburtenrückgang. es 747. DM 8,-

Rudolf zur Lippe
Bürgerliche Subjektivität: Autonomie als Selbstzerstörung
es 749. DM 12,-

Von deutscher Republik 1775-1795
Texte radikaler Demokraten. Hrsg. von Jost Hermand. es 793. DM 12,-

Johannes Gröll
Erziehung im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß
Vorüberlegungen zur Erziehungstheorie in praktischer Absicht.
es 802. DM 6,-

In allen Buchhandlungen
Prospekte durch Suhrkamp Verlag
6 Frankfurt 1, Suhrkamp Haus

Lewis Yablonsky

SYNANON

Selbsthilfe der Süchtigen und Kriminellen

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Krege unter Beratung von Ingo Warnke
KONZEPTE DER HUMANWISSENSCHAFTEN
407 Seiten. Kart. 40,- DM

Heroinsucht und Kriminalität sind erlernte Verhaltensweisen, eingelagert in den Kontext einer Lebensform, die sie verstärkt aufrechterhält. Ihre Änderung liegt außer Reichweite ärztlicher und psychotherapeutischer Kunst. Es bedarf dazu nicht mehr und nicht weniger als der Organisation einer neuen Lebensform. Dies ist Synanon.
Sucht und Kriminalität sind Verhaltensprobleme lebensbedrohenden Ausmaßes; ihre Lösung erfordert starke Methoden. Synanon „löscht Feuer mit Feuer". Einschneidende und systematische Verhaltensänderung dieser Art setzt eine Legitimation voraus, über die niemand anders verfügt als die Betroffenen selbst. Synanon ist eine Selbsthilfe-Organisation.
Lewis Yablonsky, ein professioneller Kriminologe und Gruppentherapeut, hat dieses vielstimmige Buch geschrieben, arrangiert, zu Protokoll genommen und nach Tonbandaufzeichnungen zusammengestellt. Es berührt zahlreiche ineinander verwobene Aspekte einer Selbsthilfe-Organisation, von ihren psychologischen Problemen, ihrer Gruppentherapie, ihrer Personalpolitik und Arbeitsorganisation bis hin zu ihrer Kommunalpolitik und ihren Beziehungen zur gesellschaftlichen Umwelt.

Ernst Klett Verlag

ADAM SCHAFF

Seine Werke im Europaverlag:

NEU

Humanismus, Sprachphilosophie, Erkenntnistheorie des Marxismus

Philosophische Abhandlungen

Aus dem Englischen beziehungsweise Polnischen von Hilde Nürenberger und Edda Werfel. Paperback. 632 Seiten (mit Register). DM 52,–.

Neue Aspekte im Denken des Philosophen Adam Schaff. Der Band enthält eine Sammlung hierzulande unbekannt gebliebener Abhandlungen aus den Jahren 1945 bis 1974. Sie werfen interessante Schlaglichter auf die Entwicklung seiner Ansichten und belegen eindeutig die geistige Kontinuität seines umfangreichen Schaffens. Aus dem Inhalt: Erkenntnistheorie – Logik – Semantik; Sozialistischer Humanismus; Probleme der Entfremdung; Moral und Politik; Probleme der Ideologie; Interpretationsprobleme des Marxismus.

Geschichte und Wahrheit	*280 Seiten, Paperback. DM 27,–*
Marxismus und das menschliche Individuum	*376 Seiten, Paperback. DM 17,–*
Marx oder Sartre?	*176 Seiten, Paperback, DM 12,80*
Sprache und Erkenntnis	*244 Seiten, Paperback, DM 14,–*
Strukturalismus und Marxismus	*304 Seiten, Paperback, DM 20,–*
Theorie der Wahrheit	*344 Seiten, Paperback, DM 25,–*
Der Mensch – Subjekt und Objekt Festschrift für Adam Schaff	*448 Seiten, Paperback, DM 35,–*

EUROPA VERLAG

Ernst Gerhards
Bourgeoisie in Frankreich

Les bourgeois c'est comme des cochons,
plus ça devient vieux, plus ça devient bête,
les bourgeois c'est comme des cochons,
plus ça devient vieux, plus ça devient c . . .
(Chanson von Jacques Brel)

Als am 2. April 1974 durch den Tod Georges Pompidous die Wahl eines neuen *Président de la République* anstand, fielen an der Pariser Börse die Aktienkurse, sank der Franc so tief, daß er nur noch 50 Pfennig wert war: die Großbourgeoisie hielt den Atem an.[1]

Was stand für sie auf dem Spiel? Es ging um die Kommandostelle der politischen Macht im Staate. Würde es ihr gelingen, mehr als 50% der wahlberechtigten Franzosen dazu zu bringen, wieder einen Mann ihres Vertrauens oder gar einen aus ihren eigenen Reihen – wie in der guten alten Zeit vor 1880 – in den Elysée-Palast zu wählen? Das würde sie Energien, Unsummen von Geld kosten. Geld, das, wie die Aktien, wertlos zu werden drohte beim Mißerfolg, beim Triumph des Kandidaten der Kommunisten und Sozialisten, der in diesem Frühjahr 1974 nicht mehr auszuschließen war. Die politische Macht in den falschen Händen, das stand fest, wäre verhängnisvoll für den Profit.

Dieser Staat der V. Republik entsprach nicht der Idealvorstellung der Großbourgeoisie. Nach den traumatisierenden Ereignissen von 1936 und 1944-46, als sich der Staat angemaßt hatte, in die wirtschafts- und sozialpolitischen Domänen des freien Unternehmertums einzugreifen, indem er zuerst eine – in ihren Augen ganz und gar unverantwortliche – Sozialgesetzgebung erzwang und dann nicht nur die Steuerschraube auch gegen die Bourgeoisie ansetzte, sondern sogar die wichtigsten Bereiche von Finanz und Industrie mir-nichts-dir-nichts nationalisierte, um die bis dahin ungebrochene ökonomische Macht der Monopoldynastien – böse Zungen sprechen von den »Zweihundert Familien« – zu beschneiden, nach all diesen Perversionen war der Staat für die Großbourgeoisie nur zu ertragen, wenn sie ihn fest in der Hand hielt. In den Jahren 1947-58 waren die Politiker der bürgerlichen Parteien meist guten Willens, den Zweihundert Familien das einzuräumen, was ihnen eigentlich gebührte, aber sie waren schwach, uneins, ließen sich zu sehr von den – aufs Ganze gesehen unbedeutenden – Interessen der Mittelklassen beeinflussen, schlossen zu viele faule Kompromisse mit den erklärten Feinden der bestehenden Besitzverhältnisse, es fehlte ihnen der Wille zur großen Linie, die Durchsetzungskraft. Die IV.

Republik war nur die Fortsetzung der III., die die Großbourgeoisie so sehr enttäuscht hatte.
Der Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs, Teilnehmer an der französischen Expedition gegen das bolschewistische Rußland, der General auf Zeit, Staatssekretär Pétains, Führer des Widerstands gegen die deutsche Okkupation, der Chef der Provisorischen Regierung, der Vaterlandsretter auf Abruf, Charles de Gaulle, war ein glücklicher Griff. Der gereifte Messias, auf den man seit 1936 gewartet hatte. Er sollte die Großbourgeoisie für all die Leiden und Ängste entschädigen, unauffällig und rücksichtsvoll im Hinblick auf das nun einmal unerläßliche Stimmvieh, möglichst ohne Ausbrüche des Unmuts zu provozieren wie 1936 oder 1944. Die Verstaatlichungen waren nicht rückgängig zu machen; warum auch, wenn die Schlüsselpositionen mit zuverlässigen Leuten besetzt werden konnten! Außerdem waren ja mit den Betrieben auch ihre alten und künftigen Defizite der Nation anheimgefallen. Sich umstellen können ist alles, sagten sich die klugen Monopolisten und rieben sich die Hände. Da sich der Staat nun einmal in die Wirtschaft eingemischt hatte, sollte er auch das Nötige tun, um die Wirtschaft zum Florieren zu bringen, und sich das etwas kosten lassen: günstige Kredite, Steuererleichterungen, Anreize für Investitionen und Exporte, größere Staatsaufträge, Erleichterungen für die Bodenspekulation usw.[2] Der Staat sollte dafür sorgen, daß die französische Wirtschaft den anderen kapitalistischen Ländern gegenüber konkurrenzfähiger würde, indem er ihr günstigere Strukturbedingungen schüfe: eine »Flurbereinigung« der kapitalistischen Landschaft zugunsten der »Großen«, eine beschleunigte Rationalisierung der rückständigen landwirtschaftlichen Produktionsweise (sprich: Proletarisierung der Landbevölkerung). Aber nicht nur das. Der Franc, den man im Ausland anlegte, mußte gestützt werden, wenn er Schwächen zeigte. Und vor allem: Der Staat sollte gefälligst zusehen, daß die Arbeiter arbeiteten und ihre Löhne nicht in den Himmel stiegen.
De Gaulle war nicht nur bereit, er war auch in der Lage, die Wünsche der Großbourgeoisie zu erfüllen. In bester bonapartistischer Tradition schuf er in der Verfassung seiner V. Republik einen starken Staat, vor dem die früher so liberalistische Großbourgeoisie keine Angst zu haben, sondern dessen sie sich nur zu bedienen brauchte. De Gaulle zeigte dabei ein politisches Geschick, das der Bourgeoisie und ihren Repräsentanten seit 80 Jahren gefehlt hatte. Der General vereinigte um seine zur patriotischen Legende stilisierte Person und seine dem nationalen Prestigebedürfnis großer Bevölkerungsteile schmeichelnde nebulöse Vision von der großen französischen Nation die Mittelschichten, viele Bauern und sogar Teile des Proletariats. De Gaulles starker Staat, das war eine starke Exekutive: die Regierung konnte kaum durch das Parlament und schon gar nicht durch die Opposi-

tion behindert werden; die extrem zentralisierte Verwaltung kontrollierte das Land bis in den letzten Winkel Korsikas und der Bretagne hinein. Der starke Staat, das war ein aufwendig ausgestatteter Repressionsapparat mit Militär, Polizei, Spezialeinheiten wie CRS und DST und daneben noch, für den Notfall gewissermaßen, so schlagkräftigen faschistoiden Gruppen wie SAC und CDR, die im und nach dem Mai 68 von sich reden machen sollten. Zum starken Staat gehörte nicht zuletzt das Rundfunk- und Fernsehmonopol in den Händen der Regierung.

De Gaulle hatte für die so lang ersehnte Ruhe und Ordnung gesorgt. Aber soviel er auch leistete, Wunder konnte er nicht vollbringen. Das Proletariat konnte er nicht in die Gesellschaft der guten Bürger integrieren; seine halbherzig dahingeraunten Orakel von der *Participation* konnten den Arbeitern nicht die Illusion vorgaukeln, sie säßen mit den Zweihundert Familien in ein und demselben Boot. Auch den ständigen Risikofaktor, den Teile der Intellektuellen bildeten, konnte er nicht neutralisieren, trotz der Kontrolle über die Massenmedien, trotz der verschärften Zensur, trotz der Reformansätze im Erziehungswesen. So kam dann auch von der Universität der Funke, der die Explosion vom Mai 68 verursachte, als Millionen gegen den autoritären Staat im Dienste der Großbourgeoisie aufbegehrten. Hier zeigte sich, daß der Gaullismus als System zwar die ökonomische, politische, soziale Macht der Bourgeoisie nach 1958 im Rahmen des in einer bürgerlichen Demokratie äußersten Möglichen restauriert hatte, nicht aber imstande war, so wie in anderen, benachbarten Ländern Spielregeln aufzustellen, die von einer breiten Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert worden wären. De Gaulle, schon seit Mai 68 eine politische Leiche, hatte sein Charisma verloren, sein Nachfolger hatte nie welches besessen.

De Gaulle tot, Pompidou gestorben, war der Gaullismus am Ende und mit ihm eine verblaßte Illusion der Bourgeoisie. Der Gedanke daran, daß dieser auf die Gelüste der Großbourgeoisie zugeschnittene Staat legal den Sozialisten und Kommunisten zufallen sollte, trieb dem Bourgeois Angstschweiß auf die Stirn. Doch war noch nicht aller Tage Abend. War da doch noch einer, den man kannte, dem man vertrauen konnte, einer der Ihren sozusagen: Valéry Giscard, Sohn des Mannes von der Banque d'Indochine, Edmond Giscard, der sich das Partikelchen »de« hatte zulegen dürfen, eingeheiratet bei den Schneider, einer besonders angesehenen unter den Zweihundert Familien – auf diesen Valéry Giscard d'Estaing setzte die Großbourgeoisie, selbst auf die Gefahr hin, daß darüber die Freundschaft mit den Nachgaullisten in die Brüche ging. Was aber, wenn »Cher Valéry« es nicht schaffen würde? Würde man den ganzen Kreuzweg Station für Station wieder zurückgehen müssen? Wieder 1879, als der Prozeß in Gang kam, in dessen Verlauf der Großbourgeoisie die politische Macht aus den Händen glitt; wieder 1936, als ihr die soziale Herrschaft streitig gemacht

wurde; wieder 1944, als selbst der miserabelste Prolet auf den Unternehmer spuckte, wenn nicht gar schoß, als die Verstaatlichungswelle über das Land ging; sollte jetzt vollstreckt werden, was seit Jahrzehnten als Damoklesschwert über ihr hing: der Zusammenbruch ihrer moralischen Werte, die Vergewaltigung ihrer Kultur, die Demokratisierung ihrer Schule, ihrer Universität? Gewiß, Mitterand war an sich kein Unmensch, man hatte ihn in der IV. Republik elfmal als Minister, einmal gar als Innenminister gekannt. Vielleicht hatte er nur aus Opportunismus das Bündnis mit den Kommunisten geschlossen, weil der Gaullismus zu unnachgiebig war. Und selbst die Kommunisten waren letztlich keine Menschenfresser. Hatten sie sich doch im heißen Mai 68 als staatserhaltender Ordnungsfaktor erwiesen und sich beständig von den Linksextremisten distanziert. Aber selbst wenn sie, im Falle eines Wahlsiegs Mitterands, die zu erwartende Agitation und das Chaos verhindern könnten, so verbot sich doch jede Zusammenarbeit mit ihnen. Sie hatten sich zu fest auf der anderen Seite der Klassenbarriere verschanzt. Es wäre schwierig gewesen, sie wie die Sozialdemokraten vor den Karren zu spannen. Die Bourgeoisie konnte nicht umhin, die aus ihrer Geschichte erwachsene Verantwortung auf sich zu nehmen; sie mußte alles auf eine Karte setzen. Also kein Wilson, Schmidt, Soares – es mußte Valéry selbst sein.

Wie hatte es dazu kommen können, daß Frankreich, eines der fünf wichtigsten kapitalistischen Länder, so nah an den Rand des Abgrunds geraten war? Was verband die Bourgeoisie von der traurigen Gestalt noch mit der über die ganze Welt strahlenden revolutionären Bourgeoisie von 1789? Was war sie mehr als ein degenerierter Schatten jener in absoluter Macht schwelgenden Bourgeoisie der Juli-Monarchie? In den Augen der Großbourgeoisie waren schuld an der Misere die kleinen Kapitalisten, die sich nicht ausnahmslos von den Großen hatten fressen lassen; die Verräter an der eigenen Klasse, die Politiker, die die Sache der *Classes moyennes*, der Kleinbürger oder gar der Arbeiter vertraten, die Intellektuellen und Künstler, die die herrschende Ideologie zersetzten, die Lehrer, die nicht die ewigen Werte des Eigentums priesen; die Arbeiter, die immer weniger arbeiten und dafür noch mehr verdienen wollten, die das Gleichnis des Agrippa vom Magen und den Gliedern nicht verstanden hatten . . .

Dabei hatte es so gut angefangen. Nach stetiger Vorbereitung hatte die Großbourgeoisie, als das *Ancien Régime* reif für den Fall war, nach dem für sie interessanten Teil der Macht gegriffen, den Finanzen, hatte die Güter von König, Aristokratie und Klerus zu *biens nationaux*, Nationalgut, gemacht, von dem sie selbst mehr als $^2/_3$ erwarb, und so den Grundstein zu dem gelegt, was man *Fortune* nennt. Nach kurzen Zeiten der inneren Wirren die Epoche des Aufbaus: Der Vollstrecker Napoléon Bonaparte

verwirklichte den alten Wunsch nach dem Gesetz, das alle Bereiche des bürgerlichen Lebens absicherte, den *Code Civil*. In seinem Mittelpunkt steht das Privateigentum, das es gegen alle Angriffe zu schützen galt. Eigentum ist das Maß aller Dinge, insbesondere der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Wer sich am Eigentum des Anderen vergriff, stellte sich außerhalb der Gesellschaft. So heute noch: Ein Bankräuber, der Geiseln in seine Gewalt bringt, um ein hohes Lösegeld zu erpressen oder die Flucht zu sichern, riskiert die Todesstrafe – nicht für die Geiselnahme, sondern für das Delikt des schweren Raubes. Wer nichts hat, der ist nichts, zumindest nicht im Recht und nicht wahlberechtigt. Das im *Code Civil* fixierte bürgerliche Recht sprengte die aus dem Feudalismus überkommenen Fesseln für die freie Entfaltung des Kapitals – wurde früher der Geldverleiher als Wucherer geächtet, galt der Bankier jetzt als *honnête homme* – und schuf den juristischen Rahmen, in dem die unaufhaltsame Vermehrung des Reichtums stattfinden konnte. Der gesetzgeberischen Leistung der Bourgeoisie steht die optimale, straff zentralistisch angelegte Organisation des Verwaltungsapparats nicht nach. Das Land wurde in Départements eingeteilt, die ein in Paris bestimmter und dort verantwortlicher Präfekt verwaltete, der dafür sorgte, daß Ruhe und Ordnung herrschte, die Steuern gezahlt wurden und die Bestimmungen der Regierung Anwendung fanden. Vor diesen Erfolgen mußte die deutsche Bourgeoisie vor Neid erblassen. Mit einem so feinen Instrumentarium ließ es sich gut regieren.

1830 war es soweit. Die Restauration, die die neuen Besitzverhältnisse nicht ernsthaft anzutasten gewagt hatte und die alten sozialen, politischen und ideologischen Strukturen nicht wiederzubeleben imstande war, blieb ein gescheiterter Versuch. Mit der Juli-Revolution, der letzten Revolution, die die Volksmassen für die Großbourgeoisie machten, begann die absolute Herrschaft der großen Finanz- und Geschäftsbourgeoisie, die gute 50 Jahre dauern sollte und unter der sich schon deutlich die Konturen der Zweihundert Familien abzeichneten, die Périer, Rothschild, de Wendel, Schneider . . .

Aber die Freiheit des Profitmachens, die Abschaffung der sozialen Privilegien des Adels, die alleinige Verfügung über die politische Macht allein konnten die französische Großbourgeoisie noch nicht glücklich machen. Sie wollte die Kultur, den Stil, das *savoir vivre* der glänzenden Adelswelt, in die einzudringen sie zwei Jahrhunderte lang vergeblich versucht hatte, nun endlich übernehmen. Napoléon wird der Ausspruch zugeschrieben: »Qu'est-ce qui a fait la Révolution? La vanité. La vanité seule pourra y mettre fin.« Er hatte den wunden Punkt seiner Bourgeoisie erkannt, die Eitelkeit, und schuf den Imperialadel. 1830 machte es sich die Großbourgeoisie endgültig in den Schlössern des Adels bequem, ahmte seinen Lebensstil und seine Attitüden nach. Doch so sehr sich der bourgeoise

Geldsack auch anstrengte, nobel zu leben, er war nur ein *homme comme il faut*, kein echter *honnête homme*. Bei allen seinen aristokratischen Vergnügen, auf dem Ball, in der Oper, bei üppigen Festgelagen, in den Armen seiner Maîtresse, mußte er immer daran denken, was das alles kostet. Molière hatte bei Louis XIV. und seinem Hof Erfolg, weil er sein Publikum, dem die Angst vor dem Bourgeois im Nacken saß, über Harpagon, den Geizigen, lachen ließ. Nachdem der revolutionäre Elan und die Dynamik der »Gründerjahre« verpufft waren, zeigte die Bourgeoisie wieder ihr typisches Gesicht voll kleinlicher Behäbigkeit. Das Wort »Bourgeois« – in der Revolution hatte man sich mit »Citoyen« angeredet – bleibt ein Schimpfwort, gleichbedeutend mit Borniertheit, Egoismus, Profitgier, Ruhe- und Ordnungsfanatismus. Die Bourgeoisie aber focht das Höhnen und Schimpfen der Romantiker und Bohémiens nur wenig an. Unbeirrt formte sie aus der Adaption der adligen Lebensformen ihren eigenen Stil, ihre Kultur, ihr Selbstbewußtsein.

Die aristokratisierende Neigung hatte, wo sie nicht Ursache war, mittelbar und unmittelbar verhängnisvolle ökonomische Folgen. Auch nach Revolution und voller Machtentfaltung blieb die Produktion von Luxusgütern bedeutend. Zum Beispiel fertigte die Textilindustrie fast ausschließlich feine Stoffe für die »gute Gesellschaft« an, während sich das Volk mit dem groben, als Massenware hergestellten englischen Tuch bekleidete. So sehr das dem Bedürfnis des Großbourgeois nach Distinktion gegenüber der Masse auch entgegenkam, so verheerend wirkte es sich auf die Expansionschancen der französischen Industrie aus. *Vivre noblement*, das hieß auch: keine Arbeit, und schon gar nicht körperliche, zu verrichten brauchen. Der Bourgeois hatte Landbesitz, der Renten abwarf, er hatte sein Geld einem Bankier anvertraut, der damit spekulierte, er legte es selbst an oder ließ es als Aktien anlegen. Um in Ruhe leben zu können, brauchte er Sicherheit – keine Experimente. So konnte er sein altes Ideal verwirklichen, als galanter Kavalier in der großen Gesellschaft, als Parlamentarier, als aufgeklärter Philosoph oder als Universitätslehrer zu glänzen, konnte das Prestige des Denkens und der Kultur genießen, konnte sich bei Kunstgenuß entspannen, oder besser noch: Kunstgegenstände sammeln, eine neue Form der Kapitalanlage, die das Angenehme mit dem Nützlichen verband.

Die Behäbigkeit des französischen Bourgeois, seine Angst vor dem Risiko, das er bei Kapitalbeteiligungen an Industrieunternehmen eingehen könnte, sein grundsätzliches Mißtrauen neuen industriellen Techniken und Verfahren gegenüber waren ein wesentliches subjektives Moment, das den schleppenden Industrialisierungsprozeß erklärt.[3] Diese Rentier-Mentalität vor allem der kleineren Kapitaleigentümer, die sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein hielt, führte dazu, daß die Banken mit ungeheuren Kapitalmassen operieren konnten – und wem gehörten die Banken! –, und Frankreich,

dank der Vorliebe seiner Sparer für ausländische Staatsanleihen, lange Zeit hindurch der Gläubiger der Welt war. Für die 60er Jahre wurde die Höhe des im Ausland angelegten französischen Kapitals auf 10 Milliarden Dollar geschätzt, auf ungefähr die gleiche Höhe beliefen sich zur selben Zeit die ausländischen Investitionen in Frankreich. Die Großbourgeoisie dagegen hatte spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Lektion der Saint-Simonisten begriffen, daß sie mit der industriellen Revolution dicke Profite erzielen konnte, und stieg massiv ins Geschäft ein. Sie stellte sich voll und ganz unter die Fahne des Fortschritts, baute zielstrebig die Schwerindustrie auf, durchzog das Land sternförmig mit Eisenbahnlinien, erschloß immer größere Bereiche für ihren Markt. Die starke Konzentration auf den Eisenbahnbau allerdings führte zu einer Immobilisierung des Kapitals und trug zur Retardierung der industriellen Entwicklung bei. So mußte die Bourgeoisie mitansehen, daß sich der Abstand zum kapitalistischen England vergrößerte und sie sogar von der ehemals so dummen, politisch unreifen deutschen Bourgeoisie überflügelt wurde. Welche Schmach, 1870 im französisch-preußischen Krieg feststellen zu müssen, daß der Preuße Krupp bessere Kanonen baute als de Wendel!
Neben den zweihundert Familien der Großbourgeoisie existierte eine unverhältnismäßig große Zahl von Klein- und Kleinstkapitalisten. So kamen 1911 auf fünf Arbeiter zwei Unternehmer, und noch Ende der 60er Jahre hatte sich dieses Bild nicht grundlegend verändert.[4] Die ökonomische Macht der Zweihundert Monopolistendynastien war zu stark, als daß sich neben ihr oder gegen sie Kleine hätten ausdehnen können; sie war aber auch nicht stark genug, diese Kleinen vollends aufzusaugen. Dieser Gegensatz innerhalb der Bourgeoisie zwischen den *Gros* und den *Petits* wurde auch auf den politischen und ideologischen Bereich hinübergetragen, wo die Großbourgeoisie ihre auffälligsten Schwächen zeigte und ihre Gegner ihre Trümpfe ausspielen konnten.

Das Selbstbewußtsein der Großbourgeoisie, entlehnt aus den kulturellen Werten der Aristokratie, die ihre ökonomische Basis eingebüßt hatte, war objektiv reaktionär. Wenn auch das Schöne, Gute, Wahre letztlich immer nützlich für das Eigentum und das darauf aufgebaute System sein mußte, so erachtete doch die Bourgeoisie als das Nützlichste überhaupt die Sicherheit, Ruhe, Ordnung: den Immobilismus, was sich wiederum aus ihrer aristokratisierenden Mentalität erklärt. Unter diesem Widerspruch mußten ihre materiellen Interessen langfristig leiden. Mit ihren humanistisch-klassizistischen Bildungsidealen, ihren starren cartesianischen Denkkorsagen, von einer verkalkten *Académie* dekretierten Sprachnormen, von »irdischen« Interessen geleitetem Katholizismus erstarrte die Kultur der Bourgeoisie in inhaltsleeren Formen und wurde zum Hemmschuh für den ökonomischen

Fortschritt. Die Kultur ist aber auch ein Herrschaftsinstrument. Die Söhne der Bourgeoisie sollten in den für sie eingerichteten Schulen sich dieses Instrument in harter Arbeit aneignen, indem sie lernten, zu sprechen und zu räsonieren, *comme il faut;* die Aufsteiger aus den *Classes moyennes* sollten mit diesem Instrument geschlagen und gedemütigt werden, bis sie es selbst für die Großbourgeoisie manipulieren könnten – oder sich resigniert in ihre Inferiorität schickten. Die Großbourgeoisie, die die Herrschaft einer verschwindenden resoluten Minderheit über die Masse der Bevölkerung ausübte, benötigte mehr Funktionäre, Administratoren, Ideologen, Politiker, Generale, als sie selber stellen konnte. Da galt es, eine Auslese zu treffen unter der Menge derer, die sich anboten. Durch das Nadelöhr des unter Napoléon ausgeklügelten und noch heute gültigen Wettbewerbsverfahrens krochen – meist mit gebrochenem Rückgrat – die Besten in die Spezialschulen, die *Grandes Ecoles: Normale Supérieure, Polytechnique* und besonders *Sciences Politiques*, deren Rolle die 1945 gegründete *ENA* übernehmen sollte, wurden dort gedrillt im richtigen Denken und Sprechen, um dann zum Funktionieren, als *Fonctionnaires*, in die Ministerien, die hohe Verwaltung, die Universitäten und Schulen geschickt zu werden und/oder sich früher oder später unmittelbar in den Dienst der Großbourgeoisie zu stellen.

Ein Beispiel: Georges Pompidou, kleiner Provinzlehrer begabtes Kind, schaffte den Sprung in die *Ecole Normale Supérieure*, wurde Agrégé (erst beim zweiten Anlauf, denn er sprach nicht gut genug), Oberlehrer an einem renommierten Pariser Lycée, Berater de Gaulles, Bankdirektor bei Rothschild, Premierminister, Staatspräsident. Leichter fiel es natürlich den Sprößlingen der Großbourgeoisie, wenn sie nur genügend Intelligenz mitbrachten. So Valéry Giscard d'Estaing: Besuch einer guten Schule in Paris, *Polytechnique, ENA, Inspecteur des finances*, Staatssekretär im Finanzministerium, Wirtschafts- und Finanzminister, Staatspräsident mit 48 Jahren. Ein drittes Beispiel zeigt, daß das System nicht unfehlbar ist: Michel Rocard, *ENA, Inspecteur des finances*, Vorsitzender der linkssozialistischen Partei PSU, Berater und möglicher Nachfolger von François Mitterand und, wer weiß, vielleicht einmal erster sozialistischer Präsident der V. Republik. Doch der Fall Rocard mag die Ausnahme sein, die die Regel bestätigt. Bei der Rekrutierung der *Capacités* auf dem höchsten Niveau traten zwar Pannen auf, als System blieben die kaderbildenden Institutionen aber wertvoll und lohnend für die Großbourgeoisie, bis heute. Nach der Gründung der *Ecole des Sciences morales et politiques* im Jahre 1872 waren bis 1940 bei der *Inspection des finances* von 218 Posten 209, bei der *Cour des comptes* von 94 Posten 83, im diplomatischen Corps von 284 Posten 249 mit einem Science Po-Mann besetzt worden. Heute kommen die Manager in Regierung, Verwaltung, Finanzen und Wirtschaft großteils aus der *ENA*.

Problematisch war der untere Bereich. Das Einimpfen des bürgerlichen Bewußtseins war teilweise bei denen erfolgreich, die nichts zu verlieren hatten und glaubten, alles gewinnen zu können, wenn sie sich an die Großbourgeoisie ketteten. Aber angesichts der unüberbrückbaren ökonomischen Widersprüche innerhalb der Gesamtbourgeoisie rief die sich immer reaktionärer manifestierende Ideologie der Großbourgeoisie Kritik und Widerstand der *Classes moyennes* hervor.

Diese *Classes moyennes*, das Fußvolk der Bourgeoisie, die so fanatisch an die gemeinsamen Ideale von *Liberté, Egalité, Fraternité* geglaubt und für Republik, Demokratie, Laizität gekämpft hatten, waren im Thermidor 1794, 1830, 1848 von der Großbourgeoisie frustriert worden. Als diese sich nach dem Debakel Napoléon III. nicht auf einen Monarchen als Statthalter der politischen Macht einigen konnte und eine Republik mit Parlamentarismus und allgemeinem Wahlrecht zulassen mußte, nahmen bald die *Classes moyennes* ihre Revanche. Sie säuberten den Verwaltungsapparat von den monarchistischen und bonapartistischen Agenten der Großbourgeoisie, um sie durch republikanisch gesinnte zu ersetzen; sie ließen ihrem angestauten, für die Verwertungsinteressen des Kapitals eigentlich recht unschädlichen Antiklerikalismus freien Lauf, führten bald die Trennung von Kirche und Staat durch, laizisierten gründlich das Schulwesen. Sie erklärten die *Marseillaise* zur Nationalhymne, den 14. Juli zum Nationalfeiertag, der fortan mit Militärparaden, patriotischen Reden und Volksbelustigungen begangen wurde. Sie institutionalisierten die Erinnerung an die Revolution von 1789, die dadurch jede revolutionäre Bedeutung für sie verlor. Es wäre nun grundfalsch, in den Ereignissen von 1879 eine Revolution, und sei es nur die der mittleren und kleinen Bourgeoisie, erblicken zu wollen. Jules Grévy, der erste republikanische Präsident Frankreichs, wagte nicht, zu prononcierte Republikaner in die Regierung zu berufen, sondern hielt sich, was mehr als eine Good-will-Geste war, an die Männer, die das Vertrauen der Großbourgeoisie hatten. Die sogenannten Radikalen übten sich in Zurückhaltung. Obwohl sie sich der Großbourgeoisie anboten, für sie die politischen Geschäfte abzuwickeln, wollte die nur unwillig hinnehmen, daß sie nicht mehr selbstherrlich über die Macht im Staate verfügen sollte. Die Republik paßte ihr nicht. Aber in dem Maße, wie sie weiterhin in der Wirtschaft das Sagen hatte, in die sich der Staat auf keinen Fall einzumischen hatte, es sei denn mit Spenden, konnte sie sich mit dem neuen Regime arrangieren. Ferry und Genossen, als die Opportunisten in die Geschichte eingegangen, eröffneten sogar neue Goldgruben: die Kolonien in Südostasien und Afrika; die Profitmacherei feierte fröhliche Urständ, die Großbourgeoisie konnte mit Zuversicht in ihre *Belle Epoque* gehen. Die im Stich gelassenen und sich verraten und verkauft fühlenden alten Verbündeten der Großbourgeoisie aber, der Klerus, die doktrinären Monarchisten, Autoritä-

re, Reaktionäre und ihre Anhänger führten den Kampf gegen die Republik mit einer Virulenz, die das zerbrechliche gute Einvernehmen der Großbourgeoisie mit den Politikern störte. Die Auseinandersetzungen zwischen der rechten und linken Fraktion der Bourgeoisie eskalierten die Radikalisierung auf beiden Seiten, brachten Agitation und Unruhe, mußten die Bourgeoisie ihrem gemeinsamen Feind, dem Proletariat, gegenüber schwächen.

In diesem Punkt war das Selbstbewußtsein der Bourgeoisie noch ungebrochen. Sie war, wenn nicht die Nation selber, so doch deren *crème*, Elite, legitime Führungsschicht. Ihre Legitimation erwuchs ihr aus dem Eigentum, an das keinerlei moralische Verbindlichkeit geknüpft war. Mensch, Bürger, *Citoyen* war folglich nur der Bourgeois; sein Eigentum garantierte ihm Recht, Bildung, Macht, Vergnügen. Wer nichts hatte, hatte nichts zu sagen, nichts zu fordern, er sollte arbeiten. Die Masse der Arbeiter war dumm, faul, verstohlen, ekel- und furchterregend. Die Großbourgeoisie machte diese Erfahrung schon bald nach 1830 bei den Aufständen der Weber in Lyon, der Arbeiter in Paris, der revolutionären 48er Republikaner im Juni. Die anständige Gesellschaft schrie aus vollem Hals begeisterten Beifall, als ihr Thiers im Mai 1871 die *Communards* zu Zehntausenden abschlachtete. So mußte man dem Pöbel der Straße und der Vorstädte gegenübertreten, nicht wie die deutschen Paternalisten und ihr Bismarck, der die Arbeiter durch seine für die Gesellschaft moralisch und materiell ruinöse Sozialdemagogie geradezu an den Tisch der feinen Leute lud. Keine Geschenke an die Arbeiter, gröhlten große und kleine Bourgeois einhellig im Chor. Gibt man ihnen erst den kleinen Finger, wollen sie bald die ganze Hand. Den Staat ging das Verhältnis des *Patron* zu seinen Arbeitern nichts an, er hatte da nicht hineinzureden, sollte aber im Bedarfsfall seine Regimenter gegen Unruhestifter entsenden. Während in England im Jahre 1832 ein Gesetz zum Schutz der arbeitenden Frauen und Kinder erlassen wurde, Preußen 1839 das Mindestalter für Kinderarbeit festlegte, wurde in Frankreich 1841 Kinderarbeit ab dem 8. Lebensjahr erlaubt; das Gesetz galt bis 1874. Erst in den 70er Jahren wurden Arbeitsinspektoren eingesetzt (in Preußen 1853) und die Bestimmungen des Gesetzes Le Chapellier aus dem revolutionären Jahr 1791 aufgehoben, das jede Arbeiterassoziation unter Strafe stellte. Die Freiheit der Bourgeoisie war nur ihre eigene, ihre Revolution hatte sie ausschließlich für sich selbst gemacht (besser: machen lassen von den Volksmassen). Die revolutionäre Bourgeoisie war immer mehr »Bourgeoisie« als »revolutionär«.

Intransigenz war die Devise, nicht Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft. Aufgeklärte Köpfe, wie etwa Edmond Giscard, der in den goldenen 20er Jahren einen Neo-Kapitalismus mit Sozialpartnerschaft predigte, blieben einsame Rufer in der Wüste. Um so schlimmer war

der Schock der Bourgeoisie, als mitten in der Wirtschaftskrise 1936 nach dem Wahlsieg des *Front Populaire* Millionen von Arbeitern in den Streik traten und die Fabriken besetzten, um die Bourgeoisie endlich zum Verhandeln und zu Zugeständnissen zu zwingen. Léon Blum arrangierte ein Treffen von Gewerkschaftlern und Vertretern des Arbeitgeberverbandes CGPT (*Confédération générale de la production française*), die unter der Vermittlung des Regierungschefs – ein unerhörter, skandalöser Präzedenzfall! – in den *Accords Matignon* das Ende der absoluten sozialen Herrschaft der Bourgeoisie besiegelten und dem Staat Initiative und Vermittlerrolle zuwiesen. Die materiellen Konsequenzen der vom Staat überwachten Lohnerhöhungen, der 40-Stunden-Woche, des bezahlten Urlaubs, der Sozialgesetzgebung konnte man verkraften, unterlaufen, man erhöhte die Preise, brachte das Kapital ins Ausland. Denn den sozialen Maßnahmen der Volksfront-Regierung folgten keine ökonomischen, außer der Verstaatlichung der ohnehin defizitären Eisenbahnen. Die Banken, auch die Zentralbank, *Banque de France*, die großen und kleinen Industriebetriebe blieben in Privatbesitz. Die Regierung des *Front Populaire* hielt nicht länger als das Bündnis der Linksparteien, *Cartel des gauches*, von 1924. Doch die Moral der Bourgeoisie war angeschlagen. Ihre Niederlage war ein Ergebnis ihrer politischen und ideologischen Spaltungen, das Werk der Verräter an der eigenen Klasse, wie dieses Léon Blum, aber vor allem derer, die mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, der Demokratie, des Parlamentarismus, der Republik, in einem Wort, den Feinden der Gesellschaft Tür und Tor geöffnet hatten.
In der Not dieser Stunde mußte ein Ausweg gefunden werden, und der führte einzig über die eiserne Geschlossenheit der Kapitalistenklasse. An der Mauer des Geldes scheiterte die Volksfront, jetzt galt es, die neue stählerne Ordnung zu schaffen. Was in Deutschland die Krupp, IG Farben usw. so überzeugend vormachten, warum sollte es in Frankreich nicht möglich sein?

Die Bourgeoisie mußte warten, bis die deutschen Panzer auch in ihrem Land dem Faschismus zum Sieg verhalfen. Denn die Einheit der Arbeiterparteien hatte die Bildung einer faschistischen Massenbewegung verhindert.
Aber so sehr man auch den deutschen Faschismus als Modell bewunderte, so unangenehm war er schließlich im eigenen Lande, wo er sich gleich über Fabriken, Gebäude, Landbesitz hermachte. Die Schuld an der Katastrophe trug die Republik, die linken Politiker, die die Autorität untergraben, die Moral zersetzt, das soziale Chaos verursacht, die Wirtschaftskraft gelähmt, die Franzosen politisch entzweit, das Land in den Krieg gestürzt hatten. Nicht den gestiefelten Faschismus mußte man jetzt bekämpfen und mit

Stumpf und Stiel ausrotten, sondern die als »Ancien Régime« bezeichnete bürgerliche Demokratie der III. Republik.
Das glorreiche Standbild aus dem Ersten Weltkrieg, dieser *Grande Guerre* der Bourgeoisie, der Sieger von Verdun und Generalfeldmarschall, der Franco-Intimus, der Tattergreis Philippe Pétain bot sich als Retter an. Er und der Lumpenbourgeois, der in zahlreiche dunkle Affairen verwickelte Moussolini-Bewunderer Pierre Laval sollten das Schiff wieder flottmachen. Die Großbourgeoisie fuhr nicht schlecht mit ihnen. Die Devise des neuen Staates, des *Etat français* – die Republik war am 10. 7. 40 von der überwältigenden Mehrheit der Abgeordneten legal abgeschafft worden –, war anheimelnd: *Travail – Famille – Patrie*, Arbeit, Familie, Vaterland. Da herrschte wieder eiserne Disziplin und Ordnung in den Betrieben, in den Verwaltungen und in den Schulen. Pétain erließ sogar ein Berufsverbot für die ehemaligen Mitglieder linker Organisationen, was die Bourgeoisie, in Anbetracht ihres perfektionierten Rekrutierungssystems, vor und nach Vichy gar nicht für nötig hielt. Der schon seit Jahren von profaschistischen Kleinkapitalisten propagierte und die Großbourgeoisie so abstoßende Korporatismus, so zeigte sich nun, hatte nach der Auflösung der Arbeitergewerkschaften und der ohnehin schwächlichen Arbeitgeberverbände eine neue Organisationsform des Kapitals ins Leben gerufen, in der die Herrschaft der Monopolisten über die kleinen und mittleren Kapitalisten und über die Arbeiterklasse gesichert war. Leichten Herzens schlossen sich die Zweihundert Familien der *Révolution Nationale* ihres *Maréchal* an; ihnen konnte nichts mehr passieren. Und auch mit den deutschen Okkupanten ließen sich, im Zeichen der allgemeinen Kollaboration, gute Geschäfte machen. Deutschland führte Krieg, brauchte also Waffen. Warum sollten Renault und Berliet nicht Panzer und Lastwagen für Hitler bauen, wenn er doch zahlte? Weniger gut fuhren die Unternehmer, die ihren Betrieb schließen oder auf Sparflamme weiterkochen mußten, weil die Anlagen zerstört oder demontiert waren, keine Rohstoffe oder Ersatzteile mehr kamen, weil sie keine Abnehmer mehr fanden oder weil die Arbeiter in Kriegsgefangenschaft oder im Rahmen des obligatorischen Arbeitsdienstes nach Deutschland deportiert waren. Solange die Bourgeoisie an den Sieg Hitlers glaubte, dachte sie nicht an den Widerstand. Der war von Anfang an Sache der Arbeiter (wenn auch rechte Gewerkschaftler wie Belin sich Vichy anschlossen), der linken Intellektuellen, Gruppen von antifaschistischen Kleinbürgern – und einer kleinen Schar von Nationalisten um den General de Gaulle, die nicht ertragen wollten, daß Frankreich vor Deutschland, egal ob faschistisch oder nicht, kapitulierte.
Die Existenz de Gaulles sollte sich hier schon zum ersten Mal als Glücksfall für die kollaborierende Großbourgeoisie erweisen, als gegen Ende 43 die Niederlage Hitlers zur Gewißheit wurde und sie nun schleunigst ihr

Mäntelchen in den neuen Wind hängen mußte. Den Aufsprung auf den fahrenden Zug der *Résistance* schafften nicht alle. Die Handlanger und sichtbar gewordenen Drahtzieher, die den Makel der Kollaboration mit den Deutschen oder dem Vichy-Régime nicht rechtzeitig hatten abwaschen können, dienten als Sündenböcke, wurden erschossen, eingesperrt, enteignet. Der Nationalrat des Widerstands, der CNR, war eindeutig in seinem Programm für den Wiederaufbau Frankreichs: die zutiefst mit den Faschisten kompromittierte Großbourgeoisie sollte enteignet, ihre Agenten aus dem Staatsapparat entfernt werden. De Gaulle hatte sein Möglichstes getan, um das Schlimmste, die Revolution, zu verhindern. Aber er konnte nicht umhin, mit den Kommunisten, deren Partei der 75 000 Füsilierten die stärkste politische Kraft im Lande geworden war, und den Sozialisten zu regieren. Die Rechte war – für den Augenblick – völlig von der Bildfläche verschwunden. Anders als 1936 zur Zeit der Volksfrontregierung attackierte die Regierung zuerst die ökonomische Macht der Monopole: sie verstaatlichte die *Banque de France*, die vier größten Depositenbanken, die wichtigsten Versicherungsgesellschaften, den Großteil der Energieindustrie, einen Teil des Transportwesens, die Fabriken der notorischen Kollaborateure Renault und Berliet, nicht aber die Schwer-, Elektro- oder Chemieindustrie. Auch weit über die *Accords Matignon* hinausgehende soziale Umwälzungen blieben aus, die die Bourgeoisie zu diesem Zeitpunkt ebensowenig wie die Verstaatlichungen hätte verhindern können. Der Chefavantgardist der Arbeiterklasse, Maurice Thorez, hatte nicht nur der Entwaffnung der in den Patriotischen Milizen bewaffneten Arbeiter zugestimmt, er gab auch die Parole aus: »Man muß einen Streik auch beenden können.« Trotz ihrer Stärke ließen sich die Kommunisten von Sozialisten und Christdemokraten in den Hintergrund und bald auch ganz aus der Regierung drängen.

Die Jahre 44-47 waren eine harte Zeit für die Großbourgeoisie. Aber nicht zu hart. Wenn auch empfindlich in ihrer bis dahin unangetasteten Wirtschaftsmacht beschnitten, ohne gewichtigen politischen Einfluß und mit dem Stigma des Vaterlandsverrats behaftet, an allen Fronten in der Defensive, blieben ihr doch einige Hoffnungen. Es war nicht alles verloren, und: keine Suppe wurde so heiß gegessen, wie sie gekocht war. Die Enteignungen waren schmerzlich, die Entschädigungen aber meist fürstlich, und in diesem oder jenem Verwaltungsrat war auch noch ein Sitz zu ergattern. Die Leitung und die Schlüsselpositionen in den jetzt staatlichen Unternehmen mußten auf kurz oder lang den kompetenten Technokraten anvertraut werden, die sich die Großbourgeoisie in den *Grandes Ecoles* herangezogen hatte. Einige Bereiche des bourgeoisen Herrschaftsgebäudes waren nur unwesentlich berührt worden bei der *Libération:* die Verwaltungsstrukturen und der hierarchische Aufbau des Erziehungswesens; die Schule blieb eine Klassenschule; *ENA*, *Polytechnique* etc. blieben, unbeschadet der

Demokratisierungsversuche der Regierung, die formidablen Rekrutierungsanstalten von Technokraten, die bald wieder wissen würden, auf welcher Seite der Barriere sie zu stehen hatten.
Eines hatte die Großbourgeoisie sogar aus dem Vichy-Régime in die IV. Republik hinüberretten können: einen schlagkräftigen und repräsentativen Arbeitgeberverband, den man CNPF (*Conseil National du Patronat français* = Nationalrat der französischen Arbeitgeber) nannte. Der CNPF konnte mit Autorität bei den – leider nicht mehr abzuschaffenden – Tarifrunden den Standpunkt der Unternehmer gegenüber den Gewerkschaften und, wenn es sein mußte, gegenüber der Regierung vertreten; er sollte sich zu einem wichtigen Kampforgan der Bourgeoisie an der sozialen Front entwickeln, an Geschlossenheit den entzweiten Arbeitergewerkschaften oft überlegen. Die Gründung von gelben Gewerkschaften war noch nicht akut; die CFT entstand erst in den 60er Jahren. An der politischen Front sah es anfangs düster aus. Antoine Pinay, durch seine Tätigkeit im Pétainschen Scheinparlament diskreditiert, und seine Freunde hatten es schwer, eine konservative Partei zu gründen. Der CNI (*Centre National des Indépendants* = Nationales Zentrum der Unabhängigen) blieb immer minoritär wie auch die Abspaltung der *Républicains Indépendants* Valéry Giscard d'Estaings. Die Christdemokraten des MRP (*Mouvement Républicain Populaire* = Bewegung der Volksrepublikaner) sollten einen ähnlichen Weg einschlagen wie ihre westdeutschen Kollegen, bei ihnen konnte die Großbourgeoisie Gehör finden. Schwieriger war es mit den Radikalen, die ihr Herz zwar links, ihr Portefeuille aber rechts tragen; schwierig mit den Sozialisten, undenkbar mit den Kommunisten.
Die Rehabilitierung kam von außen, und sie ließ nicht lange auf sich warten. Die US-Bourgeoisie sah mit Sorge die Notlage ihrer französischen Gevattern und bot zur Rettung vor dem Kommunismus den Marshal-Plan an. Die Milliarden-Dollar-Hilfe war aber an die Bedingung geknüpft, daß die Kommunisten von der Regierung ausgeschlossen würden. Am 5. Mai 1947 war es soweit: der Sozialist Ramadier warf die kommunistischen Minister aus der Regierung. Von nun an ging es wieder bergauf mit dem freien Unternehmertum, langsam aber stetig. Die amerikanischen Milliarden, zuerst in Form von Staatskrediten, dann als private Investitionen, waren in ihrer Masse beängstigend, sie modifizierten die Wettbewerbslage nicht unerheblich, bedeuteten neue Zwänge für die französische Bourgeoisie, sie mußten aber in Kauf genommen werden.
Der wirtschaftliche Aufschwung blieb nicht aus. Schon gegen Ende der 40er Jahre war das Volumen der Vorkriegsproduktion erreicht. Noch schneller aber ging die Entwicklung in Westdeutschland und in Japan, mit ihnen konnte die französische Bourgeoisie nicht mithalten. Die Bedeutung der wichtigen zukunftsträchtigen Industrien, wie Elektronik, Petrochemie, Te-

lekommunikation, entging ihr, sie vernachlässigte die Forschung und mußte das Terrain den amerikanischen, deutschen oder multinationalen Trusts überlassen. Auch die Zeit der ungestraften Ausplünderung der Kolonien ging unaufhaltsam ihrem Ende entgegen. Zuerst Indochina, dann die nordafrikanischen und schließlich die restlichen Kolonien. Zwar blieb der ökonomische Einfluß in vielen Ländern des ehemaligen Kolonialreichs ungebrochen, aber das Geld lag jetzt nicht mehr, so wie in der guten alten Zeit, auf der Straße.
An der Algerienfrage ging die IV. Republik zugrunde. In politischer Hinsicht war sie die Neuauflage der III. Republik, auch ihr trauerte die Großbourgeoisie nicht nach. Mit den Jahren hatte sie sich zwar mit ihr arrangieren können; sie hatte trotz allem ihre ökonomische Vorherrschaft behauptet, die sozialen Privilegien erhalten, der Gefahr einer totalen politischen Entmachtung getrotzt, aber wie glanzlos und unter welchen Opfern!

Dann kam de Gaulle. Er bescherte den Zweihundert Familien nicht die Rückkehr in die *Belle Epoque,* galt es doch, die kleinen und mittleren Kapitalisten noch bei der Stange zu halten. Aber er gab ihnen das Selbstvertrauen und die Initiative wieder. Mit starker Hand versprach er, für die Sicherheit zu sorgen, ohne die Eigentum nicht gedeihen kann. Aber auch die de Gaullesche Formel ging den Gang alles Irdischen. Vor dem Grab Pompidous betrauerte die Bourgeoisie die vergänglichen Reste des Gaullismus.
Zu langer Trauer blieb ihr keine Zeit. Alle Augen richteten sich in diesem Frühjahr auf Giscard. Er erfüllte alle Ansprüche, die die Großbourgeoisie und die schwierige Situation stellten: er war ein kompetenter und versierter Technokrat mit Profil und den richtigen Familien- und Geschäftsbeziehungen, aalglatt und flexibel und doch bestimmt, wo es um das Wesentliche ging, er hatte politisches Fingerspitzengefühl und den nötigen Flaire, er hatte eine persönliche Note, Stil, und wußte sich gut zu »verkaufen«. *Giscard à la barre,* Giscard ans Ruder, schrie die Großbourgeoisie. Valéry war ein Goldjunge. Wann hatte schon einmal ein Politiker der Großbourgeoisie die Gabe besessen, knallhart ihre Interessen durchzuboxen und gleichzeitig populär zu sein!
Sein hauchdünner Wahlsieg war für die Großbourgeoisie, die noch einmal mit dem Schrecken davongekommen war, eine Warnung. Um der wiedererstarkten Linken den Wind aus den Segeln zu nehmen, mußte Giscard eine sozialdemokratische Tarnkappe aufsetzen. Er, der neoaristokratische Idealtyp eines Vertreters der Großbourgeoisie, predigt jetzt Reformen und macht Reförmchen, mit dem Prinzen Poniatowski, dem Streber Chirac, dem abgehalfterten Christdemokraten Lecanuet. Er schneidet alte Zöpfe ab

(jenseits des Rheins klang es einmal ähnlich), die pompösen gaullistischen Gesten werden abgeschafft, die früher martialisch-patriotisch intonierte *Marseillaise* ertönt jetzt getragen, fast elegisch, in seinen Plaudereien am Kaminfeuer spricht Giscard Zuschauer und Zuhörer nicht mit dem dramatischen »Français, Françaises« an, er sagt ganz einfach »Mademoiselle, Madame, Monsieur, Ihr Präsident spricht zu Ihnen«, er lädt sich bei Familie Dupont zum Abendessen ein, um mit ihr Konversation zu betreiben, er läuft zu Fuß die Champs Elysées hinab . . .

Aber Giscard geht weiter. Er vollstreckt die längst überfälligen Reformen, schafft unproduktiv gewordene repressive Bestimmungen ab, so das Verbot der Abtreibung und des freien Vertriebs von Empfängnisverhütungsmitteln; er erhöht die Renten der Alten, das Kindergeld, Beihilfen etc. Er rückt auch den ungelösten Problemen und Widersprüchen des Gaullismus auf den Leib: gründlich reformierte er Strukturen, Inhalte und Form des Regierungsrundfunks und -fernsehens. Er versucht, das anfällige und im Sinne der Unternehmerinteressen nicht genügend effiziente Erziehungswesen zu reformieren, mit Françoise Giroud zusammen will er die Lage der Frau reformieren, möchte das Verhältnis zur Opposition reformieren – er hatte sogar einen Reformminister eingestellt, den Möchte-gern-Sozialdemokraten Jean-Jacques Servan-Schreiber, mußte ihn aber bald wieder vor die Tür setzen, da er aus der Reihe tanzte und die Gaullisten verärgerte.

Während Giscard so, nicht ohne Erfolg, mit seinem Reformfeuerwerk die Aufmerksamkeit von der Realität der Wirtschaftskrise, von Inflation, Kaufkraftschwund, Arbeitslosigkeit ablenkt, spielt sich hinter den Kulissen ein anderes Spektakel ab. Die Großbourgeoisie will die Krise kräftig ausnutzen, um ihre Kapitalmassen umzugruppieren, weiter zu konzentrieren, in den Betrieben Arbeitsplätze hinwegzurationalisieren, die Arbeiter zu disziplinieren, endlich die kapitalistische »Flurbereinigung« voranzutreiben. Giscard sagt der Inflation den Kampf an und zieht die Kreditbremse an. Prompt starben die kleinen Betriebe wie die Mücken weg. Er leistet sich den Zynismus zu sagen, die »lahmen Enten« unter den Kapitalisten müßten ausgehungert werden. Giscard sagt der Arbeitslosigkeit den Kampf an und pumpt Milliarden in die Kassen der Monopole, von einer Garantie der Arbeitsplätze ist dabei keine Rede. Vielleicht denkt er bei diesem nur zu leicht durchschaubaren Geschäft, mit dem er die Arbeiterschaft ständig vor den Kopf stößt, gelegentlich daran, wie Georges Séguy, der Chef der kommunistischen CGT, am besten in einen Oskar Vetter zu verwandeln sei. Denn dann bliebe dieses Geschäft ein Geschäft für die Bourgeoisie auf längere Zeit.

Anmerkungen

1 Dieser Versuch über die französische Bourgeoisie soll einen großen, notwendigerweise groben, Überblick geben, er konzentriert sich auf die Großbourgeoisie. Viele Aspekte, auch wichtige, bleiben unberücksichtigt, z. B. das Problem des Kleinbürgertums (darüber in *Lendemains* 2), die Bauernfrage; manches ist verkürzt und vereinfacht, z. B. die Bedeutung der beiden Napoléons (darüber in Marx' *18. Brumaire des Louis Bonaparte*).

2 So z. B. der *avoir fiscal* »Steuerguthaben beim Fiskus aus bereits entrichteter Kapitalertragsteuer (. . .), das gegen noch zu entrichtende Einkommensteuer (. . .) aufrechenbar ist. . . . Je höher ein Dividendeneinkommen, desto geringer ist im Verhältnis zum Gesamteinkommen die zu entrichtende Einkommensteuer. (. . .) Mit diesem durchaus legalen Verfahren gelang es dem ehemaligen gaullistischen Ministerpräsidenten J. Chaban-Delmas, dessen Vermögen auf mehrere Millionen Francs geschätzt wird, jahrelang so gut wie keine EKSt zu entrichten. (. . .) Die Einführung des *avoir fiscal* 1965 wurde begründet mit der Vermeidung von Doppelbesteuerung, sowie mit der fehlenden Kapitalzufuhr an der Pariser Börse. (. . .)« Aus: J. Doll, W. Fekl, E. Gerhards, S. Loewe, B. Schmidt, *Frankreichkunde in Schlüsselbegriffen*, Berlin 1976.

3 Das entscheidende Hindernis für einen frühen, der Kapitalkraft der französischen Bourgeoisie entsprechenden industriellen Aufschwung liegt in der Bauernfrage. Die Parzellierung des Landes durch Napoléon I. war einer der wesentlichen Gründe für die langsame Entwicklung Frankreichs im Vergleich zu England. Die Landflucht setzt in Frankreich erst mit der Verschuldung des Parzellenbauern ein, was bereits einen gewissen Aufschwung des Finanzkapitals voraussetzt.

4 Cf. Guy P. Palmade, *Capitalisme et capitalistes français au XIXe siècle*, Paris, 1961, p. 238. – 1968 gab es in Frankreich 729 125 Industriebetriebe, von denen 639 429 zwischen 0 und 9, 65 268 zwischen 10 und 49, 17 485 zwischen 50 und 199, 4738 zwischen 200 und 999, 481 Betriebe mehr als 1000 Arbeiter unc Angestellte beschäftigten (über 1724 Betriebe lagen keine Mitteilungen vor). Quelle: *Recensement de 1968*, in *Quid 1973*, Paris 1972, p. 723.

ACTES DE LA RECHERCHE
en sciences sociales

directeur : Pierre Bourdieu

Jahresabonnement : DM 28

54 boulevard Raspail Paris 6e

Pierre Bourdieu und Yvette Delsaut
Die neuen Kleider der Bourgeoisie

Das Feld der Haute Couture verdankt seine Struktur der Tatsache, daß das Kapital der verschiedenen »Häuser« ungleich verteilt ist, jenes ganz besondere Kapital, das sowohl der Einsatz der Konkurrenten in diesem Feld als auch die Voraussetzung für den Eintritt in diesen Wettbewerb ist. Die Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Produktions- und Distributionsstätten sowie die Strategien, derer sie sich im Kampf gegeneinander bedienen, hängen von der Position ab, die sie in dieser Struktur einnehmen.

So stehen die Institute, die in diesem Feld polare Positionen einnehmen – einerseits die zu einer bestimmten Zeit herrschenden Unternehmen wie heute Dior und Balmain, andererseits die erst in jüngerer Zeit in den Wettbewerb eingetretenen Unternehmen wie Paco Rabanne oder Ungaro –, in fast allen Beziehungen, welche die spezifische Logik des Feldes als *relevant* bezeichnet, einander entgegen. Auf der einen Seite: weiße Wände und graue Plüschteppiche, Monogramme, Verkäuferinnen »in mittlerem Alter« bei den angesehenen und traditionellen alten Häusern, die in den hohen Gefilden des rechten Seine-Ufers siedeln, in der Rue François I^{er} und der Avenue Montaigne. Auf der anderen Seite: Silber und Gold, unerbittlich moderne »Formen« und »Volumen«, kesse Verkäuferinnen à la Saint-Tropez bei den Avantgarde-Boutiquen im »schicken« Teil des linken Seine-Ufers, in der Rue Bonaparte und der Rue du Cherche-Midi. Am einen Pol: Kargheit im Luxus und unauffällige Eleganz, das »große Format«, das dem Kapitalisten von altem Schrot und Korn, insbesondere den Frauen im kanonischen Alter der höchsten und am längsten etablierten Fraktionen der Großbourgeoisie ansteht. Am anderen Pol: die etwas aggressiven, etwas reißerischen Kühnheiten einer Kunst, die sich »forschend« nennt und die das Gesetz der Konkurrenz, d. h. die Dialektik dazu bringen kann, den »Abscheu vor der Vollkommenheit« und die »Notwendigkeit des schlechten Geschmacks« zu verkünden, eine jener »künstlerischen« Übertreibungen, die dieser Position ziemen. Auf der einen Seite die Sorge, eine beschränkte und alte Kundschaft zu bewahren und auszunutzen, die nur auf Altertümlichkeit anspricht; auf der andern Seite die Hoffnung, neue Kunden zu bekehren durch eine Kunst, die »den Massen zugänglich« sein will, das heißt – und darin kann sich niemand täuschen – die den neuen Fraktionen der Bourgeoisie oder,

was auf dasselbe hinausläuft, dem jugendlichen Nachwuchs der alten Fraktionen kulturell wie ökonomisch zugänglich ist. Die Tatsache, daß die populistische Ideologie der Öffnung zu den »Massen« auch in einem Feld anzutreffen ist, in dem es schwerer als anderswo fällt, die Bedingungen des Zugangs zu den angebotenen Gütern zu vergessen, läßt vermuten, daß sie immer als eine Strategie in den einem Feld innewohnenden Konflikten verstanden werden muß: Diejenigen, die innerhalb eines spezialisierten Feldes eine beherrschte Position einnehmen, können unter bestimmten Umständen ein Interesse daran haben, sich der strukturellen Homologie zwischen den in diesem Feld bestehenden Gegensätzen und dem höchsten Gegensatz zwischen den Klassen zu bedienen, um die Suche nach einer Kundschaft – hier die Kundschaft der beherrschten Fraktionen der herrschenden Klasse: die neue Bourgeoisie und der jugendliche Nachwuchs der alten – unter dem höchst demokratischen Mantel einer Öffnung »zu den Massen« (der verschwommenen und euphemistischen Bezeichnung der beherrschten Klassen) zu präsentieren.

Zwischen dem beherrschenden und dem beherrschten Pol, zwischen dem kargen Luxus der Orthodoxie und der protzigen Askese der Ketzerei verteilen sich die verschiedenen Couturiers gemäß einer Ordnung, die sich kaum verändert, wenn man sie nach so unterschiedlichen Kriterien bemißt wie Alter des Hauses und Höhe seines Umsatzes, Preis der angebotenen Objekte und Zahl der Anproben, Intensität der Farben und heute auch der Raum, der in den Kollektionen den Hosen zugestanden wird. Die Positionen innerhalb der Struktur der Verteilung des spezifischen Kapitals kommen sowohl in den ästhetischen wie in den kommerziellen Strategien zum Ausdruck. Bei den einen: die Konservierungsstrategien, die darauf hinzielen, das akkumulierte Kapital (»das Renommée der Qualität«) unangetastet zu lassen, den Auswirkungen der Verschiebung des Feldes zum Trotz, wobei der Erfolg dieser Strategien natürlich von der Größe des erworbenen Kapitals und der Fähigkeit seiner Besitzer, Gründer und vor allem Erben abhängt, die stets gefahrvolle Umsetzung des symbolischen Kapitals in ökonomisches Kapital rationell zu verwalten. Bei den anderen: die Unterwanderungsstrategien, die darauf hinzielen, die Besitzer des größten Legitimationskapitals in Mißkredit zu bringen, sie ins Klassische und danach ins Deklassierte abzuschieben, indem sie (zumindest objektiv) ihre ästhetischen Normen infrage stellen, und sich ihre vorhandene oder jedenfalls künftige Kundschaft mittels kommerzieller Strategien anzueignen, welche die traditionellen Häuser sich nicht erlauben können, ohne ihr Image – Prestige und Exklusivität – zu kompromittieren.

Von allen Feldern, die Luxusgüter produzieren, gibt es keines, das eins der Prinzipien der Teilung der herrschenden Klasse deutlicher durchscheinen läßt als die Haute Couture, nämlich jenes Prinzip, das Altersklassen, die

zugleich als Geld- und Machtklassen gekennzeichnet sind, einander entgegenstellt und im Bereich der Mode zu sekundären Teilungen führt. Gemäß einer Reihe von Äquivalenzen, die in allen Bereichen wiederkehren, steht jung gegen alt wie arm gegen reich, aber auch wie modern gegen traditionell oder wie politisch »offen«, »auf dem laufenden« gegen konservativ und traditionalistisch, und schließlich, auf dem Gebiet des Geschmacks und der Kultur, wie »intellektuell« gegen »bürgerlich«. So unterhalten die großen Modehäuser und Frisiersalons, sogar die Kürschner fast immer eine Boutique für die Jugend, die sich durch niedrigere, »jüngere« Preise, wie es in diesem Milieu zuweilen heißt, auszeichnen. Die Logik des Feldes zeigt in aller Deutlichkeit das Prinzip dieser Äquivalenzen: die Identität von Alter und Geld. Denn eine für die Jugend bestimmte Boutique eines Hauses, das am beherrschenden Pol liegt, weist fast alle Merkmale der Boutiquen auf, die am beherrschten Pol dieses Feldes liegen: Spiegel, Aluminium, Verkäuferinnen in Shorts, all das soll zeigen – bei Miss Dior wie bei Ted Lapidus oder Paco Rabanne –, daß man »traditionell und zugleich modern, d. h. bürgerlich und doch auf dem laufenden sein kann«, wie es ohne jede Ironie ein Panegyriker sagt.[1]

Nach dieser Logik ist ein armer »Bourgeois«, d. h. ein »Intellektueller«, gleich welchen biologischen Alters, das Äquivalent eines jungen »Bourgeois«: sie haben im übrigen vieles gemeinsam – gewagte Kleidung, heute lange Haare, Phantasie, symbolisch fortschrittliche Ideen, einen relativen Mangel an Geld. Die so definierte »Jugend«, d. h. *grosso modo* die Gesamtheit der beherrschten Herrschenden, kann die Hierarchie des Geldes und des Alters nur dadurch verleugnen, daß sie entschieden andere, weniger kostspielige Formen des luxuriösen Lebens schafft. Zum Preis einer großen Investition an *Zeit* und kulturellem Kapital können sich die Künstler (und in geringerem Maß die Intellektuellen) alle *avantgardistischen Güter* billig, d. h. bevor sie geheiligt und damit symbolisch aufgewertet sind, und ökonomisch »auf Zeit« aneignen – »volkstümliche« Cafés oder Restaurants, antike Gegenstände und vor allem Kunstwerke, ob nun spontane (auf dem Flohmarkt zu findende) oder von Fachleuten hergestellte –, wodurch sie den avantgardistischen Produzenten kurzfristig einen Teil ihrer Kundschaft anbieten. Der Stil des Künstlerlebens, der Armut zu Vornehmheit und Raffinement verklärte, schließt die Negation des »bürgerlichen« Lebensstils ein, der gerade durch seine Käuflichkeit entwertet ist; und der »künstlerische« Geschmack, der alles, was er berührt, zum Kunstwerk erhebt, und handle es sich wie heute um bloße *Abfälle*, stößt durch seine Kraftanstrengung den »bürgerlichen« Geschmack, gegen den er auftritt, in die Weit der Vergangenheit, des Überholten, des Außer-Mode-Gekommenen, des Alten (was nicht des Antiken heißt). Das bedeutet – wir wiederholen es –, daß die Altersklassen, wie jedes Klassensystem, Einsätze sind im symbolischen

Kampf zwischen den Klassen oder zumindest zwischen den Klassenfraktionen, die ein ganz unterschiedliches Interesse am Sieg der Werte haben, die gemeinhin mit der Jugend und dem Alter verbunden werden.
Im Feld der Mode, wie in jedem anderen Feld, sind es die Neuen, die, gleich dem Challenger im Boxring, »das Spiel machen«. Die Herrschenden setzen nichts ein: sie haben es nicht nötig, sich irgendwelcher Bluff-Strategien zu bedienen, womit sie nur ihre Schwäche eingestehen würden. »Es ist relativ leicht, auf klassische Art Schönes zu machen«, sagte ein Dekorateur, »aber die Avantgarde kennt kein Pardon« (Y. Tarelon, *Dépêche-Mode,* Januar 1973). Dies ist ein allgemeines Gesetz der Beziehungen zwischen Herrschenden und Anwärtern. Falls der Anwärter nicht radikal das Terrain wechselt – was er der Definition nach nicht tut –, schickt er sich an, *anspruchsvoll* zu erscheinen: denn da er die Legitimität seiner Ansprüche aufzeigen und nachweisen, Prüfungen ablegen muß, weil er noch nicht alle Titel besitzt, »tut er des Guten zuviel«, wie man sagt, wenn er die Aufmerksamkeit derer, die nur zu sein brauchen, was sie sind, um zu sein, wie sie sein sollen, dadurch auf sich lenkt, daß er seine Konformität oder sein Bemühen um Konformität übertreibt. Den (absoluten oder relativen) Autodidakten verraten vielleicht die übergroße Korrektheit der kleinbürgerlichen Sprache oder der etwas zu geschliffene Witz des Intellektuellen der ersten Generation und die verblendete und im voraus unterlegene Hartnäckigkeit, die er darauf verwendet, die Terrains zu besetzen, die am wenigsten für ihn geschaffen sind, wie Kunst und Literatur, oder auch sein pedantisches Verweisen auf kanonische Autoren, kurz, alle die untertänigen Dreistigkeiten, die dem Emporkömmling die Anklage des schlechten Geschmacks, der Anmaßung, der Vulgarität oder ganz einfach der Karrieremacherei oder der Geldgier eintragen, ein besonders unsühnbares Vergehen in einer Welt, die Uneigennutz verkündet.

»Als Schöpfer war ich nie ein Verfechter von ›kosmischer‹ Kleidung und Löcherkleidern« (Yves Saint-Laurent, *Elle,* 6. 9. 71). »Das ist absurd. Shorts sind für den Sportplatz, für den Urlaub. Shorts, das versteht er nicht: das ist anti-weiblich. Das ist nicht jung. Das ist sogar 20 Jahre alt.[2] Daß man im Jahre 1971 ›Bitteren Reis‹ auf den Straßen serviert, ist vulgär. Oder aber er versteht nichts mehr von Kreation, nichts mehr von Paris« (Pierre Cardin, *Elle,* 22. 2. 71).

Daher der Gegensatz, der in jedem Feld und in allen Dimensionen des Stils und Lebensstils die ästhetischen Strategien der Herrschenden von denen der Anwärter trennt: die Herrschenden, die nur zu sein brauchen, was sie sind, zeichnen sich durch die hartnäckige Ablehnung auffälliger Auszeichnungsstrategien aus. So brauchen die Couturiers, die eine herrschende Position im Feld der Mode einnehmen, sich nur den negativen Strategien zu überlassen, die ihnen die Konkurrenz der Anwärter aufnötigt, um sich der Nachfrage der alten Bourgeoisie unmittelbar angepaßt zu sehen, die durch eine entsprechende Beziehung zu den schreienden Kühnheiten der neuen Bourgeoi-

sie zur selben Ablehnung solcher Emphase gelangt. Dieser Gegensatz läßt sich sowohl in den Objekten, welche die Modeschöpfer produzieren, wie in den Absichtserklärungen beobachten, mit denen sie sie begleiten. Er findet sich sogar im Stil der Zelebrierungsrede wieder, deren Rhetorik desto schlichter beschreibend ist, je höher das Publikum sozial steht, an das sie sich wendet: die Modeartikel wie die Werbung der Luxuszeitschriften *(Vogue, Jardin des Modes)* beschränken sich darauf, vorzustellen oder zu beschreiben, zu beschwören oder anzudeuten (z. B. bleibt es hier immer bei der Anspielung auf die Kunst), während weniger vornehme Zeitschriften, die sich mehr an die neue Bourgeoisie wenden, die sie im übrigen auch produziert, wie *Elle* und *Marie Claire,* frischweg das Geheimnis ausplaudern, weil der Anspruch auf Distinktion nur die nackte Wahrheit sowohl des Anspruchs wie der Distinktion liefern kann.
In jeder Epoche spielen die Modeschöpfer innerhalb eines Universums expliziter Zwänge (wie jener bezüglich der Farbkombinationen und der Rocklänge) oder implizierter Zwänge (wie z. B. dessen, der noch vor kurzem Hosen aus den Kollektionen ausschloß). Das Spiel der Neuankömmlinge besteht fast immer darin, mit einigen bestehenden Konventionen zu brechen (indem sie z. B. bisher ausgeschlossene Farbmischungen oder Materialien einführen), jedoch stets im Rahmen des Schicklichen und ohne die Spielregel oder das Spiel selbst infrage zu stellen. Sie stehen im Bund mit der Freiheit, der Phantasie, dem Neuen (die häufig mit der Jugend identifiziert werden), während die herrschenden Institute Übertreibungen ablehnen und um die Kunst werben in der Ablehnung der Werbung und des Effekts, d. h. in der doppelten Verneinung, der Litotes, dem *understatement,* im »Gleichgewicht« und im »Raffinement« . . .

Die Haute Couture liefert der herrschenden Klasse die symbolischen Zeichen der »Klasse«, die, wie es heißt, bei allen exklusiven Zeremonien des Kults *vorgeschrieben* sind, den die bürgerliche Klasse, in der Zelebrierung ihrer eigenen Vornehmheit, sich selbst abstattet. Damit ist sie ein integrierender Bestandteil des mit der Organisation dieses Kults und der Herstellung der zu seiner Zelebrierung notwendigen Instrumente beauftragten Apparats. Die Produzenten von »Klassen«-Emblemen, von den Herrschenden beherrschte Parasiten, die, gleich den Priestern, nur stellvertretend an der Ausbeutung der Beherrschten teilhaben, liefern den herrschenden Fraktionen die Attribute der Legitimität gegen einen ihrer Fügsamkeit angemessenen Teil des Ertrags. Was als eine Krise der Haute Couture beschrieben wird, ist vielleicht nur ein Etikett unter anderen für eine Umstrukturierung dieses Apparats, der mit dem Auftauchen neuer Zeichen der Vornehmheit (wie Luxussportarten, Weltreisen, Zweitwohnungen usw.) sowie einem *aggiornamento* des traditionellen Zeremoniells der bürgerlichen Vornehm-

heit verbunden ist, das zweifellos einer verstärkten Intoleranz gegenüber der traditionellen Zurschaustellung der Statussymbole der sozialen Distanz entspricht. Die neue Bourgeoisie, die gelernt hat, die symbolische Bekräftigung der Hierarchie zugunsten der Realität der Macht zu opfern, erwartet vom Klassen-Enbleme produzierenden Apparat, daß er ihr schlichtere, weniger naiv protzige, weniger unverschämt luxuriöse Produkte liefert, kurz Produkte, die strenger *euphemisiert* sind als jene, welche die Couturiers ihnen lieferten. Und sie ist kurz davor, zu begreifen, daß die Künstler, hinter ihrem rebellischen Gebaren, das sie aus den großen bürgerlichen Zeremonien ausschloß, in zunächst ökonomischer Hinsicht, aber auch in symbolischer Hinsicht bessere Investitionen bieten.
Wenn die aus der Verbindung einer Neuerung in den Herstellungs- und Kommerzialisierungstechniken – das *prêt-à-porter* – und eines von Courrèges eingeführten und zuerst in England von den Stilisten verbreiteten Stilbruchs geborene »Revolution« den Erfolg haben konnte, von dem der (im Vergleich zu früher) relativ große Umsatz neugegründeter Häuser wie Courrèges, Lapidus und vor allem Scherrer zeugt, so deshalb, weil sie als die Rückübersetzung der Veränderungen im bürgerlichen Lebensstil ins relativ autonome Feld der Mode erscheint, Veränderungen, die einer Veränderung in der Aneignungsweise der Profite des Kapitals entsprechen (was ein Informant naiv »Demokratisierung der Vermögen« nannte). Das, was die Initiatoren der untrennbar ästhetischen und kommerziellen neuen Strategie durch eine intuitive Darstellung der neuen bürgerlichen Lebenskunst wirklich erreicht haben (»die Courrèges-Frau, groß, jung, sonnengebräunt, mit kurzem Haarschnitt, frisch, lächelnd, fröhlich«, »die Frau, die Komfort und Freiheit liebt«), das sind die Frauen der neuen Bourgeoisie, die nichts sehnlicher wünschen, als die Legitimität des neuen Stils – und des neuen Lebensstils – anzuerkennen, den die avantgardistischen Couturiers, die Stilisten und Modellisten, unter Beihilfe der Frauenzeitschriften und der Wochenzeitungen für dynamische Führungskräfte durchzusetzen sich bemühen. Die Umstrukturierung des Felds der Mode ist nur das Äquivalent – und die Wirkung – der Umstrukturierung des Felds der Macht (als Feld der objektiven Beziehungen zwischen den Fraktionen der herrschenden Klasse), die viele Beobachter dazu verleitet, die Anzeichen für den Untergang der herrschenden Klasse in etwas zu sehen, was in Wahrheit nur eine Neuorganisierung der Arbeitsteilung der Herrschaft ist, begleitet von einem Wechsel der Gruppen, die, nach neuen Modalitäten, Zugang haben zu den Profiten und zum Prestige der bürgerlichen Existenz . . .

Ebenso wie die ganze Meute der Luxusdiener und Unterhaltungskünstler, Filmschauspieler und Boulevardschreiber, vielgelesenen Romanciers und Modemaler, mit denen die Bourgeoisie sich umgibt, gehörte bisher auch der

Couturier *ex officio*, von Berufs wegen zum »Tout-Paris«, aus dem sich seine Kundschaft rekrutierte, und er mußte, zwecks Ausübung seines Berufs, am »Pariser Leben« teilnehmen, zu dessen Existenz er beitrug, indem er ihm mit den Modeschauen eine seiner exklusivsten Zeremonien (die bemerkenswerterweise immer »Premieren« sind) sowie eines seiner Haupt-Embleme lieferte.[3] Diese Rolle, von der ihn sein ganzer Habitus – genauer sein Gestus, sein Lebensstil, seine Aussprache, seine Manieren, seine Neigungen – entfernte, hat Courrèges (wie Ungaro, der eine Zeitlang sein Partner war) durch eine andere, ebenso systematische ersetzt, durch die des »Schöpfer-Managers« von Luxusartikeln für Managerfrauen: seinem Bemühen, zu einem (dank rationeller Geschäftsführung) günstigeren Preis *Produkte nach ihrem Geschmack* zu liefern, d. h. »moderne« und »dynamische« (die beiden Unterscheidungsmerkmale ihrer Rede), »logische« und »funktionale«, »sportliche« und »freie« Produkte, konnte der Erfolg bei der »modernen und dynamischen« neuen Bourgeoisie nicht versagt bleiben, der er durch seinen ganzen Habitus – also seinen Geschmack – als Manager und Sohn seiner Werke so sehr ähnelte . . .

Dieser befreite Stil paßt zu einer Bourgeoisie, die durch die etwas prahlerische Schlichtheit ihrer Manieren zeigen will, daß sie ihrer Legitimität sicher genug ist, um es nicht nötig zu haben, die Embleme ihrer Autorität zu tragen, handle es sich auch um den unauffälligen und bereits stark euphemisierten Luxus der alten Bourgeoisie, die darauf bedacht war, sich vom »protzigen Konsum« der Emporkömmlinge zu unterscheiden. Jene Selbstsicherheit, die sich in allen Aspekten der Praxis äußert, insbesondere im Gebrauch einer Sprache, die äußerste Ungezwungenheit und Lässigkeit mit strengster Korrektheit paart, ist das Merkmal einer Gruppe, die ihre herrschende Position weniger dem Erbe, wie es sozial definiert ist, als ihren eigenen Errungenschaften verdankt, weniger dem ökonomischen Kapital als dem kulturellen Kapital, einem verinnerlichten Kapital, dessen Weitergabe und Verwendung mehr der Natur als der Gesellschaft zu entspringen scheinen. Die Frauen, die aufgrund ihrer Heirat und/oder ihres Berufs zu jener neuen Fraktion »bürgerlicher Lohnempfänger« gehören, die Führungskräfte, die sich brüsten, »mehr Geschmack als Geld« zu haben (so die Überschrift einer Spalte in *Jardin des Modes*), verlangen von der Haute Couture lediglich, daß sie ihnen die Freiheit liefere, die Sicherheit ihres »Geschmacks« zu demonstrieren, und ihnen gleichzeitig die Gelegenheit biete, sich von denen zu unterscheiden, die sich, da sie »das kleine Etwas, das alles verändert« nicht zu »entdecken« verstehen, damit begnügen, nachzueifern und zu kopieren. Und diejenigen, die sich heute in Trödel kleiden, führen diese Logik nur bis zu Ende, indem sie den heimlichen Vertrag aufkündigen, der die Macht, in Sachen Mode Gesetze zu erlassen, delegierte und dem Couturier das Monopol der »Kreation« übertrug.

Doch der neue Bekleidungsstil stößt noch auf andere Erwartungen: es geht nicht nur darum, den Körper von den Fesseln und dem falschen Schein eines *Anzugs* zu befreien, der vorzugsweise für die außergewöhnlichen Ereignisse des mondänen Lebens bestimmt war, sondern die Kleidung den Erfordernissen des normalen Lebens der neuen Bourgeoisie anzupassen, denen eines Berufslebens, das – vor allem in den neuen Repräsentationsberufen – weit davon entfernt ist, die traditionellen Funktionen der sozialen Repräsentation auszuschließen, oder denen des Sports, der, wie es der Gegensatz der Termini *angezogen* versus *sportlich* und *praktisch* ausdrückt, sowohl der Arbeit wie dem protzigen Konsum an Zeit und Geld entgegensteht.

Von der Kleidung wird verlangt, daß sie den Körper nicht länger einer Art *Körperkorrektur* unterzieht, sondern ihn in seiner natürlichen Gestalt zur Geltung bringt: diese höchst kulturelle Begeisterung für den natürlichen Körper setzt voraus, daß *der Körper selbst* und nicht mehr die sozialen Symbole des Reichtums und der Autorität – die, wie Kantorovicz gezeigt hat[4], die Könige (und alle Großen) mit einem zweiten Körper versahen, der den sterblichen Körper zu überleben vermochte – zum Träger der sozialen Distinktion und gleichzeitig zum privilegierten Objekt der Arbeit der kulturellen Verklärung wird. Unter allen Zeichen der Distinktion gibt es wohl keines, das sich mehr als der Körper – wenn er den Kanons entspricht, die durch das unbewußte Einverständnis all derer, welche die zu seiner Produktion notwendigen Güter und Dienstleistungen produzieren, erarbeitet und aufgezwungen werden – unter dem Schein einer Naturgabe präsentiert: Der legitime Körper, ein durch besondere, zeitraubende Übungen, durch kostspielige Ausrüstungen und strenge Disziplin kultivierter Körper, ein schlanker, muskulöser, zu jeder Jahreszeit sonnengebräunter und von den Stigmata des Alterns befreiter Körper ist also dazu prädestiniert, zusammen mit allen anderen Arten des verinnerlichten Kapitals, einen auserwählten Platz in der Symbolik der Macht einer Klassenfraktion zu erhalten, die ihre herrschende Position nur der Vortrefflichkeit ihrer Natur verdanken will.

Die Veränderungen der Beziehung zwischen der eigentlichen Haute Couture und dem Feld der Produktion von Gütern, die auf niedrigeren Stufen dieselbe technische Funktion sozialer Knappheit erfüllen, drücken zweifellos auch eine tiefe Veränderung der Beziehung zwischen der Bourgeoisie und den anderen Klassen oder zumindest dem Kleinbürgertum aus. Wie jeder Apparat, der Distinktionsinstrumente produziert, genauer: Objekte, die außer ihrer technischen Funktion auch eine soziale Funktion erfüllen können, die Funktion des Ausdrucks und der Legitimation der sozialen Unterschiede, ist das Feld der Haute Couture ein integrierender Bestandteil eines größeren Produktionsfeldes. Die Vornehmheit oder besser

das »Format«, eine legitime, d. h. verklärte und als solche verkannte Manifestation der sozialen Klasse, existiert nur durch den Anspruch, die Anerkennung der Vornehmheit, die gerade in der Anstrengung, sie sich anzueignen, sich behauptet, seis auch unter den illusorischen Formen von Ersatzobjekten. Die Mode bietet eine bevorzugte Gelegenheit, ein Modell zu konstruieren, das für jeden symbolischen Konsum gilt, wie es folgender Text von Nietzsche zeigt:

»Sie pflegten zu sagen, es würde kein Mensch nach Bildung streben, wenn er wüßte, wie unglaublich klein die Zahl der wirklich Gebildeten zuletzt ist und überhaupt sein kann. Und trotzdem sei auch diese kleine Anzahl von wahrhaft Gebildeten nicht einmal möglich, wenn nicht eine große Masse, im Grunde gegen ihre Natur und nur durch eine verlockende Täuschung bestimmt, sich mit der Bildung einließe. Man dürfe deshalb von jener lächerlichen Improportionalität zwischen der Zahl der wahrhaft Gebildeten und dem ungeheuer großen Bildungsapparat nichts öffentlich verraten; hier stecke das eigentliche Bildungsgeheimnis: daß nämlich zahllose Menschen scheinbar für sich, im Grunde nur, um einige wenige [gebildete] Menschen möglich zu machen, nach Bildung ringen, für die Bildung arbeiten.«[1]

Der Vergleich von Bildung und Mode ist nicht unbegründet. Hinter der elitären Denunzierung des vulgären Strebens nach Bildung zeigt Nietzsche deutlich, daß die hohe Bildung und die niedere Bildung – die *haute culture* und die *basse culture*, wie im übrigen die *haute couture* und die *couture*, die *haute coiffure* und die *coiffure* usw. – nur durch einander existieren und daß ihre *Beziehung* oder besser die objektive *Zusammenarbeit* ihrer jeweiligen Produktionsapparate die Anerkennung der Legitimität der Bildung, d. h. das Bildungsbedürfnis produziert . . .

Die Durchsetzung der Legitimität ist die vollendete Form der symbolischen Gewalt, einer sanften Gewalt, die sich nur mit dem stillen Einverständnis ihrer Opfer ausüben läßt und deshalb der willkürlichen Durchsetzung willkürlicher Bedürfnisse den Anschein einer befreienden Tat verleihen kann, die jene aus tiefstem Herzen wünschen, die sie erfahren. Alle Aktionen, die darauf hinzielen, die Kenntnis und Anerkenntnis der herrschenden Lebenskunst zu verallgemeinern (oder sie aufgrund der bloßen Tatsache zu legitimieren, daß sie sie verbreiten, wie das Unterrichtssystem), kurz das Ethos der herrschenden Klasse in eine universelle Ethik zu verwandeln, zielen eben dadurch darauf hin, den Anspruch zu produzieren, als ein Bedürfnis, das den (ökonomischen und kulturellen) Mitteln, es angemessen zu befriedigen, vorausgeht, womit sie gerade das System der Praktiken verordnen, die erforderlich sind, damit auf die Produktion der Konsum folgen kann. Es genügt der neuen Bourgeoisie, sich zu zeigen und sich zu erkennen zu geben, sich sehen zu lassen und sich geltend zu machen (die Frauenzeitungen und Wochenschriften für Führungskräfte, die sie produziert und in denen sie sich produziert, tun nichts anderes), um den Markt der Ersatzobjekte oder der Objekte aus zweiter Hand zu produzieren: eine

unerschöpfliche Nachfrage, denn die beherrschten Bedürfnisse, die sie bilden, müssen sich immer wieder neu definieren in bezug auf eine Vornehmheit, die sich ihnen gegenüber negativ definiert.
Wir sehen, welchen Beitrag Tätigkeiten, die der Politik im engen Sinn so fremd sind wie die der Modeschöpfer, Werbeleute, Hygieniker, Ärzte, Journalisten von Frauenzeitschriften usw., zur Aufrechterhaltung der symbolischen Ordnung leisten. So trägt das *unbewußte Einvernehmen* der Ärzte und Diätetiker (mit ihren Tabellen über das »Verhältnis von Körpergewicht und Körpergröße beim normalen Menschen«), der Couturiers, welche die Körpermaße der Mannequins zur Universalität erheben, der Werbeleute, die in den neuen, verbindlichen Ritualen des Körpers, die vom Urlaub importiert und aufgezwungen werden, eine Gelegenheit zu zahllosen Ordnungsrufen finden (»achten Sie auf Ihr Gewicht . . .«), dazu bei, ein neues Körperbild zu produzieren und als legitim, d. h. als selbstverständlich durchzusetzen, dasjenige, das die neue Bourgeoisie der Sauna, der Gymnastikhalle und der Skipiste für sich selbst entdeckt hat. Dasselbe ließe sich von der Darstellung der legitimen (unter anderem sexuellen) Befriedigungen sagen, die man zu recht vom Körper erwarten darf. Diese Durchsetzung von legitimen Praktiken zielt durch sich selbst darauf hin, ebenso viele Bedürfnisse und Erwartungen, Frustrationen oder, wie man sagt, »Komplexe« zu produzieren (ein weiteres Produkt der legitimierenden Verbreitung durch die Frauenzeitschriften), bei all denen nämlich, deren körperlicher Habitus nicht das Produkt derselben ökonomischen und sozialen Bedingungen ist wie der derart legitimierte Habitus. Abgesehen davon, daß sie all denen einen Markt liefern, die geeignete Mittel zur Schließung der Lücke zwischen Sein und Sein-Sollen produzieren, von den Eheberatern bis zu den Verkäufern von Abmagerungspillen und Reformartikeln, enthält jene neue Entfremdung, welche die Schöpfung (ohne Anführungszeichen) der sozialen Alchimie ist, das Prinzip eines Unbehagens ganz anderer Art als das, von dem ihre Kunden zu erlösen die Couturiers sich anheischig machten und von dem die befreite Bürgersfrau sich durch die Psychoanalyse oder den Körperausdruck zu erlösen strebt. Die Scham vor dem Körper sowie alle Arten kultureller Scham, die eine bestimmte Aussprache, eine Gewohnheit oder eine Neigung einflößen, gehören in der Tat zu den heimtückischsten Formen der Herrschaft, weil sie Unterschiede als von der *Erbsünde* und der *wesenhaften Nichtswürdigkeit* geprägt erleben lassen, Unterschiede, die doch – auch die scheinbar natürlichsten, z. B. den Körper betreffenden – das Produkt sozialer Normung, folglich der ökonomischen und sozialen Norm sind.
Die neue Sozialordnung anerkennt die Legitimität aller Befriedigungen und bietet alle legitimen Befriedungen, doch langfristig und auf Kredit – z. B. mit dem Ausbildungskredit und dem Glauben an die Zukunft durch die

Schule –, oder kurzfristig, zu herabgesetzten Preisen – mit allen Formen des Ersatzes, falschen Luxusautos und Ferien in falschem Luxus: Die »frustrierten Erwartungen«, die der Abstand zwischen der Durchsetzung der legitimen Bedürfnisse und der Zuweisung der Mittel zu ihrer Befriedigung notwendig erzeugt und die zweifellos ökonomische Auswirkungen haben, indem sie unmittelbar oder mittelbar (durch den Kredit) eine Mehrarbeit erlauben, bedrohen nicht notwendig und automatisch das Überleben des Systems; dieser strukturelle Abstand steht am Ursprung der *Reproduktion durch Verschiebung*, welche die *Fortdauer* der *Struktur der Positionen* sichert – durch die dauernde Veränderung der *»Natur« der Bedingungen* hindurch. Auch hier darf uns das mechanische Bild der Verschiebung nicht täuschen: die Dialektik von Vornehmheit und Anspruch ist das Prinzip jener Art von Wettlauf zwischen den Klassen, der die Anerkennung ein und derselben Ziele beinhaltet; sie ist der Motor jener Konkurrenz, die nur die sanfte, fortwährende und endlose Form des Klassenkampfs ist.

Deutsch von Eva Moldenhauer

Anmerkungen

1 S. Schroeder und J. Matignon, *Le goût du luxe*, Paris 1972. Dieselbe Rede, Ergebnis desselben Gegensatzes, findet sich bei Françoise Dorin (*Le tournant*, Paris 1973, S. 24): »Da gibt es jene, die man die *Passéisten*, die *Konservativen* nennen könnte, die beschlossen haben, daß die heutige Welt völlig verrückt ist, und mit einer Binde um die Augen und Oropax in den Ohren durchs Leben gehen . . . Die anderen sind jene, die auf den Zug aufgesprungen sind. Die das Leben in der Gegenwart leben, sich *die neuen Ideen* angeeignet haben, Clavel und Marcuse lesen, sich für die neuen Formen des körperlichen Ausdrucks interessieren, diejenigen, die in die Theater am Stadtrand gehen, die Fortschritte der Kulturhäuser verfolgen, Zwölftonmusik und moderne Plastik lieben, kurz alle, die voll auf der Seite der Jugend stehen.«

2 Ein typisches Beispiel für die Strategie der Herrschenden, deren Äquivalent in allen Feldern zu finden ist und die darin besteht, die Beherrschten beim Wort zu nehmen, um ihnen ihre eigenen Prinzipien entgegenzuhalten oder sie auf ihrem eigenen Feld zu schlagen, sie »links zu überholen«.

3 Die Haute Couture, die natürlich mit allen bürgerlichen Zeremonien im Bunde stand, war die erste, die ihren Verfall zu spüren bekam: »Sogar die Anlässe werden seltener: große Empfänge, offizielle Zeremonien, Privatvorstellungen . . . Meist ziehen sich die Frauen nur noch an, um ins Theater zu gehen. Einst war das Theater der Ort, wo die Propaganda der Eleganz und der Mode am meisten wirkte« (Daniel Gorin, Präsident der *Chambre syndicale de la couture parisienne*).

4 Vgl. Ernst H. Kantorovicz, *The King's Two Bodies, A study in mediaevel political theology*, Princeton University Press, 1957.

5 F. Nietzsche, *Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, Erster Vortrag.

Vittoria Alliata
Eine Bourgeoisie in Zement

Zement und Kachelwände, Zement und Schmiedeeisen, Zement und Marmor, Zement und massives Mahagoni, Zement und Plüschrasen, Zement und Swimming-pool, Zement, über zwei Stockwerke mit maurischen Spitzbögen durchbrochen, Wellzement mit fluoreszierenden Mosaiken, Zement, zwanglos abwechselnd mit opalisierendem Murano-Glas, Zementkuben mit Eisengittern umgeben, mit Fernsehantennen in der Form des Eiffelturms gekrönt, und Zementkuben versteckt hinter Ziersträuchern, beschienen von Laternen in Muschelgestalt; zuweilen auch Zement im Chalet-Stil, Dolomitenziegel, Tannen, Spitzgiebel; mit Vorliebe faschistischer Zement, kubisch, mit Anklängen an den Expressionismus, hochgesteilte Bögen und anmaßende Absenker; aber natürlich auch Mittelmeer-Zement, pseudogekalktes Pseudo-Mauerwerk, Capri-Coimbra-Corfù, mit Bougainvilleen-Azaleen-Oleandern; oder Zement à la Palladio, cremeweiße Stucksäulen, coca-cola-farben gestrichenes Portal, glänzend polierter Messing-Türklopfer, schiefergrau bepinselte Freitreppe. Vor dem Haus die Schnellstraße: ein Minimum von vier Spuren, Grünstreifen, Leitplanken, Grüne Welle, Tag und Nacht brennende Peitschenleuchten. Zwischen dem Zement und dem Asphalt, anstelle des Gehsteigs, ein Streifen zertretenen, schmutzigen Sandes, klumpig wie Mörtel, der als Parkplatz dient. Hinter dem Haus die Wüste: eine zivilisierte Wüste, geschmückt mit Autowracks, Reklametafeln, Ölfässern und, in einiger Entfernung, mit den verfaulenden Baracken der Pakistani, der Leute aus Bangla Desh, der Inder.

Hier ist also die Bourgeoisie von Kuwait zuhause, wenn man diesen sozialen Teig aus den Sheiks, Händlern, Bürokraten, exilierten Palästinensern und unternehmungslustigen Beduinen, die hier an der Macht sind, überhaupt mit einem solchen Begriff fassen kann. Immerhin haben sie einiges gemeinsam: das Geld, den Islam und den Zement; ferner die vollen Rechte eines Staatsbürgers von Kuwait, die nur volljährigen Männern zustehen, deren Familien seit wenigstens zwei Generationen hier beheimatet sind. Außerdem verbindet sie vielleicht der Umstand, daß sie die ersten Anzeichen der Neurose zur Schau stellen: Das Kumbuloi, mit dem sie fiebrig spielen, wenn es nicht schon der Marlborough gewichen ist, die den Vorteil hat, daß sie es einem erlaubt, sein massives Cartier-Feuerzeug zu zeigen. Dagegen ist das Tee-Zeremoniell schon etwas passé; man brüht den Tee mit dem Papierbeutel auf und serviert ihn lauwarm, hastig, ein

Schluck und basta. Aber damit wir uns nicht mißverstehen: diese Leute sitzen in den höchsten Stellungen der Ministerialbürokratie, hinter Schreibtischen, die nach Petroleum duften, oder im Hauptquartier einer Bank, wo sie über Summen verfügen, denen gegenüber die italienische Handelsbilanz sich kärglich ausnimmt. Sie sprechen englisch und lesen es sogar. Studiert haben sie an der amerikanischen Universität in Beirut, ihre Schuhe haben sie in Rom, ihre Brillanten in Paris gekauft, zum Dinner sind sie bei Lord Hambro (von der Hambro's Bank) eingeladen, ihren Urlaub verbringen sie in Miami, und fahren lassen sie sich im goldplattierten Cadillac, der mit türkisfarbenem Pelz gefüttert, mit Velours ausgeschlagen und mit Funktelefon, Stereo und Frigobar ausgestattet ist. Jedes zweite Weekend fliegen sie nach Beirut, wo sie im Yankee-Prunk des Phoenicia Hotels übernachten und zwischen Bordell und Spielkasino Hunderttausende von Dinaren ausgeben. Die Libanesen verachten und schätzen sie gleichermaßen; ihretwegen ertragen sie die Gegenwart der Palästinenser, ihretwegen entgehen sie aber auch dem ökonomischen Ruin; jedesmal, wenn sie an der Botschaft des Dawlat al Kuwait vorbeikommen (Zement, Kacheln, Spitzbögen, Chromstreifen, Marmor), rümpfen sie freilich ihre empfindlichen levantinischen Nasen.
Auch die Ehefrauen aus der Bourgeoisie reisen gern. Sie sind immer zu dritt. Verschleiert besteigen sie den Jet, aber kaum sind sie an Bord, zeigen sie sich luderhaft geschminkt, angetan mit Princesse Chanel, Halsschleifchen und blumengemusterten Musselins. Es sind dies die einzigen Damen der Welt, die sich schon zum Frühstück mit echten Juwelen behängen. Vom Hotel Plaza-Athénée aus, wo sie ein ganzes Stockwerk mieten, unternehmen sie Razzien auf die Boutiquen des Quartier Latin, bei denen sie weder Kleider, noch Glitzerkram, noch Cremetöpfe verschonen. Sie sind absolut ignorant, gehen abends nicht aus, beaufsichtigen sich gegenseitig und sind einzig und allein damit beschäftigt, das Geld ihrer Männer auszugeben. Zuweilen wird auch eine Tochter mit eingeflogen, die sich dann mit Jeans und T-Shirts, viktorianischen Spitzen und straßglitzernden Sandalen eindeckt. Wieder zuhause im Zement, werden sie mit ihrer Beute im großen Living-Room Staat machen, zwischen den Cantù-Sitzecken und den Wandbezügen aus synthetischem Damast, nach einem kleinen Lunch unter Freundinnen, wo man barfuß und mit den Fingern zweifarbigen Reis, Fisch, Hammel und Yoghurt ißt. In den vier Wänden des häuslichen Diwaniyah nämlich, am hellen Tage, bei zugezogenen Vorhängen und strahlendem elektrischen Licht, wo der Veilchen-Spray das Rosenwasser ersetzt hat, umgeben von Zigeunerpuppen aus dem Tax-Free-Shop, dem Tischfeuerzeug, der Uhr im türkischen Rokoko-Stil und dem Plüsch à la Louis-Philippe, während die Klimaanlage auf höchsten Touren läuft, wahrt die Bourgeoisie von Kuwait noch den Schein der Rituale und die Illusion der Symbole, Spuren einer Vergangenheit, die nicht weit zurückliegt: Die

Gastfreundschaft, voller Mißtrauen, aber mit weihevoller Förmlichkeit dargeboten; das Benehmen der Frauen, diensteifrig und zurückhaltend; die Alkohol-Abstinenz; das gelegentliche Gebet; die Waschung vor der Mahlzeit. Aber die Konsumgüter haben längst die Gazellenherden in den Schatten gestellt, der westliche Kitsch verdunkelt die kleinen Kostbarkeiten der Beduinen, und das Fernsehen hat dem Gassensänger den Garaus gemacht. Was nach wie vor zählt, ist der Besitz; und wie seit eh und je dient er weniger dem Gebrauch und dem Genuß als der Demonstration von Status und Prestige.

Das alte Elend der Beduinen war einem gnadenlosen Klima, der Dürre und der Dürftigkeit des Bodens geschuldet. Diese Erde ließ keine Verwurzelung zu; so blieb es bei nomadischer Armut, viele Jahrhunderte lang. Die Habgier dieser Menschen träumte von kleinen Gegenständen: von Sätteln und Mörsern, Ketten aus Halbedelstein, Kaffeebohnen, Teegefäßen, Weihrauchkesseln, Kleidungsstücken, alltäglichen Dingen, die jedoch ihrer Seltenheit wegen einen emblematischen Wert annahmen und ebenso kostbar schienen wie Kamele oder Stuten. Die Jahre gingen in ewiger Gleichförmigkeit hin, und das Los des Einzelnen war bestimmt durch den einzigen Gott im Himmel und durch die Gesetze des Stammes auf Erden, sein Alltag durch die Realität der Wüste und durch unverrückbare Bräuche. Die einzige Abwechslung war der Krieg, eine kurze Unterbrechung, zugleich Kalender und Fest, in dem die Beute des Siegers aus den wenigen, ärmlichen Schätzen des Besiegten bestand – sie brachte keinen Reichtum, aber Ruhm und Ansehen. Und auch für die Händler in den Marktflecken, bei denen die Nomaden einmal im Jahr das Nötigste für den Lebensunterhalt kauften, und die mit ihren Frauen wie Eingeschlossene lebten, in niedrigen Lehmhäusern, umgeben von Mauern, die ebenso undurchdringlich schienen wie ihr wahabitischer Glaube, auch für die Händler wurde die Habgier zum einzigen Lebensinhalt. Kuwait 1975, mit seinen sinnlosen Wolkenkratzern, seinen Schaufenstern voller Gadgets, seinem Auto-Delirium, ist nichts weiter als die Summe dieser beiden Arten von Habsucht, ein Kompromiß zwischen Armut und Gier, Feudalismus und Supermarkt.

Der Feudalismus stellt sich völlig schamlos dar, mit seiner uferlosen regierenden Familie, den gezinkten Wahlen zu einem Parlament, in dem es keine Parteien gibt, den von Türmen bewehrten Palästen, und der demagogischen Rhetorik vom Eldorado des Populismus. Die Würde des Emirs ist praktisch, wenn auch nicht dem Buchstaben nach, erblich; jedenfalls wird sie seit zweihundert Jahren eifersüchtig vom Clan der Al Sabah gehütet, und sie schließt so gut wie alle leitenden Funktionen im Staat ein. Der Emir nominiert den Premierminister, seine exekutiven Befugnisse sind unbegrenzt, er kann jeden Minister absetzen, er ernennt den Befehlshaber der Streitkräfte und alle Diplomaten des Landes. Er ist außerdem der erste

Unternehmer und der größte Kapitalist des Landes, gefolgt von seinem Vetter, dem Bürgermeister der Stadt; seinem Neffen, dem Premierminister; seinem Onkel, dem Staatsrat; und von anderen Angehörigen seiner Familie, die öffentliche Ämter und privaten Profit mit einer Unbekümmertheit vermengen, wie sie für die ganze arabische Halbinsel typisch ist. Nach dem Tod des Außenministers, einem Vetter des Emirs, erwarb seine Witwe, auch sie eine Kusine aus dem regierenden Haus, zwei ganze Häuserblocks in London, ein Stadtviertel in Beirut und eine Reihe von Mietshäusern in Paris; als Besitzerin eines großen Teils des Souk von Kuwait stoppte sie die zaghaften Versuche einer Sanierung, die ihren Interessen zuwiderlief. Wenn man in Kuwait von der Befreiung der Frau überhaupt sprechen kann, dann kann es sich dabei nur um die Befreiung von Frau Al Sabah handeln, der Nomadin im privaten Jet, Kleider von Saint-Laurent, Falkenjagd zum Weekend im echten Beduinenzelt, Herbstsaison in der City, Luxus-Triplex im Olympic Tower an der Fifth Avenue, Hippie-Söhne in Beirut; und trotz alledem gibt sie sich, wie die Tradition es will, spröde, keusch und bescheiden: keine Abende in der Spielbank, keine Interviews, kein Umgang mit der Kaste der Bürokraten – das wäre nicht standesgemäß. Die Befreiung der Prinzessinen – Princess Lib – kann einen Zipfel männlicher Macht erreichen, aber im Hofritual, das die Endogamie, den Puritanismus und das Rassenvorurteil vorschreibt, bleibt, wie im Zeremoniell der päpstlichen Aristokratie, alles beim alten: es besteht aus offiziellen Banketts, Hochzeiten zwischen Vettern und Kusinen, Alkoholverbot, Gebetsübungen, und es beruht auf dem Gefühl, zum einzig wahren Adel der Welt zu gehören.
Ebenso schamlos wirkt der soziale Supermarkt von Kuwait: aber die kostenlose medizinische Versorgung, der kostenlose Unterricht, das kostenlose Telefon, die subventionierten Wohnhäuser, die Universitätsstipendien für jedermann – das alles kann über den verstaatlichten Rassismus und über die zur Verfassungsnorm erhobene Habgier nicht hinwegtäuschen. Und zwar schon deshalb nicht, weil 60% der Einwohner von Kuwait keine Bürgerrechte haben. Sie zahlen enorme Mieten, müssen sich als Privatpatienten von Ärzten behandeln lassen, die sie ausbeuten, können ihren Kindern kein Studium bezahlen, dürfen weder einen freien Beruf ausüben noch ein Haus oder ein Grundstück erwerben und sind von der Beteiligung auch am kleinsten Unternehmen ausgeschlossen. Die Inder und Pakistani, aber auch die arabischen Brüder aus dem Irak, dem Jemen und aus Jordanien leben heute in Kuwait elender als die Beduinen der Vergangenheit, und die Fata Morgana des Supermarkts hat sie derart demoralisiert, daß von einem politischen Bewußtsein bei ihnen keine Rede sein kann.
Für die Palästinenser stellt sich die Situation etwas anders dar: sie bilden eine intellektuelle und berufliche Elite, ohne die das Land nicht mehr auskommen könnte; sie beherrschen die Presse, wenigstens deren fort-

schrittlicheren Teil, das Bildungswesen und die Krankenhäuser; sie sind integriert als Staatsbürger und verfügen über ziemlich viel Geld. Einflußreich sind sie als pressure group, wo es um die Finanzierung der Guerrilla und um den anti-israelischen Boykott geht; innenpolitisch dagegen haben sie nichts zu sagen. Den Geboten des islamischen Glaubens gegenüber legen sie eine gewisse Lässigkeit an den Tag; kaum, daß sie den Whisky aus Teegläsern trinken; auch verschmähen sie die verbotenen Freuden des einzigen Cabarets von Kuwait, das sich immerhin einiger lasziver Wandteppiche rühmen kann. Dafür stellen sie dem Besucher ihre Frauen vor, ja sie erlauben es ihnen sogar, einen Beruf auszuüben, und schicken ihre Töchter auf die Beiruter Universität, wo sie, im Gegensatz zu den Kuwaiter Sitten, auch eine »männliche« Fakultät besuchen und Naturwissenschaften studieren, ja sogar nach sieben Uhr abends noch das Wohnheim verlassen dürfen. Die Staatsbürgerschaft von Kuwait erlaubt es ihnen mit einem Wort, sich als Palästinenser zu fühlen und dementsprechend zu handeln.

Neben den Palästinensern sind es die reichen Juden, die das Export-Import-Geschäft, die Textilbranche und einige Supermarkt-Ketten beherrschen. Sie sind nicht nur geduldet, sondern geradezu kuwaitisiert. Auf die sichtbaren Äußerungen ihres Glaubens haben sie verzichtet. Auch finanzieren sie (über den Kuwait Fund for Economic Development) die arabischen Länder, die Krieg gegen Israel führen, und unterstützen die Befreiungsfront von Eritrea. Sie bevorzugen als Residenz Luxuswohnungen in riesigen freifinanzierten Häuserblocks, verschmähen aber auch die Villen nicht, die sich am Strand gegen Ahmadi hinziehen.

Alles in allem herrschen in Kuwait Ruhe und Ordnung; die Todesstrafe gilt für Kapitalverbrechen, auf Streiks steht Gefängnis und Deportation (in der ganzen Geschichte des Landes steht nur ein einziger Streik verzeichnet), den Ölkonzernen wird mit der eisernen Faust gedroht, doch dann verständigt man sich lautlos, dem Irak gegenüber herrscht Waffenstillstand, der Ruf eines Wohlfahrtsstaates hat sich in alle Winde verbreitet, und auf dem schwarzen Markt gibt es Alkohol, soviel man will, zu fünfzig Dollars die Flasche. Ein Land, wo jeder Staatsbürger ein Bourgeois ist, und wo die Bourgeoisie die arithmetische Summe aller Staatsbürger ausmacht; wo die Kapitalisten, wie es sich gehört, die Industrie in der Hand haben, die des Zements und die der weißen Hemden, und wo der Monarch, wie es sich ebenfalls gehört, seine Hand auf alles übrige gelegt hat: auf das Öl und auf das Leben seiner Untertanen. »Unser Land und seine Führer«, heißt es im *Kuwait Digest,* »geben der ganzen Welt ein Beispiel der Güte, der Anständigkeit, des Fortschritts, der friedlichen Zusammenarbeit und der Demokratie: alles dessen also, was die Größe einer Nation ausmacht.«

Deutsch von Andreas Thalmayr

Anmerkungen der Redaktion

Hans-Dieter Bahr lehrt an der University Bremen Philosophie. Sein Essay »Das unheimliche Heim« wird in dem Band *Mißgestalten. Über bürgerliches Leben* enthalten sein, der im Frühjahr 1976 im Verlag Achenbach in Gießen erscheinen soll.

Claudio Hofmann arbeitete früher als Mathematiker und Physiker und lehrt heute in Berlin Erziehungswissenschaften.

Der Text »Unternehmer-Schulung« ist ein mit Zwischenüberschriften versehenes Wortprotokoll, aufgezeichnet im Zusammenhang der Arbeit an dem Film »In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod« von Alexander Kluge und Edgar Reitz. Das Drehbuch des Films und ein Kommentar der Autoren sind in *Kursbuch 41* abgedruckt.

Rudolf Hickel lehrt an der Universität Bremen politische Ökonomie.

Ernst Gerhards ist Assistent an der Universität Osnabrück. 1972-1975 Lehrtätigkeit in Spanien und Frankreich.

Der Beitrag »Die neuen Kleider der Bourgeoisie« ist eine stark gekürzte, auch um Bildmaterialien und andere Dokumente beschnittene Fassung des Aufsatzes »Le Couturier et sa griffe«, der 1974 in der ersten Nummer der von Pierre Bourdieu herausgegebenen Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* erschienen ist (54, Bd. Raspail, 75270 Paris). Wir möchten unsere Leser sehr dringend auf diese Zeitschrift hinweisen und danken Pierre Bourdieu für die Genehmigung, den Auszug aus seinem Aufsatz abzudrucken.

Dossier: Unsere Bourgeoisie – Beschreibung einer Lücke. Wir danken den im folgenden aufgeführten Verlagen für die freundliche Genehmigung, Zitate aus den genannten Büchern abzudrucken:
Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf (Claessens/Klönne/Tschoepe, *Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland*)
Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart (Benno Biermann, *Die soziale Struktur der Unternehmerschaft*)
Europäische Verlagsanstalt, Köln (Heinz Hartmann, *Der deutsche Unternehmer;* Helge Pross, *Manager und Aktionäre in Deutschland;* Arthur Rosenberg, *Entstehung der Weimarer Republik*)
Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden (Max Kruk, *Die oberen 30 000*)
W. Girardet Verlag, Essen (Günter Schmölders, *Die Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft*)
Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen (Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik;* ders., *Gesammelte politische Schriften*)
Piper Verlag, München (Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit;* ders., *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*)
Societäts-Verlag, Frankfurt (Max Kruk, *Die großen Unternehmer*)
Suhrkamp Verlag, Frankfurt (Helge Pross / Karl W. Boetticher, *Manager des Kapitalismus;* Alfred Sohn-Rethel, *Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus*)
Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen (Rolf Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten;* Fritz Redlich, *Der Unternehmer*)

Kursbogen: Historischer Roman. Wir danken Enzo Mari und Carla Masio für die Erlaubnis zur einmaligen Verwendung ihres im Verlag Milano-Libri erschienenen Leporello-Bandes *Romanzo Storico.*

Kursbuch 43 *Arbeitsorganisation – Ende des Taylorismus?* März 1976

Was den Linken Karl Marx ist, müßte den Unternehmern und ihren Freunden eigentlich der amerikanische Ingenieur Frederich Winslow Taylor sein. Denn als Taylor 1915 starb, hinterließ er ein System, das einen Meilenstein auf dem Wege einer Entwicklung ist, die wir heute »Rationalisierung« nennen: das System der *Wissenschaftlichen Betriebsführung*. Wissenschaftlich daran ist besonders die unbestechliche, unmenschliche Exaktheit, mit der jeder Handgriff und jede Bewegung der Arbeiter beobachtet, notiert, gemessen, zerlegt und katalogisiert, kurzum: ausgebeutet wird. Obwohl also Taylor ein Markenzeichen des Kapitalismus ist, kennt seine Arbeit kaum ein Mensch. Nur zu spüren bekommen sie sehr viele! Die Beiträge in diesem Kursbuch erinnern sich dieser Arbeit, untersuchen ihre Auswirkungen und fragen: Was ist aus dem Taylorismus geworden? Was steckt hinter seinen neuen Namen: REFA, MTM, WAO und all den anderen? Was heißt »Humanisierung der Arbeitswelt«: ein moderner Schachzug der Unternehmer, eine spürbare Erleichterung der Arbeit oder etwa beides? Welche Möglichkeiten haben die Arbeiter selber, sich gegen unerträgliche Arbeitsverhältnisse zur Wehr zu setzen? Was tun die Gewerkschaften? Was hat die »Abschaffung« des Fließbandes bei Volvo, bei Fiat, bei Ford gebracht? Was passiert eigentlich mit den Angestellten in den Büros? Und was schließlich hat Taylor in den Fabriken des Sozialismus zu suchen? Wer hat ihn eingeladen?

Kursbuch 44 *Unsere Unterwelt* Juni 1976

Aufgrund welcher Bedingungen, Mechanismen und Identifikationen wird und bleibt man kriminell? Wie entstehen die für die Unterwelt typischen Karrieren und Klassenlagen? Welche Rolle spielt der Knast als Sozialisationsinstanz? Dieses Kursbuch will fragen, inwieweit die Unterwelt eine Reproduktion der Oberwelt (der Bodensatz ein Abbild) ist. Stichworte: Kriminelle Milieus (Großstädte, Kleinstädte, Stadtteile, Vergnügungsviertel etc.); Formen der Doppelherrschaft im Knast, in Banden, in Randgruppen; Komplementarität und Komplizentum von Polizei und Kriminellen; der Überbau der Unterwelt (der Kampf um Anerkennung etc.); Wirtschaftskriminalität (oder: crime *does* pay); unterprivilegierte (Frauen-)Kriminalität. Politik mit dem Verbrechen.

Kursbuch 45 *Wir Kleinbürger* September 1976

Obwohl das alte (klassische) Kleinbürgertum in den spätkapitalistischen Gesellschaften zur ökonomischen Bedeutungslosigkeit geschrumpft ist, sind diese Gesellschaften weitgehend kleinbürgerlich konstituiert, zumindest in ihren Verkehrsformen, im sozialen und geistigen Habitus der Mehrheit ihrer Mitglieder. Ein Teil dieser kleinbürgerlichen Verhaltensweisen ist sicher klassenspezifisch, d. h. durch die sozio-ökonomische Situation bedingt (und erklärbar); ein anderer Teil aber offensichtlich nicht, er erscheint dysfunktional oder einfach überständig. Woher kommt das Beharrungsvermögen solcher ungleichzeitigen Lebenswelten und -weisen? Haben sie eine gesellschaftliche Funktion? Unter welchen Bedingungen gedeihen sie, lassen sie sich überwinden, werden sie restauriert?
Reizthese: Die neue Linke schlägt sich mit ihrem eigenen Kleinbürgertum herum. Wir bekämpfen das, was wir sind. Aber wir bekämpfen es nicht immer bei uns selbst, sondern oft auch bei denen, die es nicht sind. Denn wir bekämpfen es als die, die wir sind: im kleinbürgerlichen Rahmen. Bekämpfen wir vielleicht das Falsche? Gibt es womöglich in der kleinbürgerlichen Tradition (trotz Marx, der ihr angehörte) Erhaltenswertes, Entwicklungsfähiges? Eine Frage an Herrn Keuner.

Quartbefte

Werner Kofler
Guggile: vom Bravsein und vom Schweinigeln

Eine Materialsammlung aus der Provinz
Quartheft 72. 96 Seiten. DM 7,80
Die totale Autobiographie einer Jugend in Kärnten: sex and crime. Wie man aufwächst im Dumpfen und unter Dampf.

Tintenfisch 8

Jahrbuch für Literatur 1975
Herausgegeben von Michael Krüger und Klaus Wagenbach. Mit Fußnoten und vollständiger Bibliographie.
Quartheft 73. 120 Seiten. DM 6.80
„Eine bemerkenswert aufregende Anthologie!" *(Wilmersdorfer Lokalcourier)*

Adolf Endler
Nackt mit Brille Gedichte

Quartheft 74. 60 Seiten DM 6,80
Einer der wichtigsten DDR-Lyriker veröffentlicht erstmals in der BRD: Gedichte über die Exotik des Alltags, über die Möglichkeiten der Subjektivität.

Erich Fried
Fast alles Mögliche

Wahre Geschichten und gültige Lügen
Quartheft 75/76. 144 Seiten DM 12,80
Eine Sammlung der in den letzten zehn Jahren entstandenen Prosa. Ihr Thema ist das, was in der Welt, in ihrer Spiegelung im Kopf und in unsern Versuchen, etwas davon kenntlich zu machen, möglich ist – für und gegen Menschen.

Hans Christoph Buch
Aus der Neuen Welt

Nachrichten und Geschichten
Quartheft 77. 96 Seiten. DM 7,80
Ironische, wüste Berichte zwischen Realität und Erfindung – von den Indianerfeldzügen bis zu heutigen Geschäftigkeiten. Die amerikanische Wirklichkeit wird zum Mythos, der Mythos zur Wirklichkeit.

Rainer Kirsch
Kopien nach Originalen

Portraits aus der DDR
Quartheft 70. 96 Seiten DM 7,80
„Diese Portraits von 3 Akademikern der DDR sind spannender als ein Roman: wechselnde Versuchsanordnungen, an denen ganz direkt und konkret DDR-Wirklichkeit gemessen wird."

Helmut Heißenbüttel

Verlag Klaus Wagenbach

KRITIK DER POLITISCHEN ÖKONOMIE, Nr. 3/4, DM 9.-

Reform und Revolution in Portugal

Ein Jahr nach den Sturz des Salazarregimes wird Bilanz gezogen, nach den Ursachen der Revolution gefragt, deren Verlauf analysiert, um zu einer umfassenden, fundierten und kritischen Einschätzung der Perspektiven der portugiesischen Revolution zu gelangen.
Im Abo (4Nrn. incl. Porto) DM 18,50

PROBLEME DES KLASSENKAMPFS, Nr. 19-21, DM 12,80

Schwerpunkt dieses Dreifachheftes ist: Kapitalistische Krise, Arbeitslosigkeit und Krise der Gewerkschaftspolitik in der BRD Ausführliche empirische und theoretische Beiträge zu diesem aktuellen Thema. Darüber hinaus die Fortsetzung der Debatte um die Abbildtheorie, zum Klassencharakter der SU und zur Zionismusfrage.
Über uns sind jetzt die Nrn. 1-21 zu beziehen, ab 1976, Nr. 22 über Rotbuch.

in der Reihe EDITION PRINKIPO
DIE LINKE OPPOSITION IN DER SU, Texte 1923-1928, Hg. U. Wolter

In dieser Anthologie wird die grundlegende Debatte um den Aufbau des Sozialismus an Hand der Originaltexte dokumentiert. Beiträge von allen maßgeblichen Theoretikern: Bucharin, Joffe, Kamenew, Ossinskij, Pjatakow, Preobraschenskij, Radek, Rykow, Sinowjew, Stalin, Tomski, Trotzki u.a. Unerläßlich zum Verständnis der Entwicklung der SU und des offiziellen Kommunismus. Das Werk umfaßt 4 Bde. mit jeweils 500-600 Seiten zu DM 25.- bis DM 28.- Bd. 1und 2 erscheinen diesen Herbst, Bd. 3 und 4 Anfang 76. Subskriptionsangebot: bis 31.12.75 bei Vorauskasse: DM 90.- (incl. Porto), ohne Vorauskasse 10% Ermäßigung vom Ladenpreis

olle und wolter

Einzelbestellungen über den Verlag werden nur nach Eingang des Betrages plus DM 1.- für Porto erledigt. Ausführliche Prospekte gegen Einsendung einer 50 Pfg. Briefmarke

Verlag Olle & Wolter, 1 Bln. 30, PF 4310
Postschkto. Berlin-West, Nr. 47006 - 104

Wende im Schalke–Prozeß ?
Immer neue Fakten kommen im größten Skandal des bezahlten Fußballs in der BRD zum Vorschein.

Wer macht Schalke kaputt ?

Herausgegeben von der Projektgruppe Schalke; 246 Seiten (mit zahlreichen Abbildungen und Fotomontagen); DM 15,

Dieses Buch liefert u.a. Hintergrundmaterial über die Entwicklung und Kommerzialisierung des Fußballsportes in der Bundesrepublik. Es zeigt, daß die Entwicklung zum Profi-Fußball und die Faszination der Massen für diese Sportart keineswegs unerklärbare Phänomene sind.
Anhand der Industrieentwicklung, des Wohnungsbaus und der Geschichte der Arbeitersportbewegung in Schalke wird der Zusammenhang von Arbeiten, Wohnen und Freizeitgestaltung gezeigt.

VSA

VSA verlag und vertrieb
Erkelenzdamm 7, Postfach 307
1000 Berlin (West) 36

ist, so war dies ein relatives, kein absolutes Scheitern. Es soll nicht übersehen werden, wieviele bis heute wirksame Anstöße theoretischer und praktischer Art von ihr ausgegangen sind, wie heilsam energisch sie das bis dahin zumeist träg konformistische gesellschaftliche Bewußtsein in unserem Land herausgefordert hat. Das Prinzip Emanzipation war das Grundprinzip der „Neuen Linken". Das Grundprinzip der „Neuen Rechten" hingegen ist das Prinzip Ungleichheit, in welcher ideologischen Form es heute auch präsentiert werden mag. Die „Neue Rechte" setzt auf Panikmache und blinde Irrationalität, weil sie weiß, daß sie in einer aufgeklärten Gesellschaft ohne Chancen ist.

vorgänge

Jedes »vorgänge«-Heft bringt ausführlich ein relevantes Thema der Gesellschaftspolitik und informiert und kommentiert, kritisiert und dokumentiert darüberhinaus aktuelle Ereignisse und Anlässe.
»vorgänge« macht Vorgänge sichtbar, analysiert sie und liefert Argumente und Vorschläge, um die gesellschaftlichen Strukturen zu verbessern. »vorgänge« wendet sich in verständlicher Form an alle, die die Dringlichkeit gesellschaftlicher Reformen erkannt haben.

Lieferbare Hefte

1: Klassenjustiz heute?
2: Innere Sicherheit minus innere Freiheit?
4: Qualität des Lebens
7: Kinderfeindlichkeit oder: Die Chancen einer wehrlosen Minderheit
8: Women's Lib in der Bundesrepublik
9: Demokratisierung – Gefahr für die Freiheit?
10: Unsere Neger – Randgruppen der Gesellschaft
11: Marktwirtschaft in der Krise
12: Rechtsreformen in der Bundesrepublik
13: Reform oder Restauration?
14: Schule und Politik
15: Neue Linke – Neue Rechte
16: Kirche, Staat und Demokraten
17: Entwicklungspolitik und Dritte Welt

vorgänge erscheint sechsmal jährlich (15. 2., 15. 4. ...) mit ca. 120 Seiten Umfang im Format 16,5 x 24 cm. Jahresabonnement DM 44,– (inkl. Versandkosten + MwSt.), Einzelheft DM 10,–

BELTZ

Beltz Verlag, 694 Weinheim, Postfach 1120, Telefon (06201) 61041. Verlag Beltz Basel, Postfach 497, CH-4002 Basel, Telefon (061) 23 94 70

Bitte schicken Sie diesen Coupon oder eine Postkarte an
Beltz Verlag, 694 Weinheim, Postfach 1120

Vorzugsangebot zum Kennenlernen

Ich bestelle zum Vorzugspreis von DM 16,– (inkl. Versandkosten + MwSt.) ein Probeabonnement (3 Hefte) der Zeitschrift „vorgänge" ab der laufenden Nummer.

Name, Vorname:

PLZ/Ort:

Straße:

Beruf: _____

Bitte beachten Sie: Wir liefern nach Ablauf des Probeabonnements zum regulären Bezugspreis weiter, falls nach Auslieferung des dritten Heftes keine Abbestellung bei uns erfolgt.

4

Rotbücher: Literatur und Politik

Rotbuch 138: Diese Balladen erzählen von Leuten, die kaputtgemacht werden von Eltern, Chefs, Hausbesitzern, der Polizei. Von Leuten, die eins drauf kriegen, weil sie Kinder, Landfremde, Lehrlinge, Lohnabhängige, Linke oder einfach nur Frauen sind.
72 Seiten. DM 7.–

Rotbuch 139: Münsters Rotbuch liefert die Grundlage zum Verständnis der politischen Entwicklung in Portugal. Es berichtet von der Vorgeschichte der Revolution, der Rolle der Armee, von den Parteien und den ökonomischen und politischen Widersprüchen in Portugal. Mit Interviews und Dokumenten.
144 Seiten. DM 8.– (7.–)

Rotbuch 140: Ich bin heute in das Papiergeschäft gegenüber gegangen und habe mir ein Schreibheft gekauft, das dickste, das zu kriegen war. In das weiße Rechteck auf dem Deckblatt habe ich geschrieben: Personalakte – Matthias Kleff. Meine Idee ist: Ich schreibe mir meine Personalakte selber. Was halten Sie davon?
112 Seiten. DM 8.–

Rotbuch 141: »Krise und Gegenwehr« ist ein Handbuch und ein Mosaik zugleich: zum politischen Alltag in den Betrieben – und um sie herum. Zu Wort kommen Arbeiter mit ihren Erfahrungen und gewerkschaftlich engagierte Intellektuelle mit ihren Analysen.
160 Seiten. DM 7.– (6.–)

Rotbuch 142: Der vierte Band der vielbeachteten Heiner-Müller-Ausgabe enthält Stücke, Fragmente, Gedichte und theoretische Texte, die für den unmittelbaren Theatergebrauch geschrieben sind.
128 Seiten mit Fotos. DM 9.–

Rotbuch 143: Der Militärputsch in Chile 1973 war kein »Unfall«, sondern Folge der strategischen und taktischen Fehleinschätzung der Unidad Popular. Mires' Analyse der Rolle der Militärs verweist auf eine gefährliche theoretische Lücke – nicht nur der chilenischen Linken – gegenüber dem Problem des Staats.
176 Seiten. DM 9.– (8.–)

Ein deutsches Lesebuch – Die Summe eines großen, kämpferischen Lebens.

10 Bände in Geschenkkassette. Subskriptionspreis bis 31.12.78 78,– DM, danach DM 98.

Kurt Tucholsky Gesammelte Werke

rororo

»Wir glaubten doch, unseren Tucho recht gut zu kennen. Nun stehen wir überrumpelt, hingerissen, verblüfft vor immer neuen Entdekkungen.« Axel Eggebrecht